This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

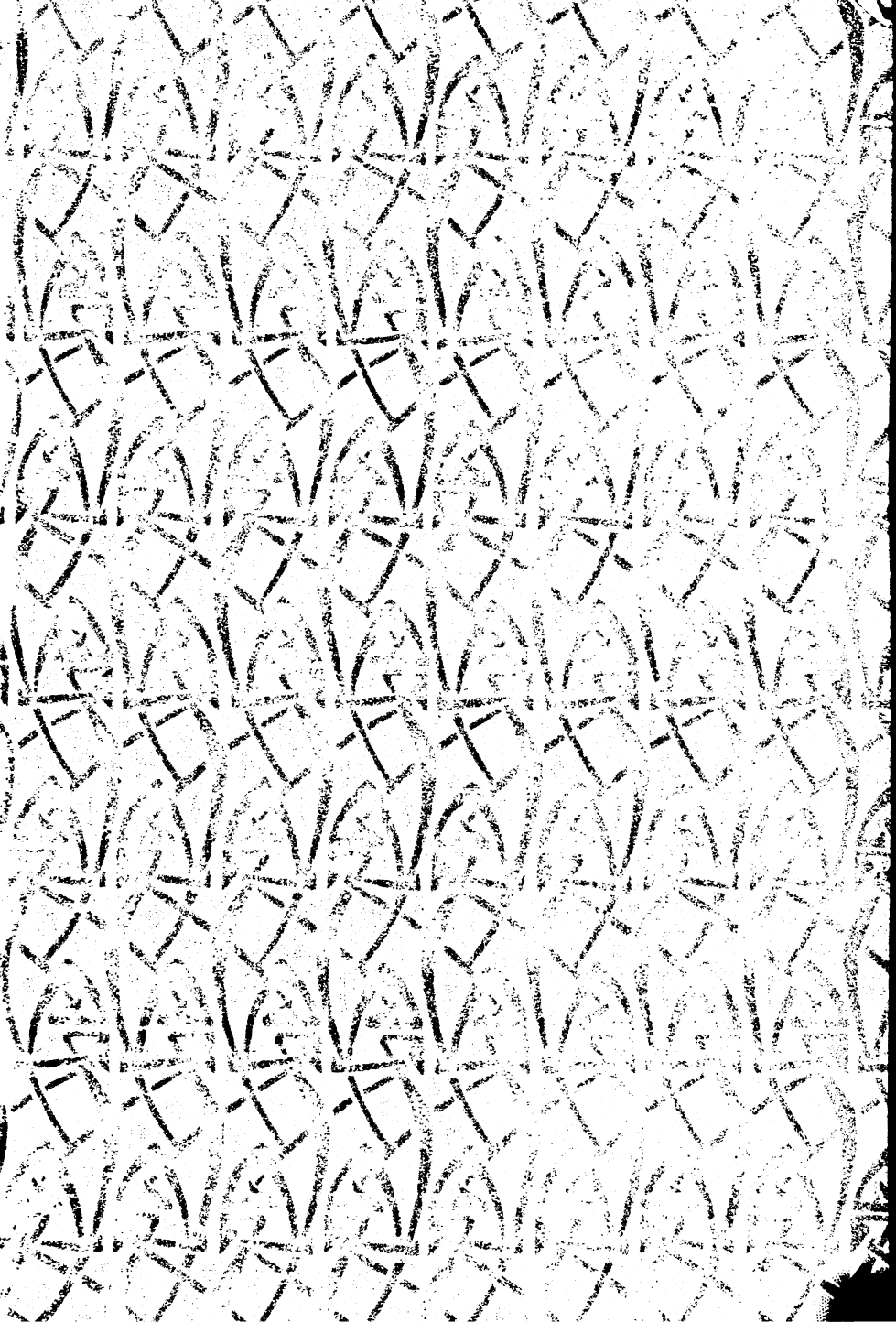
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
L560
E7

Lenaus

Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

„Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben".
Lenau.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1902.

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Herrn

Senatspräsident Paul von Weisser

und

Herrn

Ministerialrat Gustav Schwab

in dankbarer Gesinnung

zugeeignet.

206814

Vorwort.

Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, diejenigen Frauen, welche bedeutsam in das Leben und Werden Lenaus eingegriffen haben, in ihrem Einfluß auf den Dichter zu schildern. Seitdem die Tagebücher Lenaus, Emilie Reinbecks und Marie Behrends' der Öffentlichkeit übergeben sind, hat man einen klareren Einblick in das Herzensleben des Poeten bekommen. Ich war außerdem in der Lage, weitere Aufschlüsse über manche Beziehung Lenaus zum weiblichen Geschlechte zu geben. Das in diesem Buche veröffentlichte Material von und über Lenau stammt aus authentischen Quellen. Dadurch ward es mir erleichtert, die Frauen und den Dichter möglichst durch sich selbst, an der Hand ihrer Briefe, Aufzeichnungen, Jahreshefte u. s. w. zu charakterisieren, was der Unmittelbarkeit der Darstellung und der Frische der Empfindung keinen Abbruch gethan haben dürfte.

Herzlichen Dank schulde ich all denjenigen Männern und Frauen, welche im Laufe der letzten neun Jahre mir Hilfe und Rat bei meinem Vorhaben geliehen. Ebenso schulde ich Dank mehreren öffentlichen Bibliotheken, wie nicht minder

einer Reihe von Werken über Lenau, in erster Linie folgenden: Ludw. Aug. Frankl (Lenau und Sophie Löwenthal); Karl Klüpfel (Gust. Schwab); Max Koch (Lenaus Werke, aus „Deutsche National-Litteratur"); Karl Mayer (Lenaus Briefe an einen Freund); Emma Niendorf (Lenau in Schwaben); Anton Schlossar (Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck); A. X. Schurz (Lenaus Leben); Christoph Theodor Schwab (Gust. Schwabs Leben).

Möge nun das Buch hinausziehen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben es schildert! Möge es dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten!

Hamburg, im Februar 1902.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Lenaus Mutter	1
Bertha Hauer	31
Lotte Gmelin (Lenaus Schilflottchen)	49
Sophie Schwab	98
Emilie Reinbeck	131
Sophie Löwenthal	213
Karoline Unger	312
Marie Behrends	337
Anhang. Personenverzeichnis	399

Berichtigung. Das in der vorletzten Zeile Seite 220 erwähnte Tagebuch Lenaus ist nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache geführt; die daran geknüpfte Folgerung auf S. 221 (erste Zeile) muß also wegfallen. Das in lateinischer Sprache geschriebene Tagebuch Lenaus gehört der Zeit vor der Amerikareise an.

Lenaus Mutter.

„O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen."
Lenau.

Lenaus Kindheit wird bewacht von seiner Mutter Therese. Sie war eine leidenschaftliche Frau: glutvoll im Lieben, mutvoll im Leben, unstät und ausdauernd, gefühlsstark und empfindsam, willensfest und seelenweich, anschmiegend und eigenwillig — kurzum, eine Frau, deren Wesen aus den sonderbarsten Widersprüchen gemischt war, die aber gerade durch das Rätselhafte und Gegensätzliche ihrer Natur unser lebhaftes Interesse erheischt und es selbst dann erwecken würde, wenn sie nicht den größten deutsch-österreichischen Lyriker geboren. Sie war eine Frau, die auf der einen Seite uns Bewunderung abringt, wenn wir sie schmerzvoll, aber seelenstark den „Kampf ums Dasein" kämpfen sehen, den Begriff im weitesten und — man möchte fast sagen — verwegensten Sinne des Wortes gedacht; sie war eine Frau, die aber auf der andern Seite unsere Verwunderung wachruft, wenn wir sie in ihrer grenzenlosen Liebe zu ihrem Sohne, unserem Dichter, verhängnisvoll irren sehen. Johannes Scherr, den Lenau in Stuttgart aufsuchte, sagte von ihr: ‚Eine resolute Frau voll Feuer, Mut und Arbeitskraft, wie es nicht allzu viele giebt; aber auch voll Eigensinn, wie es viele giebt.'

Therese, die Tochter des Oberfiskals Franz Maigraber, hatte kaum den ‚schönen Niembsch', wie Franz Niembsch, Edler von Strehlenau, Lenaus Vater, gewöhnlich genannt wurde, kennen gelernt, als sie auch sogleich in heißer Liebe zu dem schlankgewachsenen, eleganten, aber leichtsinnigen, zur Verschwendung geneigten Wild-

fang entbrannte. Und ihn zog die ‚niedliche, feurige Thereſe‘ nicht minder an. Wie ſehr die Liebenden bald miteinander vertraut waren, beweiſen ſchon die erſten Briefe, die ſie gegenſeitig austauſchten, als Franz, der damals Kadett im 10. leichten Dragoner-Regiment Fürſt Lobkowiz war, verſetzt wurde. ‚Geliebtes Weib!‘ hieß es in den Briefen des Bräutigams, und ‚Geliebter Mann!‘ nannte die Braut ihren Franz, ſo ſehr hatten ſie ſich bereits in ihre zukünftige Ehe hineingedacht und hineingefühlt, trotzdem beide Elternpaare entſchieden gegen die beabſichtigte Vereinigung waren. Und fürwahr: die Verbindung, in Schmerzen geſchloſſen, hat in Schmerzen geendet. Vor der Hand freilich konnte Thereſe die Liebesqual, die durch das Trennungsweh verurſacht war, noch ertragen; ja, dieſes Weh erſcheint kleinlich und nichtsſagend gegenüber der Wucht und herben Schärfe von Seelenſchmerz, der ſich ſpäter in ihr duldendes Herz ergoß. Aber auch ſchon vor der endgültigen Vereinigung zogen dunkle Wolken an dem Lebenshimmel Thereſens auf. Die Eltern legten den Brautleuten Hemmniſſe mannigfacher Art in den Weg. Franzens Eltern ſuchten ihren Sohn ſogar durch die Drohung der Enterbung und Verſtoßung von dem Schritte zurückzuſchrecken, und Thereſens Mutter, Magdalena, die den leichtſinnigen Lebenswandel des Verlobten ihrer Tochter kannte, weigerte ſich beſtimmt, ihre Zuſtimmung zur Heirat zu geben. Und in all dieſe Wirren reckte ſich furchtbar drohend noch ein düſterer Schatten: Thereſe fühlte ſich Mutter und hatte den Schwur gethan, in den Tod zu gehen, wenn ſie es vor ihrer Verehelichung würde. Franz hatte ſein Entlaſſungsgeſuch zwar ſchon eingereicht; die Erledigung desſelben verzögerte ſich aber dadurch, daß es ſeinem in Italien weilenden Regiment nachgeſandt werden mußte. Endlich langte der Abſchied an, noch eben frühzeitig genug, um Thereſe vor Verzweiflung zu bewahren. Am 6. Auguſt 1799 fand in Peſt die Trauung ſtatt, und drei Wochen ſpäter (am 28. Auguſt) ward Lenaus älteſte Schweſter Magdalena in Uj-Pecs geboren, wo Franz Niembſch ein Unterkommen als k. kameralherrſchaftlicher Amtsſchreiber gefunden hatte. Jedoch ſchon nach kurzer Zeit ward Niembſch nach Lippa an der Maros verſetzt, wo ſeine Frau ihm eine zweite Tochter, Thereſia Anna, Lenaus

Lieblingsschwester, Resi, schenkte. Aber auch der Aufenthalt in diesem Orte war nicht von langer Dauer. Es folgt die dritte Station in der jungen Ehe. Csatád, ein 1767 von deutschen Ansiedlern gegründetes, von sumpfigen Niederungen umgebenes, ärmliches Dorf, vier Meilen von Temeswar. Hier ward am 13. August 1802 Nikolaus Franz, unser Nikolaus Lenau geboren, über den wir im Kirchenbuche folgenden Eintrag finden: ‚Annus 1802. Dies 13. Augusti nomen Prolis Nicolaus Franciscus, Parentes Franciscus Niembsch Regio Cameralis contrascriba Theresia. Patrini Nicolaus Hehl Regio Cameralis Rentmeister, Baptisans Josephus Gruber Parochus.‘

Schon bald, nachdem die Hochzeit Franzens und Theresens stattgefunden, nachdem die Liebenden, welche vorher nicht die Zeit ihrer endgültigen Vereinigung abwarten konnten, am Ziel ihrer Wünsche waren, zeigte es sich, daß dieser Bund auf zu schwankender und unsicherer Grundlage errichtet war, als daß er den Stürmen des Lebens trotzen konnte. Nun beginnt für die unglückliche gefühlsheiße Frau ein Leben an der Seite ihres charakterlosen, von den Dämonen der Verschwendung, der Spielwut und ausschweifenden Ungebundenheit geplagten Gatten, wie es die üppigste Phantasie kaum grauenvoller ersinnen kann. Glied auf Glied fügt sich mit unbarmherziger Folgerichtigkeit in diese Schmerzenskette ein, wodurch das Leben Theresens in der That ein Martyrium von grausamer Wirklichkeit wird.

Sie weilt voll Mutterschmerz am Krankenbett ihres mit dem Tode ringenden ältesten Töchterchens Magdalena, der ‚Frucht des herben Hochzeitsjahres‘ und erwartet in höchster Spannung ihren Mann zurück, der nach Temeswar zu einem berühmten Arzt geeilt ist. Da wird die Thür aufgerissen und hereinpoltern zwei liederliche Spielkumpane ihres Gatten, die der angstvoll erregten Mutter statt der erwarteten Hilfe eine Schuldverschreibung ihres Gatten im Betrage von 17000 Gulden darbieten! Statt den Arzt zu holen, war der leichtsinnige, von seiner Spielleidenschaft verblendete Mann diesen Raubgesellen in die Hände gefallen, die ihr Opfer nicht eher freigaben, bis seine Gattin an der Leiche ihres Töchterchens durch Unterschrift die Bürgschaft für ihren Mann übernimmt, um ihn

vor der Schande des Schuldturms zu retten! Damit bürdet sie sich eine Sorgenlast auf, von der sie sich erst mehrere Jahre später, als ihre Mutter gestorben war, befreien konnte. Fürwahr: ein Frauenlos, das das Goethesche Wort von dem Segen der Häuslichkeit, wo „Vernunft und Liebe jedes Glück hegen", grausam Lügen straft. Aber der Leidenskelch dieser Frau erschöpft sich mit diesem Erlebnis durchaus nicht. Daß ihr willensschwacher Gatte ihr nicht die vor dem Altar geschworene Treue hielt, wußte sie; hatte sie doch unzweideutige Beweise seiner Schuld, die ihr — wie Anastasius Grün behauptet — durch einen jener allzu dienstfertigen Hausfreunde, an deren Sohlen sich oft der sittliche Zerfall des Familienlebens heftet, in augenfälliger und sonach zweifellosester Gewißheit verschafft wurden. Diese traurige Gewißheit ward ihr zu einer Zeit, als sie bereits Lenau unter dem Herzen trug. Daß aber Mitglieder des Kreises, dem ihr Gatte durch Geburt und Umgang angehörte, sogar ihre weibliche Ehre anzutasten wagten, beweist jener hochgeborene schamlose Roué, der eines Tages mit seinen drei wilden Rüden, die — Spott genug für einen Katholiken! — auf die Namen Jesus, Maria und Joseph getauft waren, in Theresens Schlafgemach eindrang und sie erst durch lockende Versprechungen und, als diese Vorspiegelungen nicht verfingen, durch brutale physische Kraft seinen Gelüsten willfährig machen wollte. Das in sittlicher Empörung aufflammende mutvolle Weib ergriff als Antwort ein Messer und drohte, den Ehrenschänder zu erstechen, wenn er nicht augenblicklich das Zimmer verließe. Der edle Ritter und ‚Beschützer' der Frauen hielt es denn auch am geratensten, dem Befehle des mutigen Weibes unweigerlich Folge zu leisten.

Alle diese Vorfälle mußten mehr oder minder dunkle Schatten in die Seele der armen Frau werfen, die außerdem mit der gemeinen Not zu kämpfen hatte. Ihr Gatte sah sich schließlich genötigt, seinen Dienst in der Kammergüter-Verwaltung zu verlassen. Er setzte seine ungezügelte Lebensweise selbst jetzt noch fort, wo seine Gattin mit ihren beiden Kindern Therese und Nikolaus bei der Mutter in Altofen sich aufhielten. Unter dem Vorwande, in Wien eine sichere Existenz für seine Familie zu suchen, ging er häufig nach der Kaiserstadt und genoß das nervenprickelnde Wiener

Leben in vollen Zügen, während seine Gattin sich abhärmte und nur in der Liebe zu ihren Kindern Lebensmut und Lebensfreude fand. Niembsch lebte in der Donaustadt als Grandseigneur, da er sich Geld zu verschaffen gewußt hatte. Er hielt sich Bedienung und Fuhrwerk und wußte durch seine weltmännischen Allüren und sein gewandtes sicheres Auftreten sich eine Vornehmheit zu geben, daß nicht nur die blöde Menge leicht getäuscht wurde, sondern auch eine schöne und junge Dame von vornehmer Herkunft sich von seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit bestechen ließ. Er machte ihr angelegentlich den Hof, schrieb seinem armen Weibe dagegen, er könne zwar eine Stelle als Handlungsgehilfe erlangen, aber diese untergeordnete Beschäftigung behage ihm nicht. Sie ahnte wohl den wahren Sachverhalt; denn sie schrieb ihm, daß es keine Schande wäre zu dienen, wenn er nur die Seinen ehrlich davon zu erhalten vermöchte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrot essen zu lassen. Allein alles sanfte Bitten, alles energische Ermahnen prallte an dem leichtfertigen, zum Wohlleben geneigten Niembsch ab, und erst als die Mittel ausgingen, sein glänzendes Elend fortzusetzen, kehrte er, körperlich zerrüttet, zu seiner unglücklichen Frau zurück (1804), die ihm inzwischen noch eine Tochter geboren. Übrigens soll er, von einigen mehr oder minder starken Rückfällen in seine wilde Brausezeit abgesehen, von jetzt an in regelmäßigere Bahnen eingelenkt haben, wozu wohl die eiserne Notwendigkeit das Hauptmittel lieferte, die Zähmung des wilden Vogels herbeizuführen. Der Unglückselige starb, von Gewissensqualen heimgesucht, im Alter von 29 Jahren am 23. April 1807 an der Auszehrung. ‚Sein trauriges Ende', schreibt Schurz, ‚seine Ergebung, seine Reue senken einen milden Schleier über seine Verirrungen. Ruhe seiner Asche; er gab uns Lenau!'

In Lenau blieb nur eine Erinnerung an seinen verstorbenen Vater wach: die Erinnerung an jene Stunde, wo der leicht reizbare Mann, erbost über den Lärm der Kinder, auf seinen Sohn zusprang und ihm einen derben Backenstreich versetzte.

Was dem Knaben in seinem Verhältnis zum Vater fehlte, ersetzte ihm seine Mutter doppelt und dreifach. Ihr ‚Niki' (Nikolaus)

machte ihr Lebensglück aus. Er war die Sonne ihres Seins, war ihre Lebensatmosphäre, ihr Abgott, an dem sie mit rührender Liebe hing. Und nun, wo mit dem Tode ihres Mannes das Schicksal seine schwere Schmerzenshand von ihr genommen und sie, trotz ihrer Trauer um den Verstorbenen, dem sie stets ein treues Weib gewesen war, nach all' den Irrungen und Wirrungen erleichtert aufatmen konnte, jetzt brach sich die durch das Sorgenleid der letzten Jahre gewaltsam aufgestaute Flut ihrer heißen Mutterliebe Bahn und ergoß sich ungestüm in die Seele ihres Sohnes. Seine Wünsche zu befriedigen, seinem Willen zu leben, schien ihr erste Mutterpflicht. Die Bevorzugung ihres Sohnes zeigte sich in den kleinsten Dingen des täglichen Lebens. Während sich seine Schwestern morgens mit trockenem Schwarzbrot zufrieden geben mußten, während auch seine Mutter sich mit diesem Imbiß begnügte, schmauste Nikolaus frohgemut sein schneeweißes, pflaumiges Kipfel. Und hatte die in dürftigen Verhältnissen lebende Frau auch noch so schwer mit der Not zu ringen, ihrem Niki wußte sie diesen oder jenen Leckerbissen zu verschaffen. Sowie Lenau infolge der zerrütteten Familienverhältnisse, jenen Hauch ‚sinnender Melancholie' in sich sog, die ihn — nach seinem eigenen Zeugnis — durchs ganze Leben geleitete, so sicher ist es auch, daß ihm bereits im Elternhause, und zwar hauptsächlich von seiner in Liebe für ihn überquellenden Mutter, jene übertriebene Rücksichtnahme auf sein Ich zu teil wurde, die er später im Leben so oft erwartete und nicht fand und dadurch in schroffen Hader mit dem launenhaften Schicksal geriet. Ja, so traurig es auch klingt, es ist bittere Wahrheit: aus ihrer fast krankhaft in die Höhe geschraubten Liebe zu ihrem Sohne trat die Mutter gegen ihre Absicht seinem Bildungsgange hemmend in den Weg.

Kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes drang Lenaus Großmutter (väterlicherseits), eine geborene Freiin von Kellersberg, in sie, mit ihren Kindern zu ihr nach Brünn überzusiedeln. Die Großeltern lebten dort in guten Verhältnissen und versprachen der Witwe, ihre Familie dort vor Sorgen zu schützen und die Kinder bestens zu erziehen. Therese lehnte deises gutgemeinte Anerbieten, das vielleicht von der als herrisch bekannten Großmutter in einem zu befehlenden Tone gestellt wurde, ab. Doch scheint es weit zu-

treffender zu sein, wenn wir den wahren Grund dieser auffälligen Zurückweisung in Theresens eifersüchtiger Liebe zu ihren Kindern, besonders zu ihrem vergötterten Sohne, suchen, dessen zukünftige Bedeutung das von Liebe geschärfte Mutterauge mit prophetischem Blick schon jetzt erfaßte. Ihre Weigerung übte einen empfindlichen Rückschlag auf die wirtschaftliche Lage der Witwe und ihrer Kinder aus, da die verstimmten Großeltern ihre unterstützende Hand der Familie entzogen, wodurch Theresens ohnehin spärliche Einnahmequelle um ein beträchtliches versandete. Johannes Scherr hat wohl ein Recht zu seinem Urteil über diese Frau, daß in ihrer mütterlichen Zärtlichkeit ‚etwas von der trotzigen Ausschließlichkeit der Mutterliebe einer Adlerin' vorhanden war. Gerade die gesteigerte Sorgenlast, die ihre Schultern jetzt zu tragen hatten, entzündete ihre an einem Weibe doppelt bewunderungswürdige That- und Willenskraft, durfte sie doch nun ausschließlich ihrem Sohne leben und sich in seiner Liebe sonnen. Mit hingebender Sorgfalt widmete sie sich jetzt in stiller Zurückgezogenheit seiner Erziehung und ertrug willig Not und Entbehrung, deren Schärfe durch den Erwerb ihrer Handarbeit (Näharbeiten für das Heer) nur wenig gemildert ward. Und als 1811 ihre Mutter starb, sie als Erbteil 20000 Gulden empfing und ihre wirtschaftliche Lage sich günstiger, wenn auch durchaus nicht glänzend gestaltete, da sie einen großen Teil ihrer allmählich aufgesummten Schulden tilgte, so war ihr erster Gedanke doch der einer besseren Ausbildung ihrer Kinder.

Dieses Jahr brachte noch einen anderen Umschwung im Dasein Theresens. Sie hatte den Jahren nach die Mittagshöhe des Lebens noch nicht überschritten, war eine immerhin noch jugendliche, angenehme Erscheinung, und so verheiratete sie sich, nachdem sie mehrere Bewerber um ihre Hand zurückgewiesen hatte, am 23. April 1811 mit dem bisherigen Militärarzt Dr. Karl Vogel, der in Pest wohnte, später aber seinen Wohnsitz nach dem schönen Weinorte Tokai verlegte, weil er hier eine bessere Praxis erhoffte (März 1816). In Pest hatte Lenau vier Jahre das Gymnasium besucht, hier in Tokai wurde sein Bildungsgang insofern auf unliebsame Weise unterbrochen, als er ein Jahr lang ohne geregelten Unterricht verbrachte, da Tokai kein Gymnasium besaß. Seine

Großeltern hatten wiederholt und abermals vergeblich die Mutter zu bewegen versucht, ihnen ihren Sohn anzuvertrauen — umsonst, alle vernünftigen und eindringlichen Vorstellungen waren an der eigenwilligen Mutterliebe abgeprallt. Die Großeltern empfanden es als ihre menschliche und moralische Pflicht, der in Entbehrung lebenden Familie zu Hilfe zu kommen, und zwar um so mehr, als sie wohlhabend waren. Da sie wußten, daß Therese von ihrem Muttertrotz nicht lassen würde, wandte sich der Oberst Niembsch mit einem Brief an den Stiefvater Lenaus, worin er den ‚durch die Großmutter so oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Versorgung der drei Kinder zu übernehmen' wiederholt und dann schreibt: ‚Tokai, welcher Ort mir sehr wohl bekannt, ist nicht geeignet, erwachsene Kinder zu bilden und zu einer anständigen Versorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er ist kein ungarischer Edelmann; was soll er also werden? Wird er uns überlassen, so wird gesorgt werden, daß er seine Studien fortsetze und zu dem Stande, den er sich selbst wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder*) das Recht, die Gattin zu zwingen, unsern Antrag anzunehmen. Sie bleibt ja immer die Mutter. So hart als ihr gegenwärtig die erste Trennung fällt, desto angenehmer wird ihr das Wiedersehen sein, dessen sie gewiß nicht beraubt werden wird.' Die energische Großmutter fühlte sich veranlaßt hinzuzufügen: ‚Haben Sie die Güte, gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist, ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespan und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegenteil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.' Aus einem anderen Schreiben erhellt, daß die Großeltern die Absicht hatten, Niki in eine Anstalt nach Wien zu geben, „allwo nur Kavaliers Kinder gebildet werden für jährlich 2000 Gulden." Aber auch diese Vorstellungen fruchteten nichts. Dagegen griff die leidenschaftliche Mutter zu einem so recht sie bezeichnenden

*) Therese hatte ihrem zweiten Gatten zwei Kinder geboren.

Mittel: da die Großeltern — wie aus der oben mitgeteilten Briefstelle hervorgeht — mit gerichtlichen Schritten drohten, um dem Nikolaus eine geregelte Erziehung zu sichern, da Theresens Mittel aber nicht ausreichten, in Tokai einen eigenen Hauslehrer für ihre Kinder zu halten, so faßte die von krankhafter Mutterliebe verblendete Frau den tollkühnen Entschluß, mit ihren Kindern nach Pest zurückzukehren, vorläufig ohne Gemahl!

Sie bezog ein in schauerlicher Romantik unter den Kanonen der Festung gelegenes Häuschen, eine ehemalige Kirchhofskapelle auf der Generalswiese (Herbst 1817). Und auch der jetzige entsagungsvolle Aufenthalt in der ungarischen Hauptstadt vermochte nicht die Frau zu bewegen, ihren Schwiegereltern, die sich stets von einer gewissen Abneigung gegen die Mutter Lenaus haben beeinflussen lassen, ein oder mehrere Kinder zur Obhut anzuvertrauen. Erst als ihre Mittel erschöpft waren, als die Mutter nach verzweifelter Gegenwehr der immer ungestümer an ihr Häuschen pochenden Not Einlaß gewähren mußte, als auch Lenaus Onkel Maigraber seinen Neffen aufforderte, ‚sich in die Liebe, Gnade und Unterstützung der Großeltern zu empfehlen, und sie recht inständig zu bitten, sie möchten für sein künftiges Wohl sorgen,‘ erst da überwand Therese sich selbst. Wohl war es auch hohe Zeit: die fleißige Strickarbeit von Mutter und Tochter (Resi) konnten, da Lieferungen für die Monturkommission in Ofen in nur geringem Umfange einliefen und der Zuschuß von Dr. Vogel auch nur gering war, das Gespenst der bleichen Sorge nicht von der Schwelle bannen. Nun, in der Zeit der bittersten Drangsal, gab die Mutter endlich, wenn auch schmerzbewegten Herzens die Einwilligung, daß ihr Sohn an die Großeltern einen versöhnenden Brief schrieb. Am 4. September 1818 wurde Nikolaus von einem Boten der Großeltern von Ofen abgeholt; seine Schwester Leni*) wurde ohne Wissen der Mutter gleich mitgenommen. Am 8. September kamen sie in Stockerau bei den erfreuten Großeltern an. Unmittelbar nach seiner Ankunft richtete er ein Schreiben an die Mutter und lud sie zu einem Be-

*) Nach dem Tode von Lenaus älterer Schwester Magdalena geboren und nach ihr genannt.

suche ein, der auch binnen kurzem erfolgte. Mit zerrissener Seele nahm sie dann Abschied von ihrem Niki und kehrte nach Tokai zurück. Sofort schrieb sie an ihren Sohn, aus dessen Antwort folgende Stellen mitgeteilt werden mögen, die uns zeigen, daß er, das Kind, die Sachlage richtiger und verständiger erfaßte als seine in Thränen aufgelöste, gefühlvolle Mutter.

‚Liebe teure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denselben beantworten. Innigst erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen so sehr erhellt, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, das Sie sich um meines Wohles willen, dem bittersten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, so lange ich atme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Trost muß Ihnen übrigens die Überzeugung sein, daß Ihre Kinder wohlversorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hiervon überzeugt sein können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie versichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie sich in den Willen unserer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, sondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weise Mutter habe. Befremden wird Sie dies aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart so sehnlichst wünscht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leni öfters sehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, so glaube ich, das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entschuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verspreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geschehen sein zu lassen. Stets will ich den himmlische Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch steilen Pfad der Tugend gehen und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küssen Sie mir meine liebe, gute Resi; sagen Sie ihr, der guten Schwester, daß auch sie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küsse Sie und dieselbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küssend, Ihr gehorsamster Sohn

Franciscus Nikolaus Niembsch.'

Von nun an fliegen die Briefe zwischen Stockerau und Wien, wo Lenau Philosophie studierte, einerseits und Tokai andererseits so ziemlich ununterbrochen hin und her; die Mutter in steter Sorge um ihren Sohn, dieser mit liebevollen, vielfach überschwenglichen Worten ihr eingebildetes Leid zerstreuend. Übrigens zog Therese bald nach Preßburg, um ihren in der Fremde weilenden Kindern näher zu sein, ihr Gemahl sollte baldmöglich folgen, — ebenfalls ein sehr charakteristischer Beweggrund für die ruhelose Frau. Um einen tiefen Einblick in das innerste geheime Wesen dieser vor lauter Kinderliebe sich selbst auflösenden Frau zu erlangen, lese man folgende Briefstellen, die absichtlich hier mitgeteilt werden, weil Briefe — nach Goethes Wort — ‚das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.' Zuvörderst aber soll hier ein Glückwunsch Lenaus zum Geburtstag seiner Mutter Platz finden, weil diese Auslassung des siebenzehnjährigen Sohnes eine wahrhaft rhetorische Leistung ist und treffend die Form des Verkehrs zwischen der Mutter und ihrem Kinde kennzeichnet.

‚Verehrungswürdigste Mutter!

Zu groß ist das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünsche, als daß ich jeden derselben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Teure Mutter, könnte ich in die Mitte jener sichtbar treten, die sich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweise der Hochachtung und Liebe zu geben, könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde sich dies mächtige Gefühl meiner bemeistern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünsche herzustammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter um den Hals sinken, und ein Thränenstrom würde dann die Echtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem

Berufe, ist es mir nur vergönnt, einen schriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unaussprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Frist Ihres teuren Lebens! Zur Freude aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dies ist der Wunsch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporsteigt; dies ist der schwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigst gehorsamen Sohnes Franz v. Niembsch.'

Die Mutter dagegen, die hier so überschwenglich beglückwünscht wird, verzehrt sich in ihrem übermächtigen Gefühl zu ihrem Sohn und schreibt ihm von Preßburg aus 1820 folgenden Brief:

‚Teurer, lieber Niki!

Unbegreiflich ist es mir, was mit den Briefen geschieht, da Du den meinen so lange nicht erhieltst, mein lieber Niki. Wenn Du wüßtest, wie mir zu Mute ist, wenn ich so lange keine Nachricht von Dir habe! In tausend Gefahren seh' ich Dich, und ängstige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich scheint, daß Du mir gar so selten schreiben solltest.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingnis gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen; fremd mit ihrer Mutter zu sein, um einst reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch diesen Reichtum mit Millionen Thränen, die keine mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein teurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß Du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird Dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indes mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser Dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmütig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie geht es Dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen

Bewegung, die Du täglich zu machen haſt? Ich ſehe jede üble Witterung mit Wehmut. Wann geheſt Du wieder nach Stockerau? Es iſt beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geſchäften, die mich ſchwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu ſein. Und doch kann ich Euch nicht ſehen! Schreibe mir nur ſogleich, mein Kind! — Ich bitte Dich, ſieh auf Deine Geſundheit und denke mit Liebe an Deine Dich ewig liebende und ſegnende

Mutter Theres.'

Wahrlich: ſolche unmittelbar aus der liebevollſten Seele flutenden Worte mußten des Sohnes ohnehin empfängliches Herz packen und die feinſten Faſern ſeines jungen Lebens unlösbar mit dem der trauernden Mutter verflechten. Und welch rührende Sorgfalt, die auch das leibliche Wohlbefinden des Sohnes nicht vergißt, zittert in dem kurzen Wort vom 6. März 1820: „O mein Gott! wie glücklich war ich, als ich Dich noch nach einer Prüfung mit Milchreis bewirten konnte!" Und unmittelbar im Anſchluß hieran folgt der jähe Herzensſchrei: „Entriſſen iſt mir alles, alles, jede Freude meines Lebens! Komm gewiß! Ich küſſe Dich millionenmal, Deine Dich ſegnende Mutter!"

Ließ Lenau ſich in ſeinen Briefen auch zuweilen von den ‚Rätſelſtimmen' der mütterlichen Trauer, von den ‚aufbäumenden Gedanken ihrer tiefen Leidenſchaft' umſpinnen, ſo waren andere Briefe auf einen leichteren, ja, flüchtig-neckiſchen, ſcherzhaften Ton geſtimmt, wie der vom Juni 1820:

‚Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich ſchönen Loſes gewärtig, Sie alle zu ſehen. Wie ſich das kleine Mädchenwerk ſo ſchön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geiſt zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergeſſenen . . . doch nein! . . . gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das ſtarke Gefühl der Mutter und die weiche Gemütlichkeit des Vaters beſſer einen? Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen ſollten das verfluchte franzöſiſche Mama, Papa doch wohl laſſen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansturm reiben werden (dies ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Überzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport kriegen.

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viel als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, alle herzlich küssender,

Edes fiam Miklos.'*)

Mehr und mehr streift Lenau in den nun folgenden Briefen die kindliche Hülle von seiner Innenwelt ab. Als Beweis kann das Schreiben aus Stockerau vom 12. Oktober 1820 gelten. Nachdem Lenau der Mutter seine Herzenswünsche dargebracht hat, heißt es: ‚Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern, aber es geniert den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deshalb wird das Gefühl des Gratulierens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in keuscher Borgenheit und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entadelt werden.

Unsere Trennung, deucht mich, sollte Ihnen erträglicher sein, als sie ist. Warum? — Nicht das Zusammensein der Körper bringt die wonnende Frucht der Liebe, es ist bloß Mittel, um dem Zusammenstreben der Geister Form zu geben, die da Umarmung heißt; sondern der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn, dieser ist's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieser Resignation ist Wechselüberzeugung, daß man die Seele des andern sein nennen könne auf Erden.'

Man sieht in diesen Worten den reifenden Philosophen und empfindet eine andeutungsvolle Kunde von dem späteren grübeln-

*) Süßer Sohn Niklas.

den, zergliedernden Scharfsinn Lenaus, wo seine Seele ihren dunklen Gedankenflug nahm und ihn in den ‚Ocean der Nacht' hinausstieß, wo seinem schmerzlich durchglommenen Herzen sich der flehende Ruf entrang:

„Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten.' („Heloise".)

Mittlerweile machte die Mutter wieder Anstrengungen, wenigstens Theres, ihre Tochter aus erster Ehe, zurückzugewinnen. Sie verlangt von Lenau seine ‚Gedankenmitteilung' über die Art, wie seiner Schwester zu ihrer Mutter verholfen werden kann, ohne ihr zu schaden. Theres trauerte um einen gestorbenen geliebten Mann, um Joseph v. Kövesdy, der eine Zeit lang Privatlehrer Lenaus in Tokai gewesen war. Lenau tritt diesem Vorhaben der Mutter in sehr verständiger Weise entgegen: ‚Es handelt sich' — so schreibt er am 30. November 1820 — ‚nur um die Gemütsstimmung meiner Schwester, und obwohl ich nicht ohne Teilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewissen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, sie solle nicht trostlos sein; denn wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter so riesenmäßig an, daß selbe unbekümmert über die äußeren Folgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zustand der Tochter und trachten, diesen zu ändern; so lange aber dies nicht in der Erscheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig sein.'

In noch eindringlicherer Weise mahnt der Sohn die Mutter mit folgenden bedeutsamen Worten von Mitte Januar 1821:

‚Es giebt einen Geist, der unser Familienwesen leitet, der leider kein guter ist. Schlachten wir nun diesem Unholde nicht manche Freude, die uns unser Zusammensein gäbe, so fallen wir alle in der Zukunft durch, und — ich weiß es sicher — mich samt meinen Schwestern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter ist nicht gut. Willfahren wir nun dem bösen Geiste nicht, schaden wir unserm guten. Sicher ist, daß sie uns alle enterben, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß dann nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entsagen hätte für

die Zukunft schön wirken können, und es, überstimmt von der Klage der Mutter, unterlassen habe! — Sicher wird es dereinst gut gehen; wir werden zusammen leben für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unser dann viele selige.

Es ist eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen seien sich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu sein. Dieser Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen so ärmlich denkenden Menschen. Sorgen für den tierischen Teil unseres Lebens halten die Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmut, der den gedrückten Geist anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtseinsollenden lieblos dahinsinkt.

O, wie ohne Vergleich köstlicher muß es sein, wenn man dann einst die Früchte schmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entsagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit der Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, segnet, anstatt daß man im Gegenteile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmut lieber im kühlen, engen, finsteren Hause wohnte, als auf dem schönen Boden der Freude!

Nehmen Sie sich also zusammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Brust durchlöchern wollen! Opfern Sie selbe dem feurigen Verstande; und diejenigen Gefühle, die Sie jetzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einst an dem anderen Morgen unseres Lebens als freudige Schößlinge emporspringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Ihren Tod den Sohn nicht um die Erreichung seines Zweckes; sonst möchte er, niedergebeugt, die Lenden seines Vaters verfluchen, und sich selbst über den Markstein der Schöpfung hinausschmeißen! Ich küsse Euch alle. Niki.'

Hätte Lenau doch später immer sich seiner Worte erinnert, daß es eine ungegründete Schwärmerei sei zu wähnen, die liebenden Seelen seien sich genug, und man bedürfe keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu sein! Und besser noch: hätte er diesem Grundsatze praktischer Lebensweisheit doch auch nachgestrebt! Vielleicht wäre ihm das Familienglück beschieden gewesen, nach dem er sich immer gesehnt!

Lenaus Schwester blieb in Stockerau, bis sie sich am 21. August 1821 mit Anton Schurz, demselben Mann, dem wir die ausführlichsten und grundlegenden Mitteilungen über Lenaus Leben verdanken, verheiratete. In diese Trennung mußte sich die Mutter also finden: mit ihrem Niki sollte sie jedoch wieder vereinigt werden — freilich auf eine verhängnisvolle Weise. Denn schon um diese Zeit begann die Melancholie leise ihren Nachtschleier um Lenaus Seele zu spinnen. Am 1. Juni 1821 schreibt er an Frau Therese: ‚Ich bin recht gesund, und wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was um mich ist, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach sein dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtsein der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.‘ Aber noch in demselben Schreiben steigt Unmut aus den ‚urdunklen Ahnungstiefen‘ seiner Seele und reißt den Sohn zu folgendem Bekenntnis hin, das nur Himmelstau für das wunde Herz der Mutter sein konnte, da die Gefühlsströme von Mutter und Sohn sich hier vereinigen: ‚Nun wird es mir auch schon bange, in Entfernung von Euch zu leben. Ich stelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden sei; allein mein Herz sagt: ja! — Mit wahrem Menschengefühle unter fühllosen Masken zu gehen, die einem die Schwäche, die das entartete Geschlecht ‚die Herzlichkeit‘ nennt, bald abmerken, um sich darin ein Nest zu bauen, und die sich dann an dem Schmerze weiden, den ein Mensch da fühlt, wenn er sieht: im Busen statt Keime der Erhabenheit nur taube Nüsse ausgebrütet zu haben; unter diesen Exmenschen zu leben; und die liebende Seele weit, weit von sich zu wissen — dies füllt mich mit Unmut, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu lassen, wenn nicht da der Gedanke noch schrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben. Addio! Ich küsse Euch alle herzlich. Euer Niki.‘ Ein noch weit wichtigeres Zeugnis der

Sehnsucht zwischen Mutter und Sohn giebt Lenaus Schreiben vom 17. Juni 1821, in Wien verfaßt, wo er sich noch Studien halber aufhielt: ‚Da sich nun die Beendigung des Schulkursus naht, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geschieht nicht mehr mit der Lust als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir solche Rücksichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zustand, als der wäre, wenn alles dies umsonst und Euch nicht frommend sein würde.

Meine Person hat sich über alle Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können, erhoben; ja, ich finde sogar eine Wollust darin, wenn man seine Welt in sich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu sein, wo man als Sklave niedriger Lust der unbedingte und schwache Vollzieher fremder Beschlüsse wird. Ich verstehe es, Menschen und die Welt zu achten; ich verstehe aber auch, diese und jene zu verlassen . . . doch nein! zu verachten wollt' ich sagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er sagt: „Ausgeatmet, ausgelebt.“ Und dann möcht' ich wohl den sehen, der „ausgelebt“ wünschte! Doch auch dies scheint mir im Reiche des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine solche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, ist eine Göttergabe, eine köstliche Rarität in dieser Welt von Eiszapfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tausende nicht fühlen, welche aber auch der Lust entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn sie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufsetzt und sieht, daß es dem Buben so schmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Brust zu durchbohren droht, ist Abstich gegen die Lust des Wiedervereintseins; es ist der Schatten in unserem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dies durch allzu große Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verstehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern diesen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinsänke, und die lebendige Kraft, die sich einstens darin herrlich entwickelt zeigen sollte, versiegte? — Ja,

dann!.. Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Also, wie gesagt, ich schreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht sehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen klagtest, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele giebt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt giebt als diese? Sei zufrieden, Du hast mehr als viele, sehr viele andere Mütter! Ich küsse Euch. Niki.'

Es bedurfte nur eines Zufalles, um die Sehnsucht des Sohnes zu beflügeln, in die Arme seiner Mutter zu eilen. Und der Zufall kam. Als Lenau eines Tages vom Vogelfang in stark verwildertem Anzuge laut jauchzend in das Zimmer seiner Großmutter hereinlärmte, wurde die ausschließlich aristokratische Frau dermaßen aufgebracht, daß sie sich mit schlecht angebrachter sittlicher Entrüstung von ‚ihrem ewig bebrütgten Sofa' erhob und dem nichts Böses ahnenden, von der Jagdlust erfreuten Enkel die schneidenden Spottworte entgegenschleuderte: ‚Aber gerade wie ein rechter Bauer!'

Dieses Wort traf, traf tief in seine Seele. Er raffte sich auf, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel, den Lenau mit den Worten gewaltsam abbrach: ‚Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten sein!' Er verließ das großelterliche Haus; weder die eindringlichen Mahnungen und Thränen seiner Schwester, noch die vernünftigen Vorstellungen seines Schwagers Schurz, daß er sein und seiner Mutter zeitliches Glück durch diesen gewaltsamen Schritt für immer zertrümmern würde, vermochten ihn zur Umkehr zu bewegen: er flüchtete in den Schutz seiner Mutter nach Preßburg, die ihn gerührt in ihre Arme schloß. Wenn den verhängnisvollen Folgen dieses Ergebnisses auch dadurch vorgebeugt wurde, daß namentlich durch den vermittelnden Schurz eine Aussöhnung zwischen Lenau und den Großeltern stattfand, so ist diesem Ereignis doch insofern eine Bedeutung beizulegen, als es uns — wie Anastasius Grün betont — den angehenden Dichter zum erstenmal in ernstem Gegensatze zu den ihn umgebenden Verhältnissen zeigt: ‚statt die hier obwaltende Kluft der Charakterverschiedenheiten

durch standhafte Geltendmachung und Entwicklung dessen, was in seinem eigenen Charakter Gewinnendes, Edles und Würdiges lag, versöhnend auszufüllen, entzieht er sich der ersten Disharmonie trotzig durch die Flucht.' Ja, in unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne; dieses Wort, so mancherlei Einschränkungen es auch erleidet, und bei einem Lenau mehr als einfache, wenn wir das Milieu seines Lebens in Betracht ziehen, dieses Wort gilt auch für ihn, der sich so oft trotzig, herb von der Außenwelt abschloß, wenn sein unbeugsamer Eigenwille im Kampfe mit den Lebensmächten unterlag, und er ‚den Pfad einsamer Dornen wandelte.' Übrigens ist Lenau nach seiner unglückseligen Amerikafahrt selbst zu dieser Erkenntnis gelangt; denn er sagte damals: „Ich habe mich dort (in der Neuen Welt) überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht."

Nachdem der Friede zwischen Enkel und den Großeltern wieder hergestellt war, studierte Lenau das ungarische Recht in Preßburg, nicht aus innerem Antriebe, sondern weil dieses Studium wegen der geringeren Anforderungen auch weniger Zeit zur Vollendung verlangte. Aber Lenaus Unfähigkeit, die wirklichen Lebensverhältnisse klar und praktisch beurteilen zu können, zeigt sich in seinem unsicher hin und her tappenden Studiengange, auf dem seine Mutter ihn möglichst zu begleiten suchte. Die Großmutter — der alte Niembsch war inzwischen (3. Juli 1822) gestorben — sprach sich ganz energisch gegen das Studium des ungarischen Rechtes aus. Die Geister prallten wieder heftig aufeinander, und endlich entschied sich Lenau für die Philosophie, um nach ganz kurzer Zeit abermals abzuspringen und sich ohne tiefere Neigung der Landwirtschaft zuzuwenden. Er bezieht also die Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg (Herbst 1822), die treue Mutter folgte ihm mit ‚Sack und Pack' von Preßburg aus. Die schnell auflohende Freude an diesem Studium verglimmt bald, er reist nach Wien, um sich dem deutschen Recht zuzuwenden (März 1823), wodurch er die Verzeihung der Großmutter erlangte. Die Mutter mit Mann und Kindern folgt ihm wie sein Schatten auch dorthin. Nach drei Jahren sattelt er abermals um und studiert Medizin.

Und wenn Lenau auch seinem, wahrscheinlich 1822 in Preßburg entstandenen Gedicht ‚Der Unbeständige' spottet:

‚Daß ich dies und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut' ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du mein konsequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann' —

so bleibt dieser Wankelmut immer ein krankhafter Zug im Wesen Lenaus.

Zwischendurch widmete er sich eifrig der Göttin Poesie, die ihn zu ihrem Jünger erkoren hatte. So heißt es in dem Briefe an seine Mutter vom 1. Juni 1821: ‚Gedichte mache ich nun gerne und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.' Therese ahnte wohl den Aufgang der dichterischen Ruhmessonne ihres Sohnes, als er ihr den allegorischen Traum ‚Glauben, Wissen, Handeln' vorlas. Es war ihr aber nicht vergönnt, sich an dem vollen Glanze seines Ruhmes zu erfreuen. Ein furchtbares Leiden ergriff sie. Lenau schreibt darüber an seinen vertrautesten Jugendfreund, den ‚lieben, blonden, schlanken, jungen' Fritz Kleyle (1803—1836), aus Haslach in Baden gebürtig:

‚Den 27. Juli.*)

Teurer Kleyle!

Diesen Brief schreib' ich mit zerriss'nem Geiste und gebrochnem Herzen. Meine gute liebe Mutter liegt auf ihrem qualvollen Kranken- und Totenlager. Die schrecklichste der Krankheiten wütet bereits seit mehreren Monaten im Leben der Unglücklichen und zehrt schleichend, unter unsäglichen Leiden, an dem kümmerlichen Reste ihrer Kräfte. Das traurige Bild meiner hinschmachtenden Mutter wird mich mein Leben lang nicht verlassen. Sie wird bald sterben, bald wird das treue Mutterherz still stehen. Mir wird immer bänger, und ich sehe mich ängstlich nach einem Herzen um,

*) Jedenfalls 1829.

das für mich schlagen wird, wenn jenes geliebte still steht! Freund, ich klopf' an Deine Brust. Mir that Deine Liebe nie so not wie jetzt. Du bist einer von den wenigen Menschen, die mir wirklich gut sind, vielleicht der einzige wenn meine Mutter tot ist. Schreibe mir bald, wie es Dir geht; denn ich glaube fast, Du seist auch krank, auch ein Sterbender. Das böse Geschick bleibt ja nicht gerne am halben Werke stehen*); das meinige scheint mir nehmen zu wollen, was ich liebe, scheint die Lampen nacheinander austhun zu wollen, die mir mein dunkles Leben bisher beleuchteten, damit ich im Finstern sei und schlafen gehe. Freund, mir ist schwer, schreibe mir bald.

Dein treuer Niembsch.'

Als die Krankheit immer verheerender um sich griff, drang die Mutter in einen erfahrenen Arzt es allgemeinen Krankenhauses, ihr unumwunden die Wahrheit zu sagen. Er räumte denn auch die Unheilbarkeit ihres Leidens ein. Willig und standhaft ertrug die arme, von den Schicksalsstürmen des Lebens schwer heimgesuchte Frau die entsetzlichen Qualen. Ein Sonnenblick für sie war es, wenn ihr heißgeliebter Sohn ins Krankenzimmer trat und sich an ihrem Bette niederließ. Dann war ihre Seele ruhig und heiter. In unaussprechlicher Zärtlichkeit begegneten sich ihre Blicke und flossen ineinander. Zuweilen aber mußte Lenau, von dem überwältigenden Jammeranblick seiner immer mehr der leiblichen Auflösung entgegensiechenden Mutter in seinen Lebenstiefen erschüttert, das Zimmer verlassen, um draußen seinen schmerzgeborenen Thränen freien Lauf zu lassen. Am 24. Oktober 1829 hauchte sie ihre Dulderseele aus, den Begriff im wahrsten Sinne des Wortes gefaßt. Mit ihr sank ein Stück von Lenaus Leben in die Gruft.

Groß war die Liebe zu der Lebenden, groß der Schmerz um die Verlorene. Ihre Liebe ward ihm vorbildlich, und wollte er später einen Freund die Reinheit und Tiefe seines Gefühls für ihn ahnen lassen, so trat unwillkürlich das Bild der Verklärten vor

*) Also schon hier kommt des Dichters unglückliche Neigung klar zum Ausbruch, schwärzer zu sehen, als es den vorhandenen Verhältnissen nach berechtigt war; dieser Hang zum Grübeln und zur Schwarzseherei bildete sich im Lauf seines Lebens in erschreckendem Umfange aus.

seine Seele. So schrieb er am 15. Januar 1832 an Karl Mayer, das ‚wahre Freundschaftsgenie': ‚Wie sorgst Du so freundlich für mein Herz! Ja, nicht für mein Herz, sogar auch auf meinen kranken Daumen erstreckt sich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt; denn ich glaube, außer meiner seligen Mutter würde sich niemand so weit um mich bekümmert haben. Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!'

Wie tief das Hinscheiden Theresens in sein Herz schnitt, beweist Lenaus Brief an Schurz (Stuttgart, den 8. Juni 1833), worin eine Stelle lautet: ‚Die Natur ist furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! Das ist nichts; aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußt ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen.*) So viel Leiden und so lang! Diese Todbetten sind schrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben.' Nicht mit Unrecht behauptet Schurz, daß, wo immer Lenau das Wort Mutter gebrauchte, er stets an seine gedacht habe. Sie erfüllte sein Herz

*) Vergl. Lenaus ‚Faust', Scene: Die Verschreibung, wo es heißt, nachdem Faust, dem Rate Mephistopheles folgend, die Bibel verbrannt hat:

‚Hab' ich verworfen auch die Schrift,
Ihr Anblick noch das Herz mir trifft;
Durch die mir einst so teuren Zeilen
Hör' ich die Winde blätternd eilen;
Sie wecken, wie sie drüber fahren,
Mir Klänge aus vergang'nen Jahren:
Als ob die Bibel mahnend wehte
Ans Herz mir Psalmen und Gebete
In wunderbaren Sehnsuchtsklängen,
Fühl' ich darin ein bang Bedrängen.'

bis in die spätesten Jahre seines Lebens, selbst da, als ihm das Schicksal bereits jene Frau entgegengeführt, die er am innigsten und tiefsten geliebt: Sophie Löwenthal. Am 13. August 1837 schrieb er in sein Tagebuch: ‚Es war der Tag meiner Geburt. Meiner Mutter war dieser Tag vor 35 Jahren ein banger und froher, wie kein anderer; denn meine Geburt war äußerst schmerzlich und gefährlich, und ich war ihr vom ersten Augenblick meines Lebens das Liebste. Sie ist längst begraben. Sie hat mich zurückgelassen als dein vorbestimmtes Erbe.‘

Mit welch rührender Wehmut hat der Sohn das Andenken an seine Mutter in seinen Dichtungen besungen! Man lese nur den ‚Abschied‘ in seinem ‚Faust‘. Mondbeseelt leuchtet die Nacht auf die weißen Grabdenkmale des Kirchhofes hernieder, wo Faust, nachdem er sich an den Wonnen des Lebens bis zur Übersättigung berauscht, zum letztenmal in der Heimat am Grabe der Mutter weilt, bevor er die Meerfahrt unternimmt.

‚Eh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunterschauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter, sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen‘ —

so klagt er sich in dieser geweihten Stunde stiller Selbstschau bitter an. Ihm ist's, als ob mit dem Tode der Mutter sein junges Leben von seiner Wurzel abgeschnitten sei. Bilder aus fernen Jugendtagen ziehen greifbar deutlich durch seine von Erdenschmerz und dumpfer Reue gequälte Seele:

‚Als mich dein weicher Arm
Einst liebevoll umfing,
Als froh und segnend warm

An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?
Wie einst durch diese Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun steht im Mondenstrahl
Der Strauch so dürr und kahl,
Der einst so grün, getroffen
Vom kalten Herbsteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O, Mutter, für dein Kind!'

Mit grausamer Wucht lastet Schuld auf Faust:

‚Derweil du hier zu Staube
Im stillen Grund gemodert,
Ist in mir, seinem Raube,
Das Böse aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, Deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen
Mich trugst — sie sind verloren!' —

Und als Faust nun auf der See von des Meeres grenzenloser Einsamkeit durchschauert wird, als der scheidenden Sonne Abschiedskuß auf die zitternde Flut herniederglüht, da tritt der Führer des Schiffes zu ihm und erzählt ihm, hindeutend auf das erlöschende Tageslicht, daß ihn der Sonnenuntergang stets an eine bittere Stunde mahne, an die Stunde, wo man die tote Mutter vom Rande des Schiffes hinunter auf den Meeresgrund senkte.

„Es war ein Augenblick, trüb, kummervoll,
Wie wenige so schmerzlich ihn erfahren;
So lang ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Die mich geboren, segeltuchbedeckt,

Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett am Schiffesrand.
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Tote lächelnd ab — sie fällt,
Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon tot, im weiten, fremden Meer,
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn ins Meer versinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein."

Faust, der einstige Lebensverächter und blasierte Genußmensch, der mit trunkenen Sinnen von Begierde zu Begierde getaumelt, nennt diese Erinnerung ‚wunderlich' und schilt den Führer weichlich. ‚Verachtung des Erschaffnen,' — dieses mächtige Wort habe er jetzt erfaßt, und mit souveränem, verachtendem Stolze blicke er auf der Erde Lust und Schmerz. — Unterdessen ist der Glanz der Sonne erloschen. Am Firmamente wallen die urewigen funkelnden Gestirne ihre urewige Bahn, auch der Wind ist schlafen gegangen. Faust liegt schlummerharrend auf seinem Lager, das Ohr dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt. Er erliegt endlich dem Schlafe, dem Mutterkuß der Natur. Bald durchweht seine Seele ein seltsamer Traum:

‚Der Träumer steht auf einem Inselstrand,
Vom Meer umflutet rings, das nirgends endet,
Ein Blütenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die Luft verschwendet;
Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
Im Vogelgesang, von Störung nie bedroht,
Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
Im Osten strahlt ein helles Morgenrot.
Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
Melodisch lockt zu sich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauscht und meint, sie zu verstehen
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauscht er, wundersam beklommen,
Der Luft, des Meers so heimatlichen Sprachen:

Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
Die Ruh der Unschuld in den holden Zügen.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig ins Gesicht.
„O Mutter!“ ruft er aus — mit stillem Weinen
Legt sie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warst du einst!“ Das war ihr stummes Klagen,
Und schon hat sie die Flut dahingetragen.
Faust starrt ihr nach und seinem Kindesbild,
Und wie sie fort und immer ferner schwimmen,
Verstummen in dem Wald die Frühlingsstimmen.
Der Wind, die Wasser rauschen fremd und wild.‘

Mit so ergreifender Überzeugung hat Lenau das geheimnisvolle Walten selbstloser Mutterliebe geschildert: Faust, der von dem ‚Wahn‘ weicherer Gefühle geheilt zu sein glaubt, der ‚hoch den Turm der Verachtung aufgerichtet,‘ von dem er ‚wachend auf das Märchengrauen von Schuld und Reue‘ fest herniederschauen zu können wähnt, erliegt dem heiligsten aller Gefühle und muß sich demütig vor ihm beugen. Wie muß Therese ihren Sohn geliebt haben, und wie muß dieser sie wiedergeliebt haben! Ja, das Mutterherz war ihm die ‚heimatlichste Stelle,‘ wohin er mit seinem Schmerz flüchten konnte, war ihm ‚des Trostes reinste Quelle,‘ wie er in seinem Gedichte sagt:

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz!
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!*)

Man lese ferner die Strophen ‚Einst und Jetzt.‘

Auch das Gedicht ‚Der offene Schrank‘ ist von dem Schmerz um die Teure durchzittert. Die Mutter ward begraben. Verwaist betritt der Sohn traurig ihre Stube. Sein Blick fällt auf den offenen Schrank, wo die Dinge, die ihr gehören, bunt durcheinander liegen, als wenn eine fremde Hand darin gewühlt: ein aufgeschlagenes Gebetbuch, manche Rechnung, von ihr geschrieben, „ein Stücklein Kuchen von ihrem Frühstück am Scheidetag“:

„Ich las das aufgeschlag'ne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammensucht' ich den Speisereſt,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.“

Was ihm diese seltene Frau gewesen, selbst dann noch, als ‚der Gruft gebieterisch Erkalten‘ sie von seiner Seite riß und ‚die Wirklichkeit mit eisern schwerem Gange‘ ihm nahte, das zeigt sein

*) Der ursprüngliche Titel dieses in Weinsberg entstandenen Gedichtes lautete: ‚An einen jungen Freund‘; es war an Theobald Kerner, Justinus Kerners Sohn, gerichtet. Es huldigte zwei Müttern: Lenaus Mutter uud Theobald Kerners, den es auf seinem Wege durch das bewegte Leben an die ‚heimatlichste Stelle‘ erinnern sollte.

von Sterbensſehnſucht durchwehtes berühmtes Sonett ‚Der Seelenkranke,‘ wohl eine der ergreifendſten Todesklagen, die jemals einem Sohnesherzen entfloſſen ſind:

‚Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will ſie ſtumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr raſtlos immer tiefres Nagen
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles ſagen;
Könnt' ich an ihrem Halſe ſchluchzend klagen!
Die eine aber liegt verſcharrt im Grunde.

O, Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht
Und wenn du darfſt, wie einſt, dein Kind noch pflegen:

So laß mich bald aus dieſem Leben ſcheiden,
Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht,
O, hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.‘

Es würde dem Verfaſſer ſchlecht anſtehen, hätte er bei der Beurteilung der Mutter Lenaus die Wahrheit verſchleiern und nur ihren günſtigen Einfluß auf das innere Wachſen und Werden unſeres Dichters ſchildern wollen. Aber das darf und muß man ehrlichen Herzens bekennen: ſie war eine Frau von ſeltenen Herzensgaben, eine Mutter, die ihr Glück in dem Glück ihrer Kinder, vornehmlich ihres Sohnes fand. Sie war aber ein menſchliches Weſen und als ſolches mit irdiſchen Fehlern behaftet; jedoch ſelbſt dort, wo ſie geirrt, irrte ſie aus Liebe zu ihrem Kinde. Wie nachhaltig und einſchneidend dieſes Gefühl für Lenau ward, ſagt ſein Schwager mit folgenden Worten, die zum Schluſſe hier einen Platz finden mögen. „Es obwaltet keinem Zweifel, daß er ſeine großen Dichtergaben ausſchließlich nur ihr verdankte, — an dieſer heißen, hellen Sonne entzündete ſich ſein gewaltiger Schöpfergeiſt. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; ſie war leichtblütig, gallſüchtig; er war ſchwerblütig, ſchwermütig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes iſt es wohl zuzuſchreiben, wenn dieſer etwas eigen-

willig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Mut hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Äußersten entschließt, von ihr; aber auch sein Mißtrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht. Kurz, wenn wir seiner, wie er da war, mit seinen großen Tugenden und Gaben und nur geringen Makeln, liebend, bewundernd, ja mit höchster Verehrung gedenken, so dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleisch von ihrem Fleische, sondern auch Geist von ihrem Geiste gewesen, nicht ganz vergessen. Deshalb sei ihr Staub auf ewig gesegnet!“

Bertha Hauer.

„Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt."
Lenau.

„Lieber Niembsch!

Meinen Niembsch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblick eine seltsame Erscheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche Dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unserer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl!

Dein Kleyle."

Diese Zeilen empfing Lenau von seinem im vorigen Abschnitt dieses Buches bereits genannten Freund Kleyle aus Altenburg, den 8. Dezember 1823. Kleyle ahnte nicht, welch' verhängnisvollen Ausgang diese Liebe des Freundes finden sollte, wie wenig sich in dem weiblichen Wesen, das Lenau mit der ganzen Macht seines heißen, ungestümen ungarischen Dichternaturells erfaßte, sich „das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen darstellte"; er konnte nicht wissen, daß diese Liebe eine Dornenkrone um Lenaus Stirn winden, daß sie ihm zum Fluche werden, die Jugendblüte seines Gefühls brechen und daß der Schmerz von nun an eine treue Herberge in seiner Brust finden würde. Wie grausame Ironie klingt uns des Freundes Glückwunsch, wenn wir erfahren, wie dieses Verhältnis geendet, auf das man Lenaus Verse:

„Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über euch!"

anzuwenden versucht wird.

Lenau verleugnet in seinem Lieben nicht das heißblütige Temperament seiner Mutter. Von seinen Eltern — nicht nur von Therese allein — war ihm starke Sinnlichkeit überkommen, die sich frühzeitig in ihm regte. Frankl, Arzt und der intime Kenner Lenaus, betont sogar in seinen Ausführungen über die Ursachen des Wahnsinns Lenaus, daß in ihm früh jene Triebe in der physischen Sphäre erwachten, denen die Knaben verderblich zu huldigen pflegen.

Schon in seinem fünfzehnten Jahre, als Lenau in Tokai bei der Mutter weilte, zog ein flüchtiger Liebestraum durch sein Leben. Eine reizende Freundin seiner Lieblingsschwester, gleichfalls Therese geheißen, erregte sein Herz zu leichten Tändeleien und ließ seine „liebestöhnende" Laute erklingen. Als er später nach Wien übergesiedelt war (1819), um dort zu studieren, that es ihm das niedliche Hausfräulein Minna an und lockte seinen Geist nicht selten fort von den Büchern trockener Gelahrtheit in romantische Gefilde. Diese Träumerei geschah so offenkundig, daß die Großeltern es für gut befanden, ihren Enkel einen Wohnungswechsel vornehmen zu lassen. Und als Lenau 1822 in Preßburg weilte, verlor er sein Herz an eine schöne Unbekannte, an die wahrscheinlich folgende Gedichte gerichtet sind: ‚Unmögliches', ‚Frage', ‚Ghasel' und ‚Der Unbeständige'. Das Abenteuer, das er hierbei erlebte, erzählt sein Freund Joseph Klemm in launiger Weise folgendermaßen: „Das schöne Fräulein wohnte im ersten Stocke. Ein leises Rauschen hinter den halbgeschlossenen Jalousien, so oft wir bei unseren Abendgängen vorübergingen, hatte uns die Überzeugung gegeben, daß ein Blättchen, inner die Jolousien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde also in der Au geschnitten und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und so mußte an dem Eisengitter hinaufgeklettert werden. Da erschallt plötzlich eine Bärenstimme: „Wart, verfluchtes Raubgesindel!" Glücklicherweise war das Blättchen schon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenster, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der

Nebengasse gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenstimme wieder: „Huß, Huß! Faß an!“ rufen. Der Hausmeister, dessen Stimme stärker als sein Mut sein mochte, war nämlich nach dem ersten Willkommen um die beiden großen Hunde gegangen und verfolgte nun mit diesen und unter ihrem Schutz unsere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeister aber, entweder weil sein Mut eben nur bis an die Ecke seines Herrenhauses reichte, oder in der Überzeugung, seiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hause vertrieb, rief die Hunde an sich und kehrte brummend zurück. So entwischten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtstube der Stadtpolizei zubringen zu müssen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Versuche eines Einbruches, welchen drei kolossale Kerle unternommen, die aber der mutige Hausmeister vertrieb. Fräulein * und wir wußten freilich die Sache anders.“

Dies alles aber waren nur Herzenspläukeleien, leichte Vorpostengefechte — nun folgte ein ernster, stürmischer Herzens- und Lebenskampf, bei dem Lenau viel, sehr viel einbüßte.

Es ist sein Verhältnis zu Adalberta oder Bertha Hauer. Sie war die natürliche Tochter eines Wiener Gemeinderates. Ihre Mutter Margarete, einst von blühender Schönheit, war, als Lenau sie kennen lernte, bereits erheblich gealtert. Sie wird als eine zänkische Frau geschildert, und man ist geneigt, Mephistopheles' garstiges Wort auf sie anzuwenden:

‚Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen.‘

Der Ursprung des unseligen Liebesbundes mit Bertha ist teilweise von einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, der wohl schwerlich gelüftet werden wird. Schurz glaubt, den Ursprung irgend einem heillosen Zufall anheimgeben zu sollen. Vielleicht giebt das Schreiben Lenaus an seine Mutter, Wien, den 13. November 1820 datiert, einen Fingerzeig.

Eine Stelle hieraus lautet: „Um mich dreht sich ein eigener Kreis. Ich steh' an der Stufe der Katastrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr und denkt man viel. Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiß, daß man noch einen Menschen hat, der einen liebt." Als Lenau gewaltsamen Abschied von seinen Großeltern nahm, in deren „goldenen Ketten" er nicht „ewiger Sklave" sein wollte, bestand das Verhältnis mit Bertha bereits (Sommer 1821); denn Schurz berichtet, daß Niembsch ihm damals erzählte, „wie überaus lächerlich es ausgesehen, als einmal jener Ratsherr durch ein paar unvorsichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufschreiend, kopfüber, übrigens ohne Beschädigung, in eine tiefe offene Mistgrube seines Gartens stürzte."

Ein sicherer Beweis von dem Bestehen dieses Verhältnisses liegt uns in Lenaus Brief (Wien, den 2. Januar 1824) an seinen Freund Kleyle vor: ‚Freund! ich liebe! einem armen, vaterlosen, verlassenen Mädchen von fünfzehn Jahren, ohne eigentliche Bildung, aber mit Anlagen, die sie der schönsten Bildung fähig machen, schenkte ich mein Herz, mit dem festen Entschlusse, es nicht wieder zurückzunehmen, wenn sie es in der Folge so zu schätzen weiß, wie jetzt. Ihre Gestalt ist sehr anziehend, ihr Grundzug des Charakters tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborener Sinn fürs Schöne und Schickliche. Bei des Mädchens großer Anhänglichkeit zu mir läßt sich erwarten, daß sich ihr ganzes Wesen dem meinigen anpassen werde, und daß ich einst schöne Tage an ihrer Seite verlebe.' Dachte der leicht zu entzückende Dichter an Bertha, als er die Strophe dichtete:

„Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen?" —

Wie dem auch sei, jedenfalls beherbergte der schöne Körper Berthas nicht auch eben solche Seele. Vom Herbst 1821 bis zum Frühjahr 1823, wo Lenau in Ungarn weilte und seine Phantasie sich mit der erwähnten „schönen Unbekannten" beschäftigte, war sein Verhältnis zu dem Wiener Mädchen ziemlich eingeschlafen. Nach seiner Rückkehr in die Donaustadt brach die Glut um so

heißer und voller hervor. Mächtig faßte ihn die Leidenschaft für Bertha. Seinem Kleyle schrieb er am 13. Januar 1824 von Wien: „Aus der Geschichte meines Herzens: Meine Bertha wird mir täglich teurer, und ich fühle mich in dieser Befangenheit meines Geistes unendlich glücklich und überzeuge mich immer mehr, daß selbst genügende Freiheit nie so befriedigt, als mitleidende Teilnahme, weil sie uns auch von unseren Geliebten abhängig macht. Einige Menschen, unter die Du auch gehörst, machen mir dies Leben so lieb, daß ich — wenn sie anders die Alten bleiben — nie so unglücklich sein kann, daß nicht ein Trost für mich in ihrer Liebe wäre.

Hier hast Du eine kleine Ode an meine Bertha:

Erinnerung.

Selige Stunde! Da mir meine Bertha
Mächtig ergriffen von der Liebe Sehnen
An den bewegten, ihr allein geweihten
Busen gesunken.

Nächtliche Stille lag auf Flur und Hain, es
Ruhten die Weste, um die leisen Seufzer
Nicht zu verweh'n, dem Pochen unserer Herzen
Lauschten die Sterne.

Glühende Küsse bebten durch die Seele,
Innig umschlungen hielt ich Dich, Geliebte!
Göttliche Bertha! Zierde meines Lebens!
Selige Stunde."

Schon im März 1823 hatte er eine Wohnung in der Nähe Berthas bezogen. Er verbrachte manche freie Stunde in ihrem Hause. Seine knappen Mittel, von denen er der Geliebten einen guten Teil zuwendete, reichten nicht aus, die unersättliche Geldgier der wenig feinfühlenden Margarete zu stillen, die zuweilen den ganzen Vormittag im Bett verschlief oder verträumte, weil Nichtsthun und Bequemlichkeit die Hauptzierden ihres Wesens waren. Die Tochter verleugnete übrigens auch in dieser Hinsicht nicht ihre Abstammung. Ja, diese Geldsorgen bereiteten Niembsch manch bittere Stunde. An Vermögen besaß er nur 500 Stück Dukaten, das Erbteil von seinem Großvater. Seine Mutter kannte das

Verhältnis ihres Sohnes zu Bertha und — wiederum recht bezeichnend für ihre blinde Liebe! — unterstützte ihn durch Geldzuwendungen, trotzdem sie, wie früher nachgewiesen ward, mit irdischen Glücksgütern nicht gesegnet war.

Aber weit schlimmer als diese Sorgen quälten Lenau schreckliche Zweifel an der lautern Herzensgesinnung Berthas. Sonderbare Vorfälle aus dem früheren Leben drangen nach und nach zu ihm und nagten an seiner Liebe, die übrigens durch die „manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit" der Mutter Berthas empfindlich verletzt wurde. Um die Osterzeit 1826 allerdings befand sich Lenau in „ziemlich vergnügter" Stimmung, wie er sagt. Bertha war Mutter eines Kindes geworden, das — mit Recht oder Unrecht, bleibe unentschieden — in der Taufe den Namen Adelheid von Niembsch empfing, gegen das Gesetz allerdings, da es nur den Familiennamen seiner Mutter hätte führen dürfen. Der dreiundzwanzigjährige Vater meldete Kleyle darüber (1826): „Ich lebe jetzt ziemlich vergnügt; ich habe ganz eigentümliche Freuden, von denen ich Dir erzählen werde, zu denen mir nichts fehlt als eine bürgerlich-sakramentalische Legitimation, die, wenn's gut geht, bald kommen wird, nämlich: ich führe den ehrwürdigen Namen Pater*) Nikolaus, ohne ein Priester zu sein."

Man ersieht daraus, daß Lenau auch jetzt noch — und zwar vielleicht fester denn zuvor — die Absicht hatte, sein Verhältnis zu Bertha in aller Förmlichkeit zu sanktionieren. Daß dies nicht geschah, ist in erster Linie dem Verhalten Berthas, wenn auch nicht ihr allein, zuzuschreiben. Jene oben erwähnten Zweifel an der Sittenreinheit der Geliebten steigerten sich, und noch in demselben Briefe, worin er dem Genossen eine Andeutung seiner „ganz eigentümlichen Freuden" macht, lesen wir gegen den Schluß hin: „Folgendes war das Kind einer melancholischen Stunde, welche durch ein Mißverständnis zwischen mir und meiner Bertha herbeigeführt worden war.

Einst, o nächtlicher Himmel! blickt' ich
Selig empor zu Dir, umschlungen

*) Es wurde und wird noch angezweifelt, daß Lenau der Vater dieses Kindes war.

Von der Geliebten, und ich weinte
Dank dem ewigen Gott!

Und sie pflückte mit Küssen mir die
Blüte der Wonne*) von der Wang', und
Mächtiger zog ich die Geliebte
An die klopfende Brust.

Doch nun sind sie dahin! die Stunden
Seliger Lust; und ach! nun weht der
Brausende Sturm die heiße Thräne
Banger Wehmut dahin!"

Diese „melancholischen Stunden" kamen jetzt häufiger. Schon einige Wochen nach dem eben mitgeteilten Briefauszuge meldet er (Wien, am 9. Juni 1826) dem treuen Freunde, daß ihm nicht wohl zu Mute sei. Er wünscht, mit ihm leben zu können — das wäre ein Leben! So aber entbehre er den edelsten aller Genüsse, den Genuß der befreundeten Seele, die vielleicht die einzige sei, welche ihn recht verstehe! „Das schöne Gewebe meiner Freuden hat einen gewaltigen Riß bekommen, und der Riß zeigt mir da einen nackten Fels, wo die güldene Phantasie ein Blütenbeet sah.

Hier hast Du ein Lied von mir, das ich eben dichtete:

Der Jüngling.

Der Jüngling sitzt im Blütengarten
Und sieht mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Und ihn umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel singend wunderbar.

Sei stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht verscheucht dem Jünglinge; denn wißt,
Es sind der Jugend schöne Träume wohl das beste,
Was ihm auf dieser Erd' geworden ist.

---

*) Freudenthränen.

Doch weh! jetzt naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit: und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn."

Wohl mußte ein auf so ungesunden Verhältnissen aufgebauter Liebesbund bald ins Wanken kommen, zumal wenn man an die tragisch-melancholische „Essenz" denkt, die Lenau von Geburt an im Blute lag. Daß diese Herzensverirrung seine an den Hochflug gewohnte Seele in den Staub des Lebens zog und in ihm Nachtdämonen wachrief, ihn in qualvollen Zwiespalt mit sich und der Welt hinausstieß, beweisen die Mitteilungen seines Bekannten Seidl, der manche Stunde mit dem Sangesgenossen in dem bekannten Neuner-schen Kaffeehause zu Wien verbrachte. Seidl erzählt: „„O ich wollt Euch schon auch einen Faust schreiben!" rief Lenau einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht! Verstanden?" — Seitdem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Glut seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit einem oder dem andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!" und nun das Queue, das er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen.'

Das unerquickliche Verhältnis schleppte sich bis spät in das Jahr 1828 hinein; seine verhängnisvollen Folgen lassen sich aber noch kurz vor dem Zusammenbruch des Lenauschen Geisteslebens 1844 erkennen, wie weiter dargethan ist. Das Jahr 1827, wo Bertha mit ihrem Töchterchen Adelheid in Dornbach weilte, brachte leidenschaftliche Auftritte zwischen Lenau und ihr, die dem Dichter den Gedanken einer endgültigen Trennung nahe legten. Er schrieb

seiner Mutter darüber aus Ungarisch-Altenburg vom 9. Juli 1827, wo er seinen Freund Kleyle besuchte:

„Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Berthas meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie imstande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen; denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viele Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältnis zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki."

Die endgültige Trennung erfolgte gewaltsam im Jahre 1828: erst da verließ er die Unwürdige. Bertha wußte sich zu trösten: die Verworfene fand an dem Reichtum eines Griechen, seines Berufes Handelsmann, Gefallen und bedurfte nunmehr nicht der Unterstützung Lenaus. Von Gewissensbissen wird diese Phryne, die gleichzeitig mehrere Eisen im Feuer zu haben pflegte, wohl nicht allzuschwer heimgesucht worden sein.*)

Nicht so aber Lenau. Hatte er früher sich glücklich geschätzt, dieses Mädchen sein zu nennen, hatte damals sein Gemüt, vom Odem dieser Mädchenseele angefacht, manche Blüte seliger Em-

*) Über das fernere Leben Berthas möge — nach einem Aufsatze Heinr. Röttingers im Euphorion (Wien 1900) — mitgeteilt werden, daß sie, verheiratet, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien in einem vornehmen Privathause lebte und ihre Mutter, die krank und materiell unterstützungsbedürftig war, verpflegte; Bertha galt als „ledig" und „privat" und lebte in guten Verhältnissen. Sie starb aber als Bettlerin am 21. März 1868 im Rudolfspitale zu Wien an Lungenödem. Adelheid, ihr Kind und angebliche Tochter Lenaus, war ihr 24 Jahre früher im Tod voraufgegangen.

pfindung getrieben, so schrieb er am 6. Juni 1828 an Kleyle: „Viel ist verronnen der Zeit und viel des wechselnden Schicksals, seit wir uns nicht gesehen! Wohl war es an mir, Dir Worte des Trostes zu senden; allein trösten kann nur der Ruhige, und ruhig war ich die ganze Zeit über, dank meinem Geschicke, keine Stunde. Wundere Dich nicht, lieber Freund, über meine Unruhe, und wirf mir nicht vor, daß mir Gründe des Trostes und der Selbstaufrichtung zu Gebote stünden, daß es meine Schuld wäre, wenn sich dieselben an mir nicht bewährten. Bedenke vielmehr, daß, solange man kämpft, man nicht ruhig sein könne, und daß mein Feind in meiner erregten Phantasie einen unerschöpflichen Vorrat von Dolchen und Pfeilen finde. Wie ein angeschossenes Wild durchirr' ich den Wald des Lebens, je stärker mein Lauf, desto stärker bluten meine Wunden! — Doch verzeih' mir, mein Teurer! Ich glaubte ruhiger zu sein, als ich die Feder ergriff; doch einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer — eine flüchtige Erinnerung, und die Brust ist in Aufruhr. Solche Seelen sind wie die Luft auf hohen Bergen. Man darf da, wie die Bergbewohner sagen, kein Steinchen hinabwerfen, sonst steigen gleich Nebel auf. So leicht erschüttert ist die Gebirgsluft!" — —

Es ist für den Charakterschilderer eine peinvolle, undankbare Aufgabe, Gestalten wie Bertha zu zeichnen. Aber die historische Wahrheit verlangt unerbittlich, daß der Stift in seiner Hand nicht schwanke, sondern genau die Linien zeichnet, die sie vorschreibt. Und so müssen wir denn auch den Einfluß, den dieses peinliche Erlebnis Lenaus auf ihn ausgeübt, noch schildern, ein Erlebnis, ohne dessen Kenntnis wir die Folgezeit des Dichters nur unvollkommen verstehen würden. Gerade in der furchtbar ernsten Bedeutung dieser Jugendverirrung Lenaus liegt die unabweisbare Pflicht des Biographen, es weder totzuschweigen, noch schönzufärben. Je dunkler die Schatten des Thales sind, desto wirksamer leuchten die sonnigen Bergeshöhen.

Wer die mitgeteilten Schriftzeugnisse Lenaus aufmerksam gelesen und unseren Ausführungen über das Wesen Berthas gefolgt ist, geht nicht fehl in der Annahme, daß Bertha es verstanden hat, den liebebedürftigen, unerfahrenen Niembsch an sich zu fesseln und

die weiblichen Verführungskünste nach allen Regeln der ausgesuchtesten Koketterie spielen zu lassen, wobei sie in ihrer Mutter eine nachahmenswerte Lehrmeisterin hatte. Der früher erwähnte Scherr sagt in seiner derben, aber ehrlichen Weise: ‚Bertha war eine absonderliche Species von einem Gretchen, ein sinnlich-heißes Ding, eine wilde Hummel, welche weder Anlage noch Lust hatte, aus einer Liebenden eine Büßerin zu werden, um schließlich als Verklärte auf Geheiß der Mater gloriosa den wiedergekehrten „Frühgeliebten, nicht mehr Getrübten“ in „höhere Sphären“ nachzuziehen. Dagegen war Berthas Mutter eine Frau Martha Schwertlein auf und eben, so reich an Gemeinheit, daß sie davon auf Faustpfänder hätte ausleihen können, ohne den Grundstock angreifen zu müssen.‘

In Lenaus Lebensbecher war ein Tropfen gefallen, dessen bitteren Nachgeschmack er zeitlebens zu kosten hatte. Die „wandelbaren, täuschungsvollen Lose“ des Schicksals hatten sich ihm hier zum erstenmal in ihrer schrecklichen Wirklichkeit gezeigt. Sein hohes Gefühl war verlacht, seine heiligste Empfindung verspottet, seine reinste Herzenskraft gebrochen worden. Die lauteren Edelschätze seines reichen inneren Seins hatte er an einen gleißenden äußeren Schein verschwendet: „Lieb’, Ehre, Tugend — alles Schein und Lüge!“ Noch in späteren Jahren erwähnte er mit einer gewissen trotzigen Hartnäckigkeit den Vers des Dichters Stoll (1778—1815) und wies damit auf dieses traurige Defizit in seinem Jugendleben unverkennbar hin:

„Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Gebroch’nes ganz zu leimen!“

Sein Schwager Schurz erzählt, daß, als Lenau ihn im September 1834 in dem steirischen Örtchen Neuberg besuchte, der Dichter ihm in leidenschaftlicher, bitterer Weise die noch immer blutende Wunde zeigte, welche das Schicksal ihm vor sechs Jahren geschlagen. Wie ein düsterer Schrecken stand diese Zeit unauslöschbar vor seiner Seele und lähmte seine Thatkraft im Entschließen selbst da, wo es sich um die ernstesten Schritte seines Lebens handelte.*) Er war

*) Man vergleiche namentlich den Abschnitt „Schilflottchen“ in diesem Buche.

eben nahe daran gewesen, seinen höchsten Einsatz, sich selbst, zu verlieren. Denn es lag in seiner Natur, sich da, wo er Liebe und Verständnis zu finden glaubte, ganz hinzugeben; so läßt er seinen Faust sagen:

„Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
Lieb' ich mit vollem Mannestriebe,
Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
Auf Heil und ewiges Verderben."

Auf seine Lebensanschauung übte dieser Vorfall die denkbar nachteiligste Wirkung: sein ohnehin von Natur aus zur Melancholie geneigtes Gemüt umwob sich fest und fester mit trübsinnigem Dunkel; als Ersatz für das verlorene Maienglück seiner Liebe ward ihm vom Schicksal das unheilvolle Danaergeschenk der Zweifelsucht zu teil, die sich immer tiefer in ihn einbohrte und an seinem Lebensmark zehrte.

Während er in dem mitgeteilten Gedicht „Der Jüngling" noch sagt, die Welt sei Himmel ihm, der Mensch ein Gott, mußte er jetzt gestehen:

‚Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
Anweht mein Herz ein kalter, finst'rer Geist.'

Wenn Lenau später, und je älter er wurde, desto eifriger und ungestümer, „wildhaftig im labyrinthischen Gedankenschachte grub," wenn er sich in seiner krankhaften Zweifelsucht selbst nicht genug thun konnte, so darf man, selbst nach sorgfältiger Erwägung aller später auf den Dichter einstürmenden Schicksalsleiden, die seine Zweifelsucht genährt haben, behaupten, daß dieser bedauernswerte Zug in Lenaus Wesen seinen Hauptantrieb von dem Verrat Berthas empfangen hat. Als er sie verließ, fühlte er sich aus dem Paradies des vertrauenden Glaubens verstoßen, und rastlos, trostlos irrte er nun durch den „Wüstensand des Lebens":

‚Das Schicksal ging nun finster mir vorüber
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlass'ner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,

Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab
Und hängt sich an die säuselnden Cypressen' —

so heißt's in dem 1830 durch Vermittelung von Anastasius Grün in K. Spindlers „Damenzeitung" veröffentlichten allegorischen Traum „Glauben, Wissen, Handeln", und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er in diesen Worten auf den Ausgang seiner Liebe zu Bertha hindeutet. Lenau war ein viel zu echter, aus seiner Innenwelt schöpfender und schaffender Dichter, als daß das Schmerzvolle seines Daseins nicht zu poetischer Gestaltung hindrängen sollte. Und so lassen sich mit ziemlicher Leichtigkeit die Spuren dieser von so stolzen Hoffnungen geborenen und in Gram endenden Leidenschaft in seiner Poesie entdecken. Daher der keine Versöhnung findende Schmerz, der des Dichters Leier stimmte und schon seine frühen Lieder mit jenem ergreifenden Herzweh überhaucht, dessen geheimnisvollem Zauber keine fühlende Menschenseele sich entziehen kann. Hierher gehören außer den bereits genannten: ‚Nächtliche Wanderung', ‚Das tote Glück', ‚Unmut', ‚Die Felsenplatte', ‚Nebel', ‚Der Baum der Erinnerung', ‚Sommerfäden', ‚Robert und der Invalide', ‚An die Wolke', ‚Sehnsucht nach Vergessen', ‚Am Bette eines Kindes', ‚Marie und Wilhelm', ‚Die Waldkapelle', ‚Das dürre Blatt'*), ‚Erinnerung', ‚Palliativ', ‚An meine Guitarre' — sie alle stehen mehr oder minder im Bannkreise dieser wehen Leidenschaft, die sogar stellenweise in sein ‚Albigenser' (Nachtgesang) hineinspielt. Während er ‚Im toten Glück' in heftigen Worten das Weib anklagt, dessen zauberischer Blick und wonnereicher Mund schmeichelnd sein Glück in böser Stunde zu sich gerufen, um es dann leicht und munter ins Grab hinunterzustoßen, wie ein Steinchen in des Baches Wellengrab, und ihm mit ruhigem Lächeln nachzusehen, steigt sein Herzensweh in dem Gedicht ‚Unmut' zur Lebensverbitterung und Weltverachtung:

*) Dieses Gedicht schloß in der Ausgabe von 1838 die ‚Liebesklänge', die fast alle an Sophie Löwenthal gerichtet sind. Gerade wegen seiner Beziehung auf Bertha schloß Lenau es 1840 von diesem Cyklus aus.

‚Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nicht mehr zum Luftschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod, habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüten,
Und streu' die Lappen in die Welt!'

Bald bittet er den Nebel, der ihm jeden Sonnengruß verhüllt, in seine graue Nacht die Erde und mit ihr seine traurige Vergangenheit fortzunehmen, bald künden ihm im Abendwinde hergaukelnde Sommerfäden, daß sein Sommer welke. Ein andermal ruft er einer über eine Heide am Himmel hinsegelnden Wolke zu, nicht so scheu an dem Abgrund seines Leides vorüberzuziehen, sondern der Ungetreuen Kunde von seinem Schmerze und Grolle zu bringen, mit denen die Unwürdige seine Seele umnachtet.*)

*) Dieses Gedicht (‚An die Wolke') beschäftigte den Dichter noch 1844. Er schrieb am 19. April d. J. an Sophie Löwenthal: ‚Ich bin am neunten Bogen (der Korrektur der Gedichte), und vierzig giebt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschicklichkeit hatte, abzuhelfen. Diesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Korrigieren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!" — Im Heidebild „An die Wolke" lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal

Und wieder in anderen Poesien zieht der Schmerz wie eine leise wehmütige Klage durch seine gramgeborene Seele, und Sehnsucht nach Vergessen, nach Ruhe ist sein Wunsch. Der Frühling will ihm wieder wie sonst mit Duft und Gesang und Liebe ans Herz sinken; aber seine Brust pocht dem Lenze nicht entgegen. Er fleht den Strom der Vergessenheit an, die Fesseln seiner Ufer zu brechen und seine Welle aus der Schattenwelt her ihm in die wunde Seele zu gießen, daß er für immer genese. Mit am gewaltigsten vibriert dieser Schmerzensnerv in dem Gedicht ‚Robert und der Invalide', sowie in der grausigen ‚Waldkapelle'. Der Invalide erzählt Robert, wie er einst auf dem großen Opferfelde bei Leipzig in Flammen und Rauch gestanden, wie ihm ein Glied vom Leib gerissen und er zum hinkenden Bettlerkrüppel geschlagen ward. Bitterer Unmut über die Undankbarkeit der Menschen, die ihn ins Elend haben sinken lassen, springt von seinen Lippen. Darauf erwidert Robert, und es ist, als ob wir Lenau selber sprechen hörten:

‚Dich trösten mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;*)
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,

---

beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen; denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen. — Jetzt heißt die Stelle:

O, nimm auf deine Schwingen
Und trag zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. s. w.'

*) Fast wörtlich stimmt hiermit die oben S. 40 abgedruckte Briefstelle (Lenau an Kleyle, 6. Juni 1828) des Dichters überein: „Doch einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer."

Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor mit deinem fabelhaften Sehnen!
Hast du's noch nicht ersäuft in deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.'

Das grausigste Gedicht in diesem Cyklus, das ergreifendste unzweifelhaft, ist „Die Waldkapelle", die ebenfalls, wie Schurz bekundet, nach Lenaus Trennung von Bertha geschrieben ist. In dieser Romanze zittert Lenaus Seelenschmerz am nachhaltigsten und leidenschaftlichsten. In schauerlicher Vorahnung hat er hier sein zukünftiges Geschick, verschuldet durch die Untreue der Geliebten, mit unheimlicher Wahrheit und erschütternder Wirklichkeit geschildert. Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund, dahinter trotzt in düsterm Grün der Berg. An seinem Fuße rauscht eine Eiche, klagt ein Bach bang vorüber. Und in dieser von Winterahnung und menschenöder Einsamkeit durchschauerten Weltvergessenheit erheben sich die Mauern der stillen, längst verlassenen Waldkapelle. Plötzlich durchschrillt ein Ruf das Grabesschweigen, ein Ruf, ein Schrei, aus Gotteslästerung und Hohn geboren, daß es uns unheimlich, kalt durchgraust. Und nun bricht der Gottverächter hervor, wirr streift das Haar seine bleiche Wange, unstät glühen seine Augen, Irrlichtern gleich, die in der Nacht des Wahnsinns schweifen. Er stürzt waldein, von seinem scheuen, hastigen Tritt rauscht das dürre Eichenlaub empor. Plötzlich wie in tiefem Sinnen bleibt er stehen, ein Strahl des Verständnisses seines düstern Loses scheint ihm durch

die Seele zu zucken: man hört in der starr brütenden Einsamkeit ihn leise weinen. Und als nun wehmütig sanft der stille Mond emporsteigt und seinen Silberschimmer über den sterbenden Sommer gießt:

‚Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"'

Doch bald, wie bald schon! hatte ihr Herz ihn vergessen und ein anderer ihr das letzte Wort des falschen Eides von falscher Lippe geküßt:

‚Und all ihr Leben, Freudetaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht unverfolgt von ihrem falschen Schwur
Und frech, am Gott vorüber, der ihn hörte.

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!'

Dieses Gedicht, aus der Schmerzenstiefe Lenaus herausgeboren, hat den Pulsschlag seines eigensten Lebens aus der Zeit, wo die rauhe Hand des Schicksals so unbarmherzig in seine blühende Innenwelt griff. Es hat später die Gattin des Hofrats Reinbeck in Stuttgart, wie noch im einzelnen dargethan wird, veranlaßt, zwei Gemälde zu diesem Gedicht zu malen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch der Entwurf zu dem allerdings erst später ausgeführten Gedicht „Die Marionetten" ungefähr in die Zeit fällt, die unmittelbar dem Treubruche Berthas folgte. Die düstere Färbung dieser Terzinendichtung, die darin grausam aufgewühlten Seelenkämpfe, das geradezu wollustartige Untertauchen in grausige Empfindungen rechtfertigen die Annahme dieser Entstehungszeit.

Lenau äußerte einmal: „Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel!" Mit seinen leiblichen Augen hat Lenau, soweit bekannt, die Treulose nicht wieder gesehen; vor seinem inneren Auge aber stand sie unverrückbar. Nur ein einziges Mal, berichtet Schurz, wurden seine leiblichen Sinne an das schmerzhafte Erlebnis erinnert. Lenau machte nach mehreren Jahren einen Ausflug in den von den Wienern beliebten ‚Krapfenwald' oberhalb Grinzing. Plötzlich erblickte er ein hübsches Mädchen. Der äußeren Erscheinung nach konnte es Adelheid sein. Das Kind faßte den Dichter scharf ins Auge, machte jäh Kehrt und rief nach einigen Schritten: „Mutter! Mutter!", worauf es verschwand. Mit einem Schlage lastete die Schmerzenszeit in unverminderter Wucht wieder auf Lenaus Seele. Er geriet in eine an Wahnsinn streifende Aufregung.*)

Mit dieser Begegnung ging die letzte Spur der Wirklichkeit Berthas verloren; sie war für Lenau verschollen. Die Dissonanz aber, die sie seinem Gemüte gerissen, blieb.

*) Vielleicht ist im Anschluß an diese Begegnung das Gedicht ‚Palliativ' entstanden.

Lotte Gmelin.

(Lenaus Schilflottchen.)

„Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet."
Lenau (Schilflieder).

Ende Juni 1831 verließ Lenau die österreichische Hauptstadt. Sein unglückseliges Erlebnis mit Bertha hatte finstere Schatten in seine Seele geworfen und sie in leidenschaftliche Erregung gebracht.

Hier liegen zum Teil die Wurzeln seiner später immer offenkundiger zu Tage tretenden Haltlosigkeit rein praktischen Lebensfragen gegenüber, hier liegt eine der Quellen jener Unentschlossenheit, die lähmend über ihn hereinbrach, als es galt, das Herzensbündnis mit jener holden Jungfrau zu schließen, deren Name an der Spitze dieses Abschnittes steht. Wir werden auch sehen, daß Lenau selbst das Scheitern dieser von seinen Freunden sehnlichst herbeigewünschten Vereinigung mit auf den Verrat Berthas zurückführte.

Ende Juni 1831 verließ Lenau also Wien, mit welcher Stadt ihn schmerzvolle Erinnerungen verknüpften. Freilich bildeten diese nicht die alleinige Ursache seines Abschiedes von jener Stadt. Er hatte von 1827—1830 auf der Wiener Universität, nachdem er — wie erwähnt — verschiedene Male in auffallender Weise mit seinem Studium gewechselt, Medizin studiert. Am 26. September 1830 schied seine Großmutter aus dem Leben. Ein rechtsgültiger letzter Wille war nicht vorhanden, und so fiel das hinterlassene Vermögen von 30000 Silbergulden zu gleichen Teilen den drei Enkelkindern zu. Als Lenau nun in den Besitz des großmütterlichen Nachlasses

trat, brach er jäh sein Brotstudium ab. Vergebens beschworen ihn seine nächsten Freunde, es mit der vorgeschriebenen Prüfung zu einem endgültigen Abschlusse zu bringen — umsonst: ihre von Liebe und Vernunft erzeugten Ermahnungen schlug der Bereicherte eigenwillig in den Wind. Denn nun war auch der Dichter, welcher seine Poesien in die Welt einführen will, in ihm erwacht. Gleichzeitig regte sich das unruhige elterliche Blut in ihm: eine unbezähmbare Wanderſehnsucht packte ihn. Entwarf seine Seele doch auch in dieser Periode den nachmals ausgeführten Plan der Amerikafahrt. Lenau reiste nach Schwaben; seine Absicht war, in Heidelberg oder Würzburg den medizinischen Kursus zu vollenden; außerdem hoffte er, seinen zerstreuten Gedichten bei dem weltberühmten Bücherkönig Cotta zu Stuttgart ein annehmbares Unterkommen erwerben zu können.

Am 9. August 1831, trifft unser Dichter in der württembergischen Residenzstadt ein und betritt somit das Land, das ihm zur zweiten Heimat wird, wo er bedeutungsvolle Jahre verbringt, bedeutungsvoll an äußeren Erlebnissen und inneren Wandlungen. Stuttgart und Wien sind gleichsam die Pole seines nun beginnenden Lebens bis zu seinem geistigen Untergange. Immer wieder zieht es ihn zurück zu den lieben, guten Menschen, deren Herzen er sich im Sturm erobert: zu dem schweigsamen, schwerflüssigen Uhland in Tübingen, dem gemütreichen, biderben Karl Mayer in Waiblingen, der „ein wahres Freundschaftsgenie“ ist, zu dem impulsiven, herzfrischen Justinus Kerner, der „ganz Gold“ ist, zu dem „wilden und mutigen, ritterlichen und herzlichen“ Alexander Graf von Württemberg, zu dem treuen Gustav Schwab, dessen uneigennütziger Liebe Lenau es überhaupt verdankt, daß sich ihm in Stuttgart Haus und Herz öffnete. Aber auch Schwabens Frauen bringen ihm „die lebhafteste Teilnahme, die feurigste Ermunterung“ entgegen. Allen voran die sich für ihren ungarischen Liebling aufopfernde Emilie Reinbeck, die mit mütterlicher Treue und Hingebung ihren Lenau liebte, für ihn sorgte und sann, ihn hegte und pflegte, als düstere Nacht sein Leben umschattete, und die, im tiefsten Herzen erschüttert von dem furchtbaren Verhängnis, mit dem das Schicksal Lenaus abschloß, vor ihm in die Gruft sank. Auch Sophie Schwab,

Gustav Schwabs Frau, sowie Friederike Kerner, die herzliebe Gattin des Weinsberger Dichters, öffneten den Schrein ihres Herzens, und was sie diesem geheimen Fache entnahmen, war Liebe, nichts als aufrichtige, goldklare Liebe. Ebenso schlug Emma Niendorfs Herz nicht minder heiß für Emiliens Schmerzenskind. Und Gräfin Marie von Württemberg, die holde Schwester Alexanders, die unser Dichter in seinem „Faust", sowie in seinem „Don Juan" und den „Marionetten" poetisch verklärt hat, reiht sich in ihrer Innigkeit und Gefühlstiefe für Lenau harmonisch den genannten Frauen an.

Mit welchem Vorurteil übrigens der Dichter Stuttgart betreten, zeigt sein Schreiben vom 22. Juli 1831 an seinen Schwager Schurz (in Karlsruhe verfaßt): „Hier hört man schwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promenieren. So sieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meist ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man sie; denn sie sind ungemein geschwätzig. Da seh' ich abends aus meinem Fenster, der Mond scheint hell herab auf die lustwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe, offene A herauf zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es ist; aber ich könnte mich schwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrscheinlich ist es ihre Geschwätzigkeit. Der schwäbische Dialekt klingt mir übrigens sehr angenehm." Nun, Lenau ist von dieser Einbildung schnell genug geheilt worden. Denn er fand in Schwaben außer den genannten Frauen noch ein Herz, das seiner Seele erst den rechten Vollklang der Liebe entlockte, ein Herz, so reich und schön, daß es ihm' wie eine göttliche Offenbarung erschien. Das war Lotte Gmelin.

Lenau sah Lotte zum erstenmal, als er in Stuttgart mit Gustav Schwab, seiner Gattin und deren Tochter Sophie einen Spaziergang machte. Es war der 22. August 1831. Beiläufig bemerkt, ist ein 22. August auch Lenaus Todestag. Der Dichter schrieb seinem Schwager Schurz über das erste Zusammentreffen mit diesem Mädchen folgenden Bericht: „Den 22. August machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine

Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiele, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann; denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich, und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaisburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine „Waldkapelle" vor. Das gefiel allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreise zum Thee, und ich sehe Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im „Morgenblatt"*) erscheinen werde (die „Waldkapelle" war mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das alles nicht zum Teufel holen ist? — Noch immer hielt ich mich fern. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einsames Lustschloß des Württemberger Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofrätin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes

*) Schwab war Redacteur dieses Blattes.

Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollte ich nicht unartig sein. Im Schlosse wurde gegessen und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einigemal auf die Lotte hin und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufschrie. Nach Tische lagerten wir uns in einem Walde, die Frauenzimmer sangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hause, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagt mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist, und mir einigermaßen meine liebe Resi*) ersetzt, sagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tische (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder, das ist zu arg. Das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor." Soweit der Bericht Lenaus über seine erste Begegnung mit Lotte.

Der Name Lotte ist in der deutschen Litteratur zu einer Berühmtheit gelangt, wie wohl kaum ein anderer weiblicher Name. Goethe verliebte sich in Wetzlar in Lotte Buff, und der Leidenschaft des stolzen Frankfurter Patrizierssohnes für die älteste Tochter des Amtmanns Buff verdankt die deutsche Litteratur ein Werk wie Werther. In Weimar entspann sich alsdann zwischen ihm und Charlotte von Stein jenes bekannte innige Liebesverhältnis, das Goethe unter anderem zu seiner zartesten und duftigsten erotischen Lyrik begeisterte. Schiller faßte eine tiefe Neigung zu Charlotte von Wolzogen, dieser „schönsten, weichsten, empfindsamsten Seele," wie er sagt, und verheiratete sich mit Lotte von Lengefeld, nachdem die reizbare und romantische Charlotte von Kalb ihn in Herzenswirren verstrickt hatte. In Lenaus Liebesleben spielt Lotte Gmelin eine hervorragende Rolle.

Charlotte Henriette Gmelin war am 10. Dezember 1812 in Bern geboren. Ihr Vater, ein Bruder Sophie Schwabs, geb. Gmelin, war Dr. Christian Heinrich Gmelin, der, am 15. Dezember 1780 in Tübingen geboren, 1805 Professor des Römischen Rechtes

*) Lenaus Lieblingsschwester Therese.

und des Bernischen Staatsrechtes zu Bern ward und als Oberjustizrat am 13. Dezember 1824 in Ulm starb. Lottens Mutter hieß Wilhelmine Christina Rosina Müller (geb. 1784, gest. 1865); sie war eine Tochter des Professors und bekannten Kupferstechers Johann Gotthard Müller in Stuttgart, der auch Lottens Taufzeuge war. Durch ihn war Lotte, wenn auch weitläufig, mit Marie Behrends verwandt, jenem unglücklichen, holden Wesen, das Lenau unmittelbar vor dem Ausbruch seines Wahnsinns zu seiner Braut erkor. Die Base Mariens, Marie Jäger, war nämlich Tochter des Kupferstechers Johann Friedrich Wilhelm Müller, eines Verwandten des Taufzeugen Lottens.

Schon in ihrer zartesten Jugend kam Lotte nach Tübingen, wohin der Vater als Professor der Jurisprudenz an der dortigen Universität einen Ruf erhielt. Sie weilte hier bis zu ihrem elften Lebensjahre, wo sie die liebliche Neckarstadt mit Ulm vertauschen mußte. Zeitlebens hat sie Tübingen die freundlichsten Erinnerungen bewahrt und eine besondere Vorliebe für dieses Städtchen gehabt; denn es waren schöne Jahre, die sie dort zubringen durfte, und manche Jugendfreundschaft, die sie dort geschlossen, hat in ihre späteren Tage mild und warm hinübergeglänzt.

Nach zehnjährigem, segensvollem Wirken legte der Vater 1824 sein Lehramt an der alma mater Tübingens freiwillig nieder und ließ sich als Oberjustizrat nach Ulm versetzen, wo er jedoch schon nach kaum drei Vierteljahren zum großen Schmerze seiner Familie im besten Mannesalter von 44 Jahren einem rasch verlaufenden Leiden erlag. Ein treues, verehrungsvolles Andenken hat die Tochter ihrem früh abgerufenen Vater, dessen Bild wie ein Ideal kräftig ernster Männlichkeit ihr stets vorschwebte, in dankerfüllter Seele bewahrt, und oft und tief hat die Frage ihren Geist beschäftigt: werden wir drüben unsere vorangegangenen Lieben auch wiederfinden?

Die früh verwitwete Mutter zog nun mit ihren drei Töchtern, von denen Lotte die zweitälteste war, nach Stuttgart, wo sie bis zu ihrem Tode blieb, also über vierzig Jahre, und ihre Kinder und Kindeskinder heranwachsen sah. In der württembergischen Hauptstadt hat Lotte bis zu ihrer Verehelichung (1846) ihr Leben zu-

gebracht. Mit regem Interesse benutzte sie die Bildungsanstalten, an denen Stuttgart reich ist, wobei ihr die Verwandtschaft mit der Familie Gustav Schwabs sehr zu statten kam. Gehörte doch Schwabs Haus damals neben dem Hartmann-Reinbeckschen Kreis zu den kunstsinnigsten und geistig bedeutsamsten Sammelpunkten Stuttgarts.

Lotte war eine anmutige Erscheinung, die jedes tiefer blickende männliche Auge fesseln mußte. Der ganze zarte Liebreiz der Jugend umfloß ihre Gestalt, als Lenau ihr näher trat. Er erkannte bald den edlen Seelengehalt des schönen Mädchens: ihren geraden, wahrhaftigen Sinn, der allem eitlen, schauspielerisch-koketten Wesen von Grund aus abhold war, ihre Entschlossenheit in der Durchführung dessen, was sie für gut oder nötig erkannt hatte, ohne um Beifall oder Mißfallen der Menschen sich viel zu kümmern; scheute sie sich doch nicht, selbst herb oder hart dort zu erscheinen, wo ihr stark ausgeprägter Rechtssinn dies zu erfordern schien. Er erkannte schnell ihre freie und große Seele, die mit Aufopferung und Hochsinn nicht kargte, wenn es einem edlen Ziele und Zweck galt. Lotte war eine liebebedürftige und, wie sie selbst hin und wieder sagte, von Jugend auf eine zur Reflexion geneigte Natur, scharf beobachtend, weniger sich tiefer aufschließend, mehr aristokratisch geartet und gesinnt im guten Sinne des Wortes. In ihrer Jugend war sie vorwiegend rationalistisch erzogen, in ihren späteren Jahren wendete sie sich aus voller Überzeugung immer mehr dem Christentume der Schrift zu, ohne ihre Religiosität in Sentimentalität zerfließen oder in Pharisäismus erstarren zu lassen. Menschlichen Autoritäten gegenüber hat sie, nicht bloß auf religiösem Gebiet, stets ihr selbständiges Urteil zu wahren gewußt.

So war Lotte beschaffen, und es nimmt uns durchaus kein Wunder, wenn Lenau sofort bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr in holder Neigung zu dem Mädchen entbrennt und in demselben Briefe an Schurz, in welchem er sagt, ihr Bild lasse ihn nachts nicht ruhen, folgende Schilderung ihrer äußeren Erscheinung zu entwerfen sucht: „Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmut aller Bewegungen, besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches,

frommes Gesicht, tiefe, blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig." Dieses Bild, das des Anziehenden wahrlich nicht wenig bietet, muß der Wirklichkeit doch nicht genügend entsprochen haben, mindestens nicht der Wirklichkeit, wie sie Lenau in dem verklärenden Spiegel seiner Liebe erschien; denn, seine Ohnmacht bei der Ausmalung des Bildes fühlend, fügt er seinen eben mitgeteilten Worten unmittelbar den Ausruf hinzu: „Marsch mit der dummen Beschreibung!" und gelangt zum Schluß zu dem einfachen, aber gerade durch seine Schlichtheit um so mehr überzeugenden Wort: „Sie ist ein sehr liebes Mädchen."

Mehr als von den äußeren Vorzügen Lottens wurde Lenau von dem inneren Wert des Mädchens ergriffen, der sich ihm ahnend offenbarte, als sie ihm vorsang und vorspielte. Wenn Seume sagt: „Musik ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen", so entriegelte die Tonkunst hier eine männliche Seele. Den Eindruck, den die arglose Lotte mit ihrem Gesange auf das leicht erregbare Herz des Magyaren erzielte, hat sie sicher nicht voraussehen können. Und noch weniger ahnte sie, daß gerade Beethoven so mächtig an das Herz des Hörers schlagen würde. Denn dieser Tondichter besaß in Lenau einen schwärmerischen Verehrer, wofür sein Gedicht „Beethovens Büste" beredt spricht:

„Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Oceane
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane:

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern."

Als Lenau am 21. Juli 1831 einer Aufführung des „göttlichen" ‚Fidelio' in Karlsruhe beigewohnt, da fand er in der Stadt, wo er völlig fremd war, in Beethoven eine „bekannte Seele" und war „auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichste auf Erden," schrieb er an Schurz. An Emilie Reinbeck berichtete er von Wien aus (am

21. Oktober 1834), daß sämtliche Beethovensche kleinere Kompositionen den Winter über in der Donaustadt gegeben würden. „Da lass' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchströmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Briten*) nicht ausgenommen**)." Welch' geradezu dämonische Macht dieser Meister auf Lenau ausübte, erhellt aus seinem Briefe an dieselbe schwäbische Freundin (Wien, den 14. März 1836): „Dann hab' ich neulich von den sogenannten ‚verrückten' Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister sogar ‚Teufelsquartett'. Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich fein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt." Endlich möge noch die Stelle aus einem Briefe vom 25. Mai 1838 mitgeteilt werden. „Wir müssen erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neueren Kunst zu bewahren haben, wie ich meine." ***).

Es war notwendig, die hohe Verehrung Lenaus für diesen Meister der Töne durch Beweisstellen und Aussprüche des Dichters darzuthun. Denn man wird nun den sieghaften, herzbezwingenden ersten Eindruck der schüchternen Lotte auf den Fremdling, als ihre Seele, ihr Atem die „Adelaide" belebte, verstehen und begreifen. „Die Kunst ist nur der beseelte Widerschein der Natur aus dem

*) Shakespeare.

**) Fast wörtlich so äußerte er zu Frankl: „Dieser Göttliche durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz. Er wirkt auf mich wie kein Geist auf Erden. Ich nehme selbst Shakespeare nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen."

***) Man vergleiche auch das an Luise von Sommaruga (gest. 8. Mai 1835), eine junge begabte Beethovenspielerin, gerichtete Gedicht „An Luise." — Lenaus große Verehrung für Beethoven kommt in dem Abschnitt „Sophie Löwenthal" noch einmal zur Sprache.

Spiegel der Seele," sagt Ludwig Richter. Ja, dieses schöne Wort paßt auf die Sängerin. Aber auch Beethovens Aeußerung zu Bettina, die Musik müsse dem Manne Feuer aus dem Geiste schlagen, zeigt sich hier in ihrer Wahrheit.

So hatte Lenau nun einen Ersatz gefunden, wie einen solchen ihm das Schicksal in kaum lieblicherer Gestalt hätte geben können, nachdem sein inneres Leben von der Unwürdigkeit Berthas einen schweren Stoß empfangen. Zu diesem noch immer nachzitternden Schmerz gesellte sich die Trauer um seine am 24. Oktober 1829 dahingeschiedene Mutter. So war seine Seele von dumpfem Weh und lähmender Traurigkeit belastet, als er nach Schwaben kam. Er fühlte sich einsam und verlassen, denn das einzige Wesen, an dem er mit rührender Innigkeit hing, seine Schwester Therese, weilte in Österreich. Der heiße Strom seiner Liebessehnsucht und Liebesbethätigung mußte, da er nach außen keine Mündung fand, in sich selbst zurückfließen und sein ohnehin wundes Gemüt in schmerzvolle Schwingungen versetzen. Da sah er plötzlich Lotte, da hörte er ihren wundersamen Gesang, da lauschte er mit verhaltenem Atem ihren Tönen. Wie in ein himmlisches Bad tauchte seine Seele. Wie geistige Erfrischung rann es ihm durch die Adern; seine Liebesbedürftigkeit hatte ein Ziel gefunden; sein Lebensmut schien sich kraftvoll emporrecken, sein ganzes Dasein einem bestimmten Punkte zusteuern zu wollen. Aber es *schien* nur so. Denn nun zeigte es sich, daß er bereits nicht mehr über jenes Maß fester Selbstbestimmung verfügte, das notwendig ist, um den unlöslichen geistigen und leiblichen Bund mit einem geliebten Wesen einzugehen. Nun zeigte sich in voller Wahrheit, was er in seinem Gedichte „Der trübe Wanderer" klagend ausruft:

„Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber."

Die Gestalt Berthas stand als drohendes Schreckbild vor seinen Sinnen; sie hatte seine edle Liebe entweiht; er fühlte sich nicht mehr würdig genug, Lotten offen seine Neigung zu bekennen und ihr Herz zu begehren. Es kam nicht einmal zu einer unzweideutigen Aussprache zwischen ihnen, wenngleich jeder den Herzenszustand des andern kannte. Lenau glaubte eben nicht mehr

an die Gunst des spröden Schicksals, wollte nicht mehr daran glauben. Vererbung und Anlage, der gänzliche Mangel einer ernsten, milden, erzieherischen Vaterliebe, die Treulosigkeit Berthas, der Tod seiner abgöttisch geliebten Mutter und manch andere Erlebnisse hatten ihn Hoffnung um Hoffnung ärmer gemacht, seine Thatkraft gebrochen, hatten seine Zweifelsucht schon jetzt auf eine gefährliche Höhe gebracht und den Schleier der „sinnenden Melancholie" schon zu fest um sein Inneres gewoben, als daß seine Seele einen sieghaften Durchbruch zum Lichte des Glückes hätte finden können. Und so lesen wir schon gleich in dem mehrfach erwähnten Briefe an Schurz, wo er ihm die erste Mitteilung von Lotten macht, unmittelbar im Anschluß an das Wort: „Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen!" — die uns schmerzlich berührenden Sätze: „Aber ich werde diesem Mädchen entsagen: denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem bessern Begriff von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch einen Sonnenblick der Liebe, Bruder, das ist mir verdächtig." So waren beseligendes Liebesverlangen und hoffnungsloses Entsagen in seiner Seele gemischt. Dazu kam das Drückende und Peinvolle seiner äußeren Lage, mit der er zu ringen hatte. Das ihm von großmütterlicher Seite zugeflossene Vermögen war nicht hoch genug bemessen, um einen eigenen Herd zu gründen und die Verantwortung für die Erhaltung einer Familie zu übernehmen, ganz abgesehen davon, daß Lenau kein ökonomisches Genie war. Zwar stand ihm eine Vergrößerung seiner Einkünfte in Aussicht, da es ihm, nachdem sein Bekannter Karl Johann Braun von Braunthal in Berlin sich umsonst nach einem Verleger für die Musenkinder Lenaus umgesehen, mit Hilfe seines vermittelnden Freundes Gustav Schwab gelungen war, den bedenklichen und vorsichtigen Baron von Cotta

für den Druck und Verlag seiner Gedichte zu gewinnen. Am 29. August 1831 wurde der Vertrag mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung abgeschlossen. Lenau empfing als Honorar fünfzig Dukaten. Das war keine wesentliche Aufbesserung seiner Finanzen, ebensowenig wie die tausend Gulden, die er als Honorar für die zweite zur Herbstmesse 1834 erscheinende vermehrte Auflage erhielt. Und was bei Gründung einer Familie den Ausschlag hätte geben können, eine gesicherte Lebensstellung, so fehlte diese dem Dichter; denn wir haben gesehen, daß er unvermittelt das medizinische Studium in Wien abbrach. Die in Aussicht genommene Fortsetzung und regelrechte Beendigung desselben in Heidelberg oder Würzburg unterblieb, obwohl Lenau verschiedene Male, teils länger, teils kürzer in der schönen Neckarstadt weilte. Endlich müssen wir noch ein anderes Moment in Betracht ziehen, um ein einigermaßen richtiges Verständnis der rätselreichen Natur Lenaus in dieser Periode, besonders seines Verhaltens Lotten gegenüber, zu erlangen. Das war sein Plan einer Amerikafahrt, dessen erster Keim unserm Dichter vielleicht von seinem ehemaligen Lehrer und Freund Kövesdy zugetragen worden war. Dies war also die Konstellation der treibenden Mächte in Lenaus Leben zur Zeit, als das Schicksal ihm die reizvolle Schwäbin in den Weg führte; dies das Milieu, in das er gestellt war.

In einem Briefe, der im nächsten Abschnitt dieses Buches näher mitgeteilt ist, sagt unser Dichter, seine innerste Natur mit einem Schlaglicht grell beleuchtend, daß er sich fürchte, jene himmlische Rose (d. i. Lotte Gmelin) an sein nächtliches Herz zu heften, und daß er sich für eine fatale Abnormität der Menschennatur halte. Weiterhin heißt es in diesem Schriftstücke:

„Das waren die zwei Momente, wo ich Lotte am schönsten sah: als bei der Zumsteeg Beethovens Trauermarsch gespielt wurde, und als auf unserer Heimfahrt vom Bergheimer Hof ihr der Mond das schöne Gesicht küßte; dessen Küsse aber so kühl und kalt waren, daß ich das liebe Mädchen in ihren Mantel wickeln mußte. Wär' ich der Mond gewesen! ich hätte Lotte und das ganze Land so heiß geküßt, hätt' in jener einen Nacht einen solchen Lenz und Sommer hervorgeküßt, daß die Sonne am Morgen erstaunt und

beschämt hätte umkehren müssen, und Lotte ihren Mantel zum Wagen hinausgeworfen hätte. Ja, das wäre freilich schön, wenn uns der Verwalter jenseits solche Spazierfahrten veranstaltete . . ."

Als eine willkommene Ergänzung dieser Bekenntnisse Lenaus über seine Liebe zu Lotte sei hier ein ungedruckter Absatz aus seinem an Gustav Schwab gerichteten Briefe (Heidelberg, den 5. November 1831) mitgeteilt. Diese Stelle lautet: „Deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja; doch ich muß Dir's immer wieder sagen. Meine verstorbene Mutter, meine Schwester Therese, Deine Frau und Lentula*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen, und könnte ich alle vier sitzen sehen an Deinem Tische! Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei anderen werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen.

Gestern Abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa, mit geschlossenen Augen, und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Orte meiner Erinnerungen machen. Was Dir Tübingen ist, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsere Paradiese Nachbarn sind."

Um Weihnachten 1831 verließ Lenau seine „medizinische Einsamkeit" und kam nach Stuttgart. Hierüber ist ein authentischer Brief vorhanden, der, ebenfalls bislang weiteren Kreisen unbekannt, von Sophie Schwab stammt. Er ist einem Briefe Sophiens an ihre Freundin Lucie Meier**) in Bremen entnommen und lautet, soweit er auf Lenaus Verhältnis zu Lotten Bezug hat, folgendermaßen: „Deinen Vorwurf, daß ich Dir noch nie geschrieben habe,

*) D. i. Lotte Gmelin; das Wort Gmelin hängt wahrscheinlich mit gemächlich, etwas langsam (lat. lentulus, a, um) zusammen. Lentulus war eine römische Familie (der kornelischen gens), auf die die Familie Gmelin scherzweise ihren Ursprung zurückführte.

**) Mutter des bekannten Konsuls und Reichstagsabgeordneten H. H. Meier daselbst.

wenn unser Freund Niembsch bei uns ist, widerlege ich Dir heute; denn er selbst hat mir eben die Feder geschnitten und interessiert sich eben so sehr für Dich, als Du Dich für ihn. Deine Mitteilungen über Amerika, die ich ihm vorgelesen habe, scheinen nicht ohne Eindruck auf ihn gewesen zu sein. Nach Deiner Schilderung wäre er, der sich nur in einem gemütlichen Leben gefallen kann, unglücklich in Amerika. So lieb wir ihn haben, so hat uns dieser böse Mensch doch schon manche Sorge gemacht; denn seit er in Heidelberg ist, hängt er seiner Schwermut wieder so nach, daß alle unsere Mühe, wie es schien, an ihm verloren war, seine Verehrung für Lotte schien uns sich immer mehr darnach zu gestalten; so schrieb er mir z. B., nachdem er mir eine Schilderung von seiner Gemütsart gemacht hatte: ‚Darum scheue ich mich, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften'*). Er hat sich in Heidelberg ganz isoliert — auf meinen letzten Brief habe ich keine Antwort erhalten, und wir fürchteten sehr, die Vorsätze und Äußerungen, die er in den letzten Tagen uns gemacht hatte, reuen ihn und seien nur durch sein großes Wohlbehagen an Lotte herbeigeführt worden. Du kannst Dir denken, welch peinliche Lage dies für uns war, es hat uns diese Geschichte manche schlaflose Nacht gekostet, auch meinen l. Mann, der beide sehr lieb hat, hat es sehr angegriffen. Oft war ich schon gesonnen, ihm zu schreiben und ihm sein Herz zu erleichtern, hätte ihm aber dann auch geschrieben, daß er nicht hierherkommen soll, denn dies sind wir auch jetzt noch entschlossen, wenn er diese Schwermut nicht bemeistern kann und dies ihm gleichsam über die Liebe geht, so soll er auch das Mädchen nicht mehr sehen, damit sie ja keine Hoffnungen nährt, die nicht erfüllt werden können, und das kann nur geschehen, wenn sie ihn gar nicht mehr sieht. Das war immer bei dieser Sache mein einziger Trost, daß ich die ganze Sache mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt habe. Nun denke Dir aber unsere Spannung, wir erwarteten ihn von Tag zu Tag vergebens. Der Himmel half mir aus einer großen Verlegenheit, er kam eine halbe Stunde vor der

*) Diese Stelle bezieht sich auf den oben auszugsweise mitgeteilten Brief Lenaus aus Heidelberg, den 11./12. November 1831.

Bescherung mit einem Herzen voll treuer Liebe gegen uns und in seinen Gesinnungen gegen Lotte unverändert, er konnte nicht fassen, daß wir an ihm zweifeln konnten. Wir hatten am selben Morgen einen Brief von seinem Schwager in Wien erhalten, woraus wir sahen, daß die Seinigen von seinem ganzen Leben unter uns unterrichtet sind, und wir wissen auch, daß sie sehr erfreut darüber wären, wenn er sich entschlösse, — im Grunde denken wir ganz wie Du in Deinem früheren Brief es sagst, mein l. Mann hatte deswegen große Freude an Deinen Äußerungen, — und deswegen bleiben wir auch dabei, er soll sie durch unser Zuthun nicht sehen, will er dort einen Besuch machen, so ist es dann seine Sache. Nun glaubte er am Christabend alle versammelt zu finden, aber denke Dir, ohne daß ich es wußte, hat mir der Himmel aus der Verlegenheit geholfen, Lotte bekam ein geschwollenes Gesicht und durfte nicht ausgehen, — dann war er aber so traurig, daß einem das Herz wehe that. Diesen Morgen habe ich nun ganz aufrichtig mit ihm gesprochen, er hat sich bitter beklagt, daß ich ihn kalt empfangen hätte, es war aber nur die Spannung, in der ich war. Gott führe die Sache, wie sie für beide am besten ist, ich kann sie nur Ihm empfehlen. Das Resultat unseres Gespräches war eben, daß er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühle, und so lange dies nicht sei, fürchte er, Lotte nicht glücklich zu machen. — Er fürchtet gegenwärtig einen bedeutenden Teil seines Vermögens zu verlieren, und ich glaube, dies wäre ihm vielleicht ganz gesund, er würde dann etwas mehr an das Zeitliche gewiesen, was, wie es scheint, einmal doch zu unserer Menschennatur gehört; denn Du hast keinen Begriff, wie unbekümmert er in diesen Sachen ist, ich habe ihm dieses alles auch selbst gesagt. Lotte ist ein liebliches Mädchen, ohne eine Schönheit zu sein, so ist auch ihre Stimme ganz besonders lieblich, es wäre uns zu betrübt, wenn ihre Jugend durch rege gewordene Hoffnungen getrübt würde, die nicht in Erfüllung gehen . . ."

Zur weiteren Ergänzung des Verlaufes dieses Verhältnisses sei endlich noch ein Auszug aus dem ungedruckten Briefe Sophie Schwabs an Lucie Meier vom 15. Januar 1832 mitgeteilt. Hier lesen wir: „Nun will ich Dir erzählen, wie es mit Niembsch ge-

gangen ist: Er wollte uns zu lieb zwar das Opfer bringen und Lotte gar nicht sehen, ich fand dies aber doch auch für Lotte und meine Schwägerin wehe thuend, und sagte ihm, daß wir nichts dagegen hätten, wenn er einen Besuch dort mache; dies geschah auch; es fiel ihm nun auf, daß Lotte etwas traurig aussah, und dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er mehrere Tage gar nichts aß und ganz betrübt war, wir waren es mit ihm, mein lieber Mann, der über die ganze Sache ziemlich streng dachte, vermied ganz, mit ihm darüber zu reden. Nun kam Mayer von Waiblingen, der sich von Anfang an an Niembsch mit schwärmerischer Liebe angeschlossen hat, mit ihm, in der Absicht, dies peinliche Schweigen zu lösen, da hielt sich nun mein Mann gar nicht mehr zurück, und machte ihm bittere Vorwürfe über sein Betragen und besonders darüber, daß er unter diesen Umständen jetzt gekommen ist. Wie aber mein lieber Mann ist, sobald er es vom Herzen hatte, bot er auch die Hand zur völligen Versöhnung und bat Niembsch um Verzeihung wegen der beleidigenden Dinge, die er in der Hitze gesagt habe. Auch Niembsch hat sich schön dabei benommen, sein Innerstes war natürlich ganz erschüttert; als er sich ein wenig gefaßt hatte, sagte er: „Ich habe dich viel zu lieb, um von dir beleidigt zu sein, und deine Heftigkeit ist mir viel lieber als das drückende Schweigen, so hätte ich es nicht länger ausgehalten.“ Auch sagte er, er könne es meinem lieben Manne unmöglich übel nehmen, da er sehe, daß es von der Teilnahme herrühre für das Mädchen, das er mehr als alles in der Welt liebe und verehre. — — Von nun an kehrte ein Friede in uns alle zurück. — — Bei Lotte hatten wir sehr deutliche Spuren, daß ihr alles sehr zu Herzen gegangen ist, obwohl sie sehr schüchtern und verschlossen ist. Ihre Mutter sprach nun in dieser Zeit mit ihr darüber, und als sie den tiefen Eindruck sah, den es auf sie machte, so sagte sie ihr das, was Niembsch besonders wünschte, nämlich, daß seine Liebe noch immer dieselbe sei. Darüber war sie nun froh und erklärte, so lange sie dieses wisse, so lasse auch sie die Hoffnung nicht sinken. Dies sagten wir ihm zwar, aber wir hüteten uns sehr, ihn zu irgend einer Äußerung zu veranlassen, und baten ihn sehr, sich als frei zu betrachten. Wir wollen es übernehmen, die liebe Lotte mit

Gottes Hilfe nach und nach abzubringen, ohne daß ihr eine Bitterkeit zurückbleiben soll; dies ist nun auch unsere hauptsächlichste Sorge. Er hat nun zwar den Vorsatz gefaßt, mit Ernst an sich zu arbeiten, um einen andern Menschen aus sich zu machen, und sagte mir wiederholt: entweder komme er nie wieder zu uns hierher, oder als ein ganz anderer. Auch sein Brief drückt diesen Vorsatz aus, aber zum Heiraten müßte er auch wirklich anders werden. Am letzten Tage fragte er mich ganz traurig, ob er Lotte denn nicht mehr sehen dürfe, und ich riet ihm nicht gerade ab, da ich dachte, weil es bei Lotte doch so ist, einen Abschiedsbesuch zu machen. Nun kam er gerade hin, als das Kränzchen und ich selbst auch bei meiner Schwägerin war, und blieb und konnte sich nicht losreißen, bis ich ihn eigentlich gehen hieß; denn er hatte noch so vieles zu besorgen, aber alles wurde nun vergessen, Koffer und Gepäck, nichts war besorgt."

Vergebens suchten seine Freunde, die Lottens Herzensgüte, Geistesbildung und körperliche Schönheit bewunderten, den haltlos hin und her schwankenden Dichter zu einem energischen Schritte zu veranlassen, der seine verworrenen Verhältnisse hätte klären und sein unruhiges Leben in gesichertere Bahnen lenken können. So machte ihm einer seiner liebsten Freunde, Joseph Klemm, dem er schöne Strophen in seiner Gedichtsammlung gewidmet, folgenden Vorschlag (Paris, den 6. Januar 1832): „Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovierte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotte zur Frau; ich bin überzeugt, man schlägt sie Dir nicht ab. Dies ist kein Scherz, sondern mein allertrockenster Ernst. Bei dem, was Du hast und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du bist, und wie sie auch ganz gewiß ist, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede sein. Was soll Dir die Neue Welt, dem das Glück in der Alten plötzlich so freundlich und unerwartet lächelt? Das Glück ist ein Weib, lieber Alter, von dem am leichtesten angezogen, der es am wenigsten sucht, aber mit unersättlichem Hasse den verfolgend, der seine Gunst einmal verschmähte." Vergebliche Liebesmühe waren diese verlockenden Worte des Treuen, umsonst die reizvolle Schilderung,

die er, der Schüchterne, besonders dem schönen Geschlechte gegenüber, seinem Herzensfreunde von Lotten giebt. Klemm war in Stuttgart gewesen, während Lenau in Heidelberg weilte, hatte Schwab besucht und dort die Erkorene gesehen. Ein entzückendes Bild entwirft er von ihr: „Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennst meine Unbehilflichkeit in nicht ganz bekannter Gesellschaft, und besonders bei Frauen: bin ich aber so glücklich oder unglücklich — wie Du willst, mein Alter — mit einer zusammen zu kommen, die mir recht sehr gefällt, so übersteigt diese Unbehilflichkeit alle Grenzen; denn je mehr sie mir gefällt, desto weniger bringe ich es über mich, sie anzusprechen, so daß, wenn Du einmal hören solltest: ich sei mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Gesellschaft gewesen und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, Du darauf wetten kannst, meine erste Anrede werde ein Heiratsantrag sein. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß ich mit Lotten keine Silbe sprach und auch wahrscheinlich in den nächsten vierzehn Tagen keine gesprochen hätte, wenn ich nämlich so glücklich gewesen wäre, so oft ihre Gesellschaft zu teilen. Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmut, diese jungfräuliche Grazie bei aller Üppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. Ich habe ihr ins Auge gesehen, freilich nur selten und verstohlen, habe sie sprechen gehört, sie hat gesungen — und ich hätte sie anreden sollen! — Narr!!“ Und nun entwickelt er Lenau seine Ansichten über dessen Lebenszukunft, wie sie oben mitgeteilt sind, und fügt mit anziehender Schalkhaftigkeit hinzu: „Das wäre eine Freude, wenn ich so nach Stuttgart zurückkäme, und Du sie mir als Deine Braut aufführtest! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich schon mit ihr reden!“ Aber Lenau verschloß selbst diesem lieblichen Spiegelbilde seiner Zukunft Seele und Sinn, er wühlte in der Tiefe seines nachtdurchdunkelten Gemütes schmerzvolle Gefühle und bange Ahnungen auf, er zögerte und

zögerte, das Glück an der flatternden Stirnlocke zu fassen, und „versäumte so seinen Segensblick."

„— — — — Blutendes Entsagen,
Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!",

wie er seinen Don Juan ausrufen läßt, ja, das war sein Los.

Bedeutsam für sein schwermütiges Grübeln und Brüten in dieser Zeit ist sein Bekenntnis an Justinus Kerner (aus Heidelberg, Mitte November 1831): „O, Kerner, Kerner, ich bin kein Asket, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten mit mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner!" — „Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist." Es ist das elegische „Herbstgefühl" mit den Strophen:

— — — — — — — — — —

„Wie der Wind zur Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Daß ich lieber halte still,
Gleich am Orte hier zu sterben."

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, der sein Lebensglück schmieden will; das sind vorauseilende Schatten der später sein Geistesauge trübenden Nacht. Und nicht minder charakteristisch als die eben mitgeteilten Auslassungen ist seine Vorliebe für grausige Stoffe in der Poesie. In dieser Zeit nämlich, wo die Glücksgöttin lieblich und schön in der Gestalt Lottens seine Lebensbahn kreuzt,

findet er eine Art seelischer Berauschung im Komponieren und Ausführen schauriger Bilder, wie beispielsweise der schwarz in schwarz gemalten Terzinendichtung „Die Marionetten", von der er seinem Freunde Karl Mayer am 1. Dezember 1831 den ersten Gesang: „Der Gang zum Eremiten" schickt. Alle diese Anzeichen deuteten auf seine innere Haltlosigkeit, auf eine erschreckende Weichheit seiner Seele hin, der ein fester Stahlzusatz fehlte, um den Schwankungen des launischen Schicksals männlich fest begegnen zu können. Dieses unsichere Benehmen, die krankhafte Zwiespältigkeit seines Wesens zeigt sich auch Lotten gegenüber: einerseits findet er nicht den Mut, durch einen kurzen energischen Wagesprung vorwärts, die Vergangenheit mit ihren trüben Erfahrungen und ungelösten Dissonanzen hinter sich zu lassen und frisch ein nach menschlichen Begriffen freudiges, glückliches Leben an der Seite des geliebten Weibes zu beginnen, und andererseits kann seine Seele sich nicht zu jenem Grad strammer Selbstzucht aufraffen, um ebenfalls kurz entschlossen durch Selbstüberwindung dem geliebten Mädchen zu entsagen. So schwankt seine innere Natur haltlos, ziellos hin und her, pendelt zwischen Lust und Schmerz; heute berauscht sie sich an lockenden Zukunftsbildern, an süß beseligenden Hoffnungen auf kommendes Glück, morgen taucht sie, ernüchtert und aller Seligkeit entblößt, wieder in die trübe Schmerzensflut der finsteren Vergangenheit. So fehlt seinem Wollen der einheitliche Brennpunkt. Er leidet und Lotte nicht minder. —

Treffend schreibt sein Freund Karl Mayer: „Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindere, sich einem für Glück erkannten Ziele zuzuwenden; aber ich sah, die inneren Schwankungen *konnten* mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele."

Zu Anfang des Jahres 1832 (6. Januar), also einige Monate nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihr, bittet er von Heilbronn aus Karl Mayer: „Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal

bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verspreche Dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die Du zuerst in Gang gebracht hast." Eine ähnliche Stimmung, aber ohne jene Hoffnungsfreudigkeit, weist Lenaus Brief an Schurz vom 12. Januar 1832 auf, worin es heißt: „Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entsagen müßte! Ich habe sie wieder gesehen. So giebt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du köstlich fandest, ist etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht schreiben, aber erzählen will ich Euch einst. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe." Diese Aufwallung des Herzens wurde allerdings bald wieder gedämpft; denn Lenau war ein Mensch, der, wie er selbst bekennt, das schönste Zimmer im Himmel beziehen mag, doch alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen wird. Einen Blick in die Disharmonie seines Gemütes zeigen uns folgende Briefstellen. Drei Tage nach dem eben mitgeteilten Schreiben an Schurz äußert er Karl Mayer gegenüber: „Du verlangst etwas zu vernehmen vom Zustande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung ist mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen suche, meine Tages über mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen u. s. w., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine saß und sang: ‚Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt, juchhe!' — sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich meinte, ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch gehen. Doch das alles sei nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen." Und sechs Tage weiter ein anderes Blatt, das uns so recht die inneren Schwankungen zeigt, denen die sensitiv-nervöse Natur des Schreibers ausgesetzt war. Dieses

Blatt an Karl Mayer enthielt (im Auszug) folgende auf Genesung deutende Auslassungen des Freundes: „Ja, Freund, ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wieder gestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst; ich will arbeiten für die Welt und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heiraten ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit." Aber die hier so beredte seelische Ermannung ermattete bald: falsche Hoffnungen, trügende Träume! Denn am 17. Februar 1832 giebt er seinem Freunde Klemm in Paris, den er bittet, ihm ein treuer, lieber Bruder zu bleiben, bis die letzte Stunde schlage, Antwort auf dessen oben auszugsweise abgedruckten Brief vom 6. Januar. Nicht ohne innere Ergriffenheit liest man diese traurigen Zeilen, in denen Lenaus ganze dumpfe Entsagung auf- und niederwogt. Er, der noch nicht die Schwelle der Dreißiger überschritten hat, also in dem Alter steht, wo das Leben mit seinen Blütenkränzen der Liebe und herzlichen Hingebung das Dasein von uns gewöhnlichen Staubgeborenen zu schmücken pflegt, wo wir festen Mutes, gestärkt von der Treue und Selbstlosigkeit eines holden Weibes, daran gehen, ihm und uns eine Zukunft zu gründen, die unserm Alter eine Zuflucht, eine Stätte sonniger Kinderliebe werde, — was thut er, der glaubt, das Leben habe „sich ihm schon ins Welke entfärbt"? Er meint, aus den oben mitgeteilten Ursachen, seine Neigung zu Lotten niederringen zu müssen, ja, nicht nur diese, sondern seine Sehnsucht zum Weibe überhaupt. Er sagt seinem Freunde: „Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das

Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst, tief verletzt, und scheint mir darin eine Sehne gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird.“ Der Dichter Stoll sagt: ‚Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen.‘ Ich habe nicht den Mut, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften; dies schrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich schreib es auch Dir. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt wird, und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnsucht nach einem anderen Dasein. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich sein. ‚Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen.‘ Wir wollen uns abwenden von dem schönen Bilde oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, gehen wir zu etwas anderem.“

So war also dieser schöne Traum, der sich in des Dichters Brust gesenkt, tot und begraben. Wohl flammte noch hin und wieder, wie wir gleich sehen werden, der heiße Wunsch in seiner ganzen verzehrenden Glut in Lenau auf, sich Lotten zu nähern, ihr das Geheimnis zu sagen, das seine Brust umschloß, ihre Hand zu begehren und mit Aufstachelung seiner ihm noch gebliebenen Entschlossenheit der Zukunft männlich ernst entgegenzuschreiten. Umsonst: seine Seele genas nicht, der innere Riß erweiterte sich mehr und mehr. In dem Gedichte: „An meine Rose,“ das an Lotte gerichtet ist, schildert er sein unglückliches Los folgendermaßen:

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,

Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O, weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigentume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Und nun greift er zu einem Gewaltmittel, um sein Herz zu beschwichtigen: zu der schon lange geplanten Amerikafahrt. Mit fieberhafter Ungeduld (die schlimme Äußerung seiner inneren Zerrissenheit und Unruhe) trifft er seine Vorbereitungen zu dieser abenteuerlichen Fahrt. Seine Freunde — namentlich Justinus Kerner — raten ihm entschieden ab. Vergebens: er wird von seinem Reisedämon so geplagt, daß er vernünftigen Einwendungen Auge und Ohr verschließt, sich mit 5000 Gulden einer Auswanderergesellschaft einschreibt, die sich am Missouri niederlassen will. Seine Sehnsucht nach dem Lande der Freiheit ist nicht zu meistern. Vergessen ist sein Vorsatz, in Heidelberg oder Würzburg zu promovieren. Wohl hatte er einen Anlauf genommen, seine medizinischen Studien zu einem geordneten Ende zu bringen: er war aber leider auf halbem Wege stehen geblieben. Der Aufenthalt in der schönen Neckarstadt war ihm durch die „ganz trockenen, geistlosen Wissenschaftler, unter denen ihm angst und bange wurde," bald gründlich verleidet worden. Das dortige Klinikum fand er „arm an lehrreichen Krankheitsfällen," so daß seine lückenhafte Kenntnis der praktischen Medizin keine wesentliche Bereicherung erfuhr. „Meine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagieren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch immer so fortgehen! ‚Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.'*) Das einzige Palliativmittel für mich ist Vertiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinozas vertieft." „Aber," fährt er fort und beleuchtet damit grell die dunkle Tiefe seines Lebens — „ich mag nun wandern im Gebiet der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke." Und dieser unglückselige Spürhund — um im Bilde zu bleiben — war es auch, der ihn jetzt aus seinem wundersamen Liebestraum aufschreckte, jener un-

*) Vergl. Lenaus Gedicht „Robert und der Invalide", wo er sich von düstern Gedanken der Untreue Berthas umspinnen läßt.

glückselige Spürhund war es, der das Edelwild ruhelos weiter durchs Leben hetzte, bis es weidwund zusammenbrach.

Die Abreise verzögerte sich jedoch durch mancherlei unvorhergesehene Umstände, die seine Laune nicht besserten, dagegen seine Sehnsucht, Europa zu fliehen und seine Phantasie „in die nordamerikanischen Urwälder" zu schicken, nur steigerten. Das Bild Lottens aber verließ ihn nicht; es blieb ihm mitten in den mannigfachen Aufregungen der Reisevorbereitung gegenwärtig und ließ ihn zwischen Lust und Schmerz zittern. So lesen wir in einem Briefe Sophie Schwabs an die mehrfach erwähnte Lucie Meier vom 27. März 1832: „ — — Sonderbar wird es Dir vorkommen, wenn ich Dir sage, daß Niembsch in seiner Neigung für Lotte noch derselbe ist, ja, daß er sich ganz sonderbare Hoffnungen in Beziehung auf sie macht, an deren Realisierung wir sehr zweifeln. Die Geschichte hat uns viel Herzeleid gemacht, weil uns Lotte sehr dabei dauert, er darf sie auch nicht sehen, sie will es selbst nicht. Aber es ist sehr peinlich für sie, daß er auch wieder hier ist." Sein wackerer Freund Kerner, der sah, wie er litt, versuchte noch einmal, energisch an sein Herz zu pochen und ihn zu einem geraden, mannestüchtigen Handeln aufzurütteln. Er schrieb ihm in jener Gesinnung, die dem Freunde auch bittere Wahrheiten nicht erspart, sofern er ihm damit zu nützen glaubt, am 25. April 1832: „Bester Niembsch! Dich segne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun so fest, daß Du mit Deinem Leibe thun kannst, was Du willst. Die Lotte ließ ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich — wie es dem Novalis seine Geliebte that — zur höchsten Poesie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber sie im Herzen, und treulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, sei's, wo es sei. Die Lotte ist äußerst lieb, und ich ließe sie keinem Herrn aus Stuttgart. Fass' sie, aber behalt sie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner." — „Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst," — fügt der biderbe Kerner in seiner prächtigen Ehrlichkeit hinzu — „und ihr dann nicht strenge Wort hältst, so hole

Dich der Teufel; das sag' ich Dir auch!" Nun, Lenau hat nicht mehr den Mut gefunden, sich ihr zu erklären. Denn nun hatte er Grund, zu klagen:

„Herz, du hast dir selber oft
Weh gethan und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern."

Ja, nun war's aus, endgültig. Als Lenau wieder nach Stuttgart kam, fand er Lotte nicht vor. Sie war von ihren Angehörigen, die das stille Leiden des unglücklichen Mädchens nicht mehr ansehen konnten, zu Pfarrersleuten aufs Land gebracht. Und wie fand sich Lenau in diese Trennung? Nun, wo sie ihm entrückt war, äußert er Kernern gegenüber als Antwort auf dessen kräftigen Appell an seine Thatkraft von Stuttgart aus (4. Mai 1832): „Du hast mir viel Schönes von Lotte geschrieben; mich freut es, daß sie Dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blütenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wütig, wie ein angeschossener Bär, und kratze mich sehr oft nach Art der wilden Tiere." Man fühlt aus diesen Sätzen etwas wie beleidigten Stolz heraus; es mochte seiner Eitelkeit und seinem Selbstbewußtsein, dem die vornehme Damenwelt Stuttgarts maßlos gehuldigt, wohl keineswegs schmeicheln, gewissermaßen den verschmähten Liebhaber spielen zu müssen. Aber die Maßregel der Verwandten Lottens war angesichts der einander widerstreitenden Mächte in Lenaus Wesen geboten, sollte Lotte nicht noch mehr unter seiner Haltlosigkeit leiden. Auch noch jetzt trieb es ihn wieder und wieder hin nach der Stätte, wo Lotte geweilt. Aber die zerrissenen Fäden ließen sich nicht wieder zusammenweben. Das sah Lenau jetzt selber ein. In seinem letzten Briefe vor seiner Oceanreise aus Heidelberg an Schurz (12. Mai 1832) gesteht er ihm: „Von meiner Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussichten auf Heiraten geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert und

hält uns auseinander. Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen."

Anfang Juli schiffte Lenau sich nach Amerika ein. Ein Rheinschiff brachte ihn nach Amsterdam, wo ihn der holländische Ostindienfahrer „Baron van der Kapellen," Kapitän Tollen, aufnahm. Als er den Rhein hinunterfuhr und Abschied von den deutschen Landen nahm, deren Charakter „wie der einer schönen deutschen Seele" stille, bescheidene Schönheit ist, stand das Bild der verlassenen Geliebten greifbar deutlich vor seiner schmerzdurchwehten Seele. Ihm war's, wie er in seinem stimmungsvollen, an Lotte Gmelin gerichteten Gedichte „Am Rhein" sagt, als sei sie bei ihm. Als die Nacht herniederdunkelt und sie am Strande aussteigen, folgt er ihr von ferne stumm und beklommen bis an ihr Haus. Noch einmal nickt sie ihm zu und verschwindet hinter dem sich schließenden Thor. Lange sinnend bleibt er stehen, sieht nach Lottens Fenster hinauf und sucht endlich sein Gemach auf, das weit entfernt liegt. Er betritt traurig sein Zimmer. Da sieht er trotz der Entfernung den Kerzenschein des Raumes, wo die Geliebte weilt:

„Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Mut,

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual,

Als blinkte dein Lichtlein, so ferne,
In meiner Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht."

Lenau fand das gesuchte Glück in Amerika nicht. Er nannte es ein Land voll träumerischem Trug. In dem großen Nebellande Amerikas würden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblute sich unbemerkt, schrieb er Emilie Reinbeck. Schon Anfang Juni 1833 betrat er bei Bremen wieder den deutschen Boden.

Eine erneute Annäherung des heimgekehrten Dichters an die einstige Geliebte fand nicht statt. Mit traurigem Rechte sang Lenau in seinem Gedichte „Herbst":

„Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See."

Das Bild Lottens wurde durch die auf dem Weltmeere und in Amerika gewonnenen Eindrücke verdrängt, und als er bald nach seiner Rückkehr in Wien jene schöne und stolze Frau kennen lernte, in deren Auge er „die ganze Fülle des Göttlichen" erblickte, jene Frau, die ihm „die wunderbare Vereinigung und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen" war, da nahm Sophie von Löwenthal — so hieß jenes Wesen — nach und nach völligen, im wahrsten Sinn des Wortes unbeschränkten Besitz von seinem inneren Menschen, und das Bild des einfachen, rührend lieblichen Schwabenmädchens verblaßte in Lenaus Seele.

Lotte sah den Dichter später zweimal wieder. Einmal an ihrem Geburtstage, den sie mit Freundinnen in Gustav Schwabs Hause feierte. Ganz unerwartet und unangemeldet kam Lenau ins Zimmer, wo Lottchen und ihre Bekannten sich befanden. Lottchen wechselte die Farbe, sprach aber kein Wort. Gustav Schwab dagegen führte Lenau in ein anderes Gemach und setzte ihm in unzweideutiger Weise auseinander, daß er Lenaus Aufenthalt in seinem Hause nicht gutheißen könne, wenn seine Nichte daselbst weile. Darin, daß Lotte oft bei Schwab war, ist auch der Grund zu suchen, warum Lenau, nachdem er dem Mädchen entsagt, bei Reinbeck wohnte, wenn er in Stuttgart weilte. Das andere Mal sah Lotte den Dichter am 2. März 1840, als nämlich in der

Spitalkirche zu Stuttgart die Trauung Charlotte Hartmanns, der jüngsten Schwester Emilie Reinbecks, mit dem Regierungsrat Weisser stattfand. Lenau führte die Braut zum Altare; auf einer der Emporen saß Lotte Gmelin. Emma Niendorf, oder wie ihr eigentlicher Name lautet: Emma Baronin von Suckow, schreibt darüber: „In der Nähe gewahre ich ein Mädchen, von dem man mir sagte, daß Lenau sich einst um ihre Liebe beworben und ihr die Schilflieder gedichtet, in denen vielleicht die Krone seiner Poesie. Das allein schon macht sie rührend, die anmutige Erscheinung, das stille Gesicht, die großen seelenvollen Augen. Ich hörte einst Gesang von ihr, eine reine Stimme vom tiefsten Wohlklange. Der Mann weiß sich leicht in äußere Unmöglichkeiten zu finden. Was aber im weiblichen Herzen vorgeht, zu ahnen, vermag eben auch nur wieder ein weibliches Herz. Weiß sie, daß er hier ist? Sie sieht sehr freundlich aus, wie besiegter Schmerz . . . Endlich rollen die Wagen; alles blickt erwartungsvoll auf die Thür. Unsere Freundin trat herein im Brautschleier, geführt von Lenau. Als ich nach einigen Minuten zufällig umschaute, saß jene sanfte Gestalt der Schilflieder zurück im grüntuchenen Armstuhle und erhob sich während der ganzen Feierlichkeit nicht wieder, um wie früher durch die geöffneten Glasfenster hinter mir herab zu blicken auf den Altar. Beinahe gegenüber von uns, an einem Pfeiler, stand Lenau, das Haupt, das bleiche, an den grauen Stein gelehnt. Sein Angesicht erschien mir heute friedlicher und noch schöner.“*) Ja, es müssen weihevolle Erinnerungen gewesen sein, die durch die Brust der stillen Zuschauerin da oben gezogen sind, Erinnerungen, die die feinsten Saiten ihres zarten Frauengemütes in schmerzhafte

*) Wenn der verstorbene Ludwig August Frankl in seiner letzten Veröffentlichung „Lenau und Sophie Löwenthal“ (Stuttgart 1891) S. 134 in einer Fußnote diese Trauung richtig auf Lottchen Hartmann bezieht, dann aber hinzufügt, an sie habe Lenau die Schilflieder gedichtet, weshalb sie in Freundeskreisen scherzweise Schilflottchen genannt wurde, so ist dies ein Irrtum, da der Leser weiß, daß Lenaus Schilflottchen vor ihrer Hochzeit Charlotte Gmelin und nicht Charlotte Hartmann geheißen hat. Nach Frankls Bericht wäre dann Lenau der Brautführer seiner früheren, von ihm verlassenen Braut gewesen.

Schwingungen versetzt haben, als sie einer feierlichen Handlung zusah, von der sie auch einmal vor langen Jahren geträumt, geträumt, daß sie mit dem bleichen und schönen Manne da unten gemeinsam am Altare knieen würde. Lange konnte sie ihn nicht sehen; denn er war einer der ersten, der wegfuhr. Eine Stunde später war er bereits auf dem Wege nach Wien.

Aus dem späteren Leben Lottens mögen folgende Daten ergänzend hinzugefügt werden. Sie lebte zunächst mit ihrer Mutter zusammen in Stuttgart. Die Zeit, die so manche Wunde heilt, übte ihren stillen Segen auch an dem schönen Mädchen. Erst nachdem ihre beiden Schwestern schon lange verheiratet waren, als Lenau bereits seine traurige Zelle in der Irrenanstalt Winnenthal bezogen hatte, reichte sie am 15. September 1846 (also in ihrem 34. Lebensjahre) Dr. Ernst Hartmann, damals Stadtarzt in Sindelfingen, die Hand zum Lebensbunde. Dem stürmischen Lebenslenz folgte ein friedlicher, blütenvoller Sommer und ein von der Liebe ihrer Kinder verklärter Herbst. Ihr Mann brachte ihr zwei Kinder aus erster Ehe mit. Er wurde später zum Oberamtsarzt in Böblingen befördert. Nicht leicht wurde es ihr, sich in die ländlichen Verhältnisse hineinzugewöhnen. Eine Sehnsucht nach dem reichen und bildenden geistigen Verkehr, wie sie ihn in Stuttgart in jahrelanger Gewohnheit genossen, ist stets in ihr lebendig geblieben. Ihrer Ehe entsprossen vier Söhne: drei wurden während des Aufenthaltes in Sindelfingen, einer in Böblingen geboren. Als ihr Mann ihr am 12. Januar 1861 durch den Tod entrissen wurde, stand die Zukunft vor ihr und ihren vier unerzogenen Söhnen wie eine schwere dunkle Wetterwolke. Aber inniges Gottvertrauen, das sie immer tiefer erfaßte, und herzliche und thätige menschliche Teilnahme halfen ihr in dieser Zeit, wo das Schicksal zum zweitenmal seine Hand schwer auf sie legte. Ihr Leben gehörte fortan der Erziehung und Obhut ihrer Lieben. Niemals hat sie ihren Söhnen gegenüber auch nur mit einem Worte des Abschnittes aus ihrem Leben erwähnt, wo sie mit Lenau verkehrte; sorgfältig hat sie alles vernichtet, was an ihn erinnern konnte. Selbst ihre vertrautesten Freundinnen, die öfters versuchten, ihr den Trost und die Gelegenheit des Aussprechens zu gewähren, konnten sie nicht

zu Äußerungen bewegen. Ganz allein und für sich selbst hat sie versucht, mit ihrer Enttäuschung fertig zu werden, und sie hat schließlich das Mittel hierzu gefunden in treuester, selbstloser Pflichterfüllung, als sie sich nach ihres Mannes frühem Tode unter großen Opfern der Erziehung ihrer Söhne widmete.

Sie zog nach dem ihr aus ihrer Jugendzeit her lieben Tübingen, namentlich deshalb, weil sie ihre Söhne bis zu ihrem Eintritt in das praktische Leben bei sich zu haben und ihre Heranbildung selber überwachen zu können wünschte. Und dieser schönen, aber schweren Pflicht widmete sie sich durch fast zwei Jahrzehnte hindurch mit jenem edlen Eifer und jener ernsten, rastlos thätigen Mutterliebe, die auch persönliche Entbehrungen nicht scheut. So konnte sie denn auch die Freude erleben, daß alle vier Söhne die Hochschule bezogen und nach und nach in ihren Beruf übergingen. Erst da setzte sie ihren Wanderstab weiter. Wegen eines im Laufe der Jahre immer lästiger werdenden Ohrenleidens (Schwerhörigkeit) war die Führung eines eigenen Haushaltes mit Schwierigkeiten verknüpft. Deshalb suchte und fand sie eine Heimat im Frauenstift zu Schorndorf. Von dort zog sie nach etlichen Jahren zu ihrem dritten Sohne Gustav, der damals Arzt in Althausen war, und 1885 zu ihrem ältesten Sohne Ernst, damals Pfarrer in Döffingen. Ihre letzte Lebenszeit in diesem Orte, die durch einen mehrwöchigen Besuch bei ihrem jüngsten Kinde Hermann, zu jener Zeit Amtsrichter in Kirchheim, sowie durch Besuche ihrer Stiefkinder Julie Heuß aus Chur in der Schweiz und Leopold Hartmann aus Amerika und ihres zweiten Sohnes Karl, der in Südamerika Arzt war, eine angenehme Abwechslung erfuhr, widmete sie möglichst der Pflege und Erziehung ihrer Enkelkinder. Sie starb hochbetagt, 76 Jahre alt, an ihrem Hochzeitstage, am 15. September 1889 in Döffingen. Ihr Sohn Ernst rief nach der von einem befreundeten Geistlichen gehaltenen Grabrede zum Schluß der geliebten Toten zu, nachdem er deren Lebenslauf skizziert: „Dir aber, liebe Mutter, rufen wir ein herzliches und schmerzliches Lebewohl zu . . . Dank sei Dir für alle aufopfernde Liebe und Treue, die Du in vielen Jahren uns, Deinen Kindern, bewiesen hast! Der Herr schenke Dir nun nach des Tages

Last und Hitze eine sanfte Ruhe und gebe Dir, was Dein Herz wünscht!"

Ein eigentümliches Zusammentreffen wollte es, daß Lotte kaum eine Woche nach Marie Behrends, Lenaus letzter Braut, starb, und daß Sophie von Löwenthal, Lenaus größte und mächtigste Leidenschaft, ebenfalls in diesem Jahre, nur einige Wochen vor Marie Behrends, zur letzten Ruhe einging.

Werfen wir nun, bevor wir die Gestalt Lottens im Spiegel der Lenauschen Dichtung zeigen, noch einen zusammenfassenden Rückblick auf des Dichters Verhältnis zu Lotten! Thun wir es, selbst auf die Gefahr hin, uns in Einzelheiten zu wiederholen, die aber für die Klärung und gerechte Beurteilung des hier entrollten Bildes von Belang sind. Beglückendes Familienleben ist dem sturmverschlagenen Wandersmann niemals vergönnt gewesen; zu einer ehelichen Verbindung ist es in seinem Leben nimmer gekommen, trotzdem — oder soll man sagen: weil? — manch edle und hochsinnige Frau tief in sein Leben eingegriffen hat. Die Ursachen dieser Lücke in dem Lenauschen Erdenleben sind teils innere, teils äußere. In der Hauptsache entsprangen sie allerdings in Lenau selbst: die Wurzeln dieses Wesens sind in den bisherigen Ausführungen bloßzulegen versucht. Der Geist, der das eheliche Leben im elterlichen Hause Lenaus beherrscht hatte, war kein guter gewesen. Wenn der Knabe auch nicht Augenzeuge der Zerrüttung dieser traurigen Familienverhältnisse gewesen war, da sein Vater von Gewissensbissen über sein unseliges Wesen, seine eheliche Untreue, seine Verschwendungssucht und Spielleidenschaft schwer heimgesucht, bereits am 23. April 1807 starb, zu einer Zeit also, wo Nikolaus noch nicht fünf Jahre alt war, so hat er sich doch aus den Berichten und Mitteilungen seiner Mutter und seiner Verwandten eine Vorstellung von diesem Familienleben bilden können, die, wenn sie auch der Frische der persönlichen Anschauung entbehrte, des Wahren und Düsteren leider immer noch genug enthielt. Äußerte Lenau doch selbst einmal zu seiner Mutter: „Es giebt einen Geist, der unser Familienleben leitet, der leider kein guter ist." (Lenau an seine Mutter, Mai 1821). Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß diese trostlosen Eindrücke auf das Gemüt des Dichters nachgewirkt und

in ihm — vielleicht ihm selbst unbewußt — jene Gesamtstimmung gegen das eheliche Zusammenleben gefördert haben, wie sie das herzlose Wiener Mädchen in dem betrogenen Liebhaber erzeugt. Dieser verräterische Schlag traf Lenau bis ins Lebensmark. Hier liegt — wie wir gesehen haben — eine Hauptquelle seiner Melancholie, seiner immer bedenklicher wuchernden Zweifelsucht, seiner schwer zu bändigenden Mutlosigkeit, sobald es sich um einen entscheidenden Schritt handelt. Dazu kommt das allzu bewegliche elterliche Blut. Seinem Vater, der von früh auf ein freies, ungebundenes Leben liebte und suchte, klebte etwas Zigeunerhaftes an, und seine Mutter war nicht minder ruh- und rastlos. Ein nicht zu bemeisternder Wandertrieb zeigt sich auch in dem Dichter. Sein ganzes Leben ist ein unstetes Wandern: Lenau war und blieb ein „bewegter Erdengast". Beweis sind seine Kreuz- und Querreisen durch Österreich und Süddeutschland, Beweis ist seine abenteuerliche Oceanfahrt. Seine widerspruchsvolle Natur ließ ihn dadurch oft manche Freude, manches Glück verpassen. Sie legt uns ferner den Zweifel nahe, ob er in dem doch vielfach von engen Schranken umzogenen Familienleben auch das Glück und den Frieden gefunden hätte, wie seine lebhafte Phantasie es ihm vorgaukelte, zunächst ganz abgesehen davon, daß er sein Leben lang nicht mit äußeren Gütern gesegnet gewesen ist, obgleich diese doch für den Bau einer Ehe wesentlich sind. Und vor allem steigt in uns die Frage auf: Wäre dem Künstler Lenau innere Harmonie aus der Ehe erwachsen? Ist es schon bei gewöhnlichen Menschen schwer, diese Frage mit einem kurzen Ja oder Nein zu beantworten, wieviel mehr bei einem aus so unberechenbaren und zum Teil heterogenen Elementen zusammengesetzten Wesen, wie Lenau es besaß. Daß er es nie zu einem geregelten Familienleben, wonach er sich zeitlebens gesehnt, gebracht hat, kommt auch zum großen Teile daher, daß der Künstler in ihm den Menschen überflügelte, und daß er — was hiermit in ursächlichem Zusammenhang steht — es verschmäht hat, einen bestimmten Beruf zu ergreifen. Die Erfüllung der damit übernommenen Pflichten hätten auf seinen hochfliegenden Geist einen heilsamen Gegendruck ausgeübt, hätten seine elastische und überaus regsame Phantasie zeitweise auf das

Gebiet des Praktischen, Nüchternen abgelenkt und somit ihre mäßigende Einwirkung auf den Dichter nicht verleugnet. Statt dessen aber konnte Lenau es nicht über sich gewinnen, einem sogenannten bürgerlichen Berufe nachzugehen: er war eben nur Dichter. „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu" — schrieb er 1832 an seinen Sangesgenossen Mayer. „Erinnerst Du Dich des Gedichtes*) von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht giebt. Und wer nicht gern alles andere in die Schanze schlägt der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr." Diese Worte umschließen Lenaus künstlerisches Glaubensbekenntnis, das zugleich sein Lebensprogramm war, und zeugen von seiner — man möchte sagen: schwindelnden Höhe der Kunstauffassung. Eine Ergänzung erfährt diese charakteristische Auslassung Lenaus durch die dem obigen Wort unmittelbar folgenden Sätze: „Schwab sagt in einem sehr schönen Gedicht: ‚Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.' Ganz unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: ‚Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst'; ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit." So zeigt sich in Lenaus Wesen eine beängstigende Überschätzung der Kunstthätigkeit auf Kosten der realen Lebensausübung, eine Überschätzung, die sich bitter an ihm gerächt hat. Indem er sein kunstsinnbegabtes Haupt, dieses echte Dichterhaupt, beständig zu den Höhen poetischer Begeisterung erhob, schwand ihm der stärkende Muttergrund der Wirklichkeit aus dem Gesichtskreis, und der „poetische Aeronaute" mußte stürzen, ob er wollte oder nicht. Unsere bedeutendsten Geister im Reiche der Dichtkunst haben es nicht verschmäht, praktischem Berufswirken nachzugehen. Selbst Goethe, der Olympier, der so gern auf den Höhen der Kunst wandelte, suchte oft die Niederungen des Erdenlebens auf. Die Wirklichkeit war ihm die Allmutter, die ihn zu seinen Hochflügen

*) Lenau meint „Das Kruzifix". Eine Künstlerlegende.

in das schrankenlose Gebiet der Phantasie stärkte, und in weiser Erkenntnis dieser Wechselbeziehung zwischen Leben und Kunst mahnte er:

„Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo sich Herz und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht."

Und wie dachte und fühlte Lenau? „Ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie," sagte er. Die Eigenschaft seiner Poesie sei ein Selbstopfer, er zerschlage sich selbst, wie der Bildhauer seine Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Herzblut könne nicht so gleichmäßig und regelrecht wie die Tropfen einer Wasseruhr ablaufen. Und dabei konnte er sich in Ausübung seiner Kunst, im Ringen nach Vollendung nicht genug thun; seine Arbeiten erschienen ihm nur als „blutige Fetzen eines schlechten Verbandes." Gerade weil Lenau beim Dichten vorzugsweise aus seinem Innern schöpfte, seinen ganzen Menschen in Mitleidenschaft zog, mußte er endlich erschöpft zusammenbrechen. Wenn von irgend einem Dichter das häufig mißbrauchte Wort gilt, er habe seine Gedichte mit seinem Herzblute geschrieben, so von Lenau. Hier ist es keine Phrase, sondern furchtbare, thränenschwere Wahrheit. Er hat nicht umsonst einmal die schreckliche Äußerung gethan: „Du kennst die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können." Wie schmerzvoll muß es Lenau später berührt haben, als er sich zu dem Bekenntnis (in seinem Tagebuch) gezwungen sah, daß er sein Leben verfehlt. Er schrieb: „Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Poesie und des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge der Phantasie zu überlassen, thu' ich ein Ähnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein schlechter Ökonom; auch in der Ökonomie meiner Seelenkräfte habe ich zu wenig Be-

rechnung. Ich bin ein Melancholikus. Der Kompaß meines Lebens zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären." Zu Anfang der dreißiger Jahre aber, als ihn eine holde Neigung zu Lotten beseelte, da dachte er anders, da hätte die Liebe ihm vielleicht weiter geholfen, als nur den Schmerz zu verklären. Denn damals war sein Sinn für eheliches Glück, trotzdem er in Zeiten düstern Unmutes äußerte, daß die Ehe ein unnatürliches und unmoralisches Institut*) sei, besonders warm und empfänglich und ist es auch geblieben. Wie hätte er sonst die deutsamen Sätze in sein Tagebuch schreiben können: „Eine wahre Ehe ist eine lebendige Dreifaltigkeit. Das Eine sind die beiden liebenden Gatten, das Zweite ist Gott, das Dritte das künftige Kind." Und anders als die oben mitgeteilte Auffassung Lenaus vom Wesen der Kunst klingt die Tagebuchnotiz: „Die Liebe soll mehr sein, als das schönste Lied, das man sich bald zur Gleichgültigkeit hören kann, wenn es immer fortgeleiert wird. Ich will mir etwas Ewiges schon diesseits einrichten, sonst giebt es kein Jenseits. Wenn die Liebe nicht mehr das ganze Wesen erfüllt, so ist sie fort; denn das ist ja eben die Liebe, daß sie dem Menschen nicht nur seine Brust, sondern seine ganze Welt ausfüllt, wie die Luft, die er atmet. Atmet die Geliebte eine andere Luft als ich, so lebt sie schon auf einem andern Sterne." Unmittelbar vor Antritt seiner Reise nach dem fernen Westen tröstet er seine innig geliebte Schwester Resi (Therese), indem er sie an den Besitz ihres Gatten Anton Schurz erinnert: „Fasse Dich nur,

*) Um dieses auf den ersten Blick auffällige Wort aus Lenaus Munde zu verstehen, erinnere man sich, wie Prof. Max Koch betont, daß die kirchliche und vor der Einführung der Civilehe in katholischen Staaten somit auch gesetzliche Unlösbarkeit der Ehe ins Auge zu fassen ist. Das ist auch die Interpretation zu dem in Lenaus „Don Juan" vorkommenden Ausspruch des Titelhelden:

„Dies ist der Sinnenlüge Fluch:
Verwechseln, täuschen und berücken,
Und selbst gesetzliches Entzücken
Der Eh' ist doch ein Ehebruch."

treue Seele, stärke Dich an Deinem wackern Anton; Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du hast Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menschen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtschaft ist ein heiliges Mysterium der Natur." Und nachdem ihn das Schicksal nach Deutschland zurückgeführt hat, schreibt er: „Meine Reise ist nicht umsonst gewesen. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar." Also auch hier wieder jener unglückselige Zwiespalt zwischen Dichterruhm und Menschenglück. Er fährt dann fort, er fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein; das sei für ihn verloren. Aber er meint, er wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht wert, wenn er nicht imstande wäre, ihrem Dienste all sein Glück mit Freuden zu opfern. Habe doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen? Und Emma Niendorf berichtet, daß Lenau einst sagte: „Ich seh' eine Braut so gern. Das ist eine Zukunft. Ein ganzes Menschenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man so ein Kind hat aufwachsen sehen!" — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich könnte auch Kinder haben. Aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heiraten können." Wie greift es in unser Herz, wenn wir des Dichters Selbstschilderung in seinem Gedichte: „Der Hagestolz" lesen:

„Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!" lind,
Hier tobt kein muntrer Bube" —

und wenn er zum Schluß der ihn trübselig beschleichenden Ahnung Ausdruck verleiht, daß sie ihn dereinst unbeweint, weib- und kinderlos verscharren werden. Oder wenn er in dem Gedicht „Der Pechvogel" die Summe seines Lebens zieht und zu dem traurigen Defizit kommt:

„Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt.

— — — — — — — — — — —

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen."*)

Alle drei Wünsche blieben dem armen Erdenpilger versagt: als man den blumengeschmückten Sarg, der seine irdischen Überreste barg, nach dem Friedhofe zu Weidling trug, deutete das umgestürzte Familienwappen an, daß der letzte des Geschlechts Niembsch von Strehlenau zur Erde getragen ward. So ist dem Dichter der ruhige Segen des Familienlebens, von dem Freiligrath sagte: „Weib und Kind zu haben, ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen und aufrecht hält," nicht beschieden gewesen. Freilich können wir, nachdem wir einen Einblick in die seelische Organisation Lenaus gewonnen, uns des Gedankens nicht erwehren, daß sein expansiver und beweglicher Geist auch in der Ehe weder volles Genügen, noch ruhige Selbstgefestetheit gefunden hätte. Und wenn wir an sein Verhältnis zu den Frauen denken, die dem Dichter nach Lotte Gmelin näher traten, an Karoline Unger, Sophie Löwenthal und Marie Behrends, so steigen in uns berechtigte Bedenken auf, ob er in der ehelichen Vereinigung mit dem sanften Schwabenmädchen innerlich gesundet, ob dieser Bund sich stark genug bewiesen hätte, die Lebensdämonen, denen Lenau zum Opfer fiel, zu bannen und ihn vor dem traurigen Ausgang seines Erdenwallens zu bewahren. Die menschliche Seele birgt in sich Abgründe, wohin kein Auge dringt. Aber wenn diese Seele im Kampfe gegen die widrige Außenwelt sich empört, wenn sie auseinanderklafft und den Leib, den sie belebt, in ihre Nachttiefe reißt, dann blickt man schaudernd in ihren Abgrund; dann erkennt man die Wahrheit, die Lenau einst in freier Anlehnung an ein bekanntes Wort Lessings äußerte, daß derjenige, dem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreiße, überhaupt keines habe.

*) Ähnlich schreibt der unglückliche Heinrich von Kleist (1. Mai 1801) seiner Schwester Ulrike: „Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That."

Eine ergreifende Allegorie seines verfehlten Lebens giebt uns Lenau in seinem Gedichte „Der Schmetterling.“ Wenn man diese Offenbarung seines künstlerischen Genius auch zunächst auf seine verfehlte Amerikareise deutet, so kann man sie doch zwanglos im weiteren Sinne auf sein ganzes Erdenwallen anwenden.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel,
Im weiten, wildbewegten Meer,
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfreude fern hinaus;
Vom schmerzend holden Frühlingsstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug.
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort ein böser Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück.
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn. —

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Bebst du dem Untergange zu!

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer,
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr!

Wohl schauen dich die Geisterscharen,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit!

Lenaus reine Liebe zu Lotte Gmelin bildet — wie aus den Darlegungen erhellen dürfte — eine Auflehnung des Dichters gegen die immer mehr von seinem Ich Besitz ergreifende Zweifelsucht. Er ging aus diesem Kampfe nicht siegreich hervor, fand nicht den erlösenden Frieden, sondern sank in neue Qual, in verschärften Zwiespalt. Was aber der Mensch verlor, gewann der Dichter. Seine Liebe zu Lotte begeisterte ihn zu einem künstlerischen Schaffen, hob den Lyriker in ihm auf eine solche Höhe poetischer Meisterschaft, daß Prof. Max Koch in seiner neuen Lenau-Ausgabe beispielsweise mit Recht behauptet hat, die Geschichte der deutschen Lyrik habe Grund, das Bild des sehr lieben Mädchens festzuhalten; denn für Lotte Gmelin habe Lenau außer andern Poesien die Schilflieder gedichtet. Ja, seine Kunst empfing durch Lotte einen neuen Pulsschlag und neues Leben; sein Wort wurde Wahrheit, daß er sich selbst ans Kreuz schlagen wollte, wenn's nur ein gutes Gedicht gäbe. Freilich kreuzigte er nicht nur *seine* Seele, sondern versetzte auch das Herz der Geliebten in schmerzliche Wallungen. Sieghaft und stolz aber wölbte sich über dieser Welt der Entsagung der Dom seiner Dichtkunst. An Lotte sind gerichtet: „Mein Stern", „An meine Rose", „Waldgang", „Scheideblick", „Liebesfrühling", „Am Rhein", „An den Wind", „An die Entfernte", „Zu spät", „Ohne Wunsch" und die „Schilflieder". Der Gedichte „An meine Rose", sowie „Am Rhein" ist oben bereits an passender Stelle ge-

dacht worden. „Mein Stern“ ist eine innige Verklärung seiner Liebe zu dem sanften Mädchen:

„Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.“

Da riß ihn das Leben wieder von ihrer Seite, in die stürmisch erregte See ging seine Fahrt, in wüste Nacht. Aber durch den Graus der Empörung sah er stets ihr liebliches Bild wie einen Friedenslicht spendenden Stern.

„Denn wie, vom Tode schon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr ins Auge schaut;

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! Doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.“

So zeichnet der Sänger den segnenden Einfluß Lottens, die — wie er in dem Gedicht „Ohne Wunsch“ sagt — wie ein süßholdes Lied ihm durch die Seele gedrungen kam.

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle;
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder:
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Ja: in seiner „bestürmten" Brust starben die Freuden, er schaute zu spät ihr Angesicht, der Lenz war ihm schon verblüht:

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen!
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbath fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blütentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Das ist dieselbe elegische Stimmung, wie sie den kurzen „Scheideblick“ beseelt, worin Lenau uns den schmerzlichen Verlust ahnen läßt, den er litt, als er Lotten entsagen mußte:

„Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.“

Der poetische „Waldgang“ lautet:

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein störendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze,
Und rauschend flocht und bunter
Der Herbst der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Der Verherrlichung der Geliebten gewidmet ist ferner:

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Bekannter dürfte das Gedicht sein:

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

„An den Wind" lautet:

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

Die Krone dieser Lyrik bildet der Cyklus der „Schilflieder", die*) Lenau selbst als die ihm liebsten seiner Gedichte bezeichnete. Diese Poesien, „reich an zur Empfindung gewordener Naturanschauung", wie Gustav Schwab sie nannte, waren für Lotte gedichtet, was den Stuttgarter Freunden bekannt war; sie führte darum in dortigen Kreisen den Namen Schilflottchen. Durch diese fünf Lieder ist Lotte unsterblich geworden. Es ist uns erklärlich, daß diese Poesien mit ihrer einschmeichelnden Empfindungsweihe und stillen Andacht, mit ihrer innigen Wehmut und sanften Rührung von jeher die Komponisten angelockt hat; die Gedichte sind an sich schon Musik. In ihnen „säuselt die süße Wehmut jener Tage," wo des Dichters Blick voll und warm auf der schönen Jungfrau ruhte, „in melodisch beruhigten Tonwellen an unserer feierlich ergriffenen Seele vorüber," sagt A. Grün. Das erste der „Schilflieder" ist nach den Angaben in Ernst Challiers „Großem Liederkatalog"**) 49mal, das zweite 26, das dritte 43, das vierte 22

*) Diese und die „Wurmlinger Kapelle".

**) Ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis sämtlicher einstimmiger Lieder mit Nachtrag. Berlin 1886. Von Prof. Dr. Max Koch in seiner Lenau-Ausgabe mitgeteilt.

und das fünfte am häufigsten, nämlich 54mal in Musik gesetzt worden, u. a. auch von Felix Mendelssohn-Bartholdy, op. 71 Nr. 4. Und fürwahr: es lebt in diesen Strophen ein weicher Schmelz der Empfindung, eine Tiefe des Gefühls, die sich mit einem Adel der Form verbindet, eine Harmonie zwischen Naturbild und Stimmung, daß schon diese Lieder allein Lenaus Namen vor Vergessenheit bewahren werden, und man es nicht begreifen kann, daß und warum Emanuel Geibel, dessen Lyrik doch manche Berührungspunkte mit der Lenauschen aufweist, gegen die Dichtungen des Deutsch-Österreichers lebenslang Widerwillen geäußert hat.

Wie stimmungsvoll ist gleich das erste der „Schilflieder“:

I.

„Drüben geht die Sonne scheiden
Und der müde Tag entschlief;
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still und tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden!
Quill', o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.“

Und welche Bedeutung gewinnen diese Verse für den, der weiß, wie innig ihr Inhalt mit Lenaus Leben verbunden ist! wie kann er sich in sie hineinfühlen, hineinleben! Nun, wo wir den Aufgang und Abschluß, den ganzen Verlauf der holden Frühlingsneigung Lenaus zu Lotten kennen, nun fühlen wir auch die ganze abgrundtiefe Wehmut, die durch diese „Schilflieder“ zittert:

II.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

III.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leiser deiner Stimme Klang
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

IV.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O, wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

V.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Wir sind am Schluß unserer Ausführungen.

In Schmerz endete diese Liebe, wie denn Lenaus Leben überhaupt „eine Art Gravitation nach dem Unglück" regierte. In Schmerzen geboren, in Schmerzen geatmet, in Schmerzen geschieden! Als Lenau, ein Geistesumnachteter, seine einsame Leidenszelle in der Irrenanstalt Winnenthal in Schwaben und später in Oberdöbling bei Wien bezogen hatte, da mag er in den seltenen lichten Augenblicken seines armseligen Scheinlebens, durchzogen von verdämmernden, weit, weit zurückgreifenden Erinnerungen, an jene liebe Frühlingsgestalt gedacht haben, die ihm einst Lichtspenderin und Seelenfreude war, ja, da mag er vielleicht im Anblick der vor seiner vergitterten Zelle sich ausbreitenden blühenden Gotteswelt, von süßem Wehmutsschmerz ergriffen und an sein furchtbares Los denkend, die Verse vor sich hingemurmelt haben:

„Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet."

Sophie Schwab.

„Groß und innig ist die Verehrung, mit der ich Sie im Herzen trage; aber wahrhaftig Sie haben ein Recht darauf; Sie brauchen sich an Liebe und Freundschaft nichts schenken zu lassen."
Lenau an Sophie Schwab.

Gutzkow nennt in seinem „Skizzenbuch" Nikolaus Lenau einen „naturalisierten Schwaben", und H. Pröhle bemühte sich einmal — freilich ohne Erfolg — wie Prof. Dr. Richard Maria Werner in den „Jahresberichten für neue deutsche Litteraturgeschichte" (Jahrgang 1890) betont, den Sänger der „Schilflieder" ganz für Schwaben zu beanspruchen. Dieser Versuch Pröhles ist einseitig, da er das eigentliche Lebensmilieu Lenaus nicht genügend wertet, seine Abstammung und die in dem Wechsel seiner bewegten Kindes- und Jünglingszeit gewonnenen Eindrücke und Einflüsse, denen kein fühlender und denkender Mensch und am wenigsten eine so fein und kompliziert organisierte Dichternatur, wie Lenau sie besaß, sich entziehen kann. Man denke an Pindars Wort: „Werde, der du bist!" Andererseits ist diese Behauptung jedoch auch keineswegs ohne weiteres von der Hand zu weisen. Als Lenau Ende Juni die österreichische Hauptstadt verließ und seinen Fuß nach Schwaben setzte, da ahnte er nicht, daß ihn dort eine zweite Heimat in des Wortes schönstem und edelstem Sinne erwartete. Er selbst fühlte sich heimat- und vaterlandslos. In welcher geistigen und seelischen Verfassung Lenau sich um diese Zeit befand, welche Enttäuschungen er erlitten, welche Wünsche sich ihm nicht erfüllt hatten, und wiederum, welche Hoffnungen er hatte, und welche Erwartungen er an die Zukunft knüpfte — das alles ist in den Grundlinien uns aus dem vorigen Abschnitt bekannt.

Am 9. August 1831 trifft er in Stuttgart ein und betritt somit das Land, wo er bedeutungsvolle Jahre verlebt. Stuttgart und Wien sind gleichsam die Pole seines nun vor uns liegenden Lebens. Immer wieder zieht es ihn hin zu den lieben, guten Menschen, deren Herzen er sich im Sturme erorbert. Unter diesen gebührt Sophie Schwab, der Gattin Gustav Schwabs, der Vorrang.

Am 21. Juli 1831 schrieb Lenau von der Residenzstadt Badens aus, wo „bereits eine mildere Luft als in Bayern wehe, der Himmel ein schöneres Blau habe und die Menschen wärmer seien", den ersten, in den Lenau-Biographien bislang unveröffentlichten Brief an Gustav Schwab in Stuttgart, der damals Redakteur am „Morgenblatt" war:

„Euer Wohlgeboren!

Ich nehme mir die Ehre, beiliegende zwei Gedichte mit der Bitte zu übersenden, selbe, wenn sie Ihren Beifall finden, in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen. Das „An den Schmerz" ist von einem Mann, der ungenannt zu bleiben wünscht. „Der Gefangene" mag unter dem Pseudonamen Lenau erscheinen, unter welchem ich bereits mehreres habe drucken lassen. Ist meine Weise so glücklich, Euer Wohlgeboren den Wunsch zu erregen, mehrere meiner Gedichte durch Ihr Blatt bekannt zu machen, so wird mir dies um so angenehmer sein, als ich gesonnen bin, meine ganze Sammlung nächstens herauszugeben, und ich für solche keine ehrendere Ankündigung kenne, als die durch Ihre Zeitschrift. Mit dem Ersuchen, mir Ihre Entscheidung durch die Geroldsche Buchhandlung anher zu senden, bin ich

Euer Wohlgeboren

ergebener Diener

N. Niembsch v. Strehlenau."

Die erwartete Antwort Gustav Schwabs, der bei der Flut der täglich einlaufenden Briefschaften nicht im stande war, die gesandten Beiträge sofort zu prüfen, verzögerte sich. Lenau, des Harrens müde, reiste von Heidelberg, wohin er sich von Karlsruhe gewandt, nach Stuttgart. Am 9. August 1831, als Schwab vom

Gymnasium nach Hause kam, teilte ihm seine Frau mit, es sei ein sehr interessant aussehender Ungar dagewesen, der sich nach dem Schicksal seiner eingesandten Dichtungen habe erkundigen wollen; der sei gewiß ein rechter Dichter! Gerade als Schwab im Begriff war, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, um das Manuskript zu prüfen, kam Lenau wieder. Mit einigen entschuldigenden Worten ließ Schwab den Fremden bei seiner Frau und seinem gerade anwesenden Freunde Gustav Pfizer zurück, kehrte aber nach kurzer Zeit, während welcher er die Gedichte las, mit freudestrahlendem Gesichte, die Poesien in der Hand, zurück und begrüßte jetzt erst unsern Dichter von ganzem Herzen. Einige flüchtige Blicke in das Manuskript hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß die Poesien echte Kunstwerke waren. Der Abend vereinigte die drei Sangesgenossen, die als Freunde voneinander schieden. Am nächsten Morgen reiste Lenau nach München*).

So war eine Bekanntschaft angebahnt, die von wichtigen, günstigen Folgen für Lenau werden sollte. Gustav Schwabs warme Kunstbegeisterung, die mächtig aufflammte, wenn er auf ein echtes Talent stieß, sein „reiches, weiches, reines und frommes Gemüt", wie sein ehemaliger Schüler Grüneisen in dankbarer Verehrung schrieb, schlug voll dem neugewonnenen Freunde entgegen.

Wenn Lenau im schönen Schwabenlande über Erwarten schnell heimisch ward, so verdankt er die Fülle von Liebe und Freundschaft, von Kunstsinn und Lebensweisheit, die er hier fand, zunächst Gustav Schwab und seiner Frau Sophie. Diese Thatsache ist in den lebensgeschichtlichen Werken über Lenau bislang nirgends genügend betont worden, wird aber dem Leser durch die folgenden Mitteilungen offenbar werden.

Sophie Karoline Schwab, deren Lenau in den nachstehend abgedruckten Briefen mit so großer Verehrung gedenkt und der er einen so tiefen Einfluß auf sein Inneres beimißt, war am 17. Feb-

*) Vergl. hierzu den authentischen Bericht in „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken, geschildert von Karl Klüpfel. Leipzig, Brockhaus, 1858."

ruar 1795 zu Tübingen als Tochter Christian Gottlieb Gmelins (3. November 1749—6. März 1818) und seiner Frau Christine Elisabeth, einer geborenen Schott, zur Welt gekommen. Ihr Vater war Professor des Kriminalrechts und der juridischen Praxis an der Universität Tübingen. Als Gustav Schwab sie im ersten Jahre seiner Anwesenheit in Tübingen kennen lernte, besaß sie ein „blasses Gesicht mit edlen Zügen, mit schwarzen Augen und Haaren". Die Bedeutung dieser Frau wird uns klar, wenn wir jene Stelle aus einem Briefe Gustav Schwabs an seine Schwester Lotte (15. Februar 1816) mitteilen, worin er sich über eine Dame seiner Bekanntschaft folgendermaßen ausläßt: „Ich will N. N. herzlich wohl und mochte sie abends beim Tanz gar gern lachen, scherzen und herumfahren sehen; aber sieh, ein Herz zu ihr könnte ich ums Leben nicht fassen; es schließt sich mir das meine zu, sobald ich mir ein Mädchen derart als Lebensgefährtin denken will. Ihr und so vielen fehlt das, was in meinen Augen Schönheit, Reichtum und selbst bloße Gutmütigkeit nie aufwiegen können, ein rechtes, weibliches Herz und Gemüt bei einem tüchtigen, auf das Höhere gerichteten Verstand. Ob eine dann den „Don Carlos" und Tiedges „Urania" oder Goethe und Fouqué bewundert, das thut freilich wenig zur Sache; der Weiber Herz und Verstand braucht sich darin nicht zu zeigen; wenn nur ihr eigenes Wesen, wie es soll, sittliche Schönheit, Grazie und Güte ausdrückt, so mögen sie es mit der ästhetischen Schönheit außer sich so genau nehmen, wie sie wollen."

Aus diesem negativen Bilde einer fremden Frau lassen sich unschwer die positiven Grundzüge zu dem Wesen Sophie Schwabs gewinnen, die dem weiblichen Ideal des Briefschreibers entsprach. Sie besaß bei aller weiblichen Feinfühligkeit Charakterfestigkeit, bei allem nüchternen, ruhigen Lebenssinn eine für alles Schöne empfängliche Begeisterung, bei einem praktisch abwägenden Verstand ein tiefes Gemüt.

Interessant für das häusliche Leben in Schwabs Familie, das Lenau so unwiderstehlich fesselte, ist der köstliche Brief Gustav Schwabs, worin er seinem Freunde Ullmann folgendes mitteilt:

„Liebster Bruder!

Nächstens droht mir Sophie mit Prügeln, wenn ich Dir nicht schreibe, und so freut sich der neue Abbé*), Dein treuer, heißer Freund wie immer, daß der alte mit gekrümmtem Rücken sich seufzend über das Papier beugt, mit fauler Hand widerstrebend anfängt, die Feder zu rühren, um die Gedanken matt wiederzugeben, die ihm jener frisch und feurig eingiebt. So nimm denn endlich warmen, herzlichen Dank für Deine beiden Liebe und Freundschaft atmenden Briefe, mit denen Du nun schon unsere Ehe erquickt hast. Du lebst in unserem Herzen und Munde, und es fehlt nichts, als daß Du bald, recht bald unter uns tretest und auch Dein liebes Antlitz bei uns leuchten lassest. Du findest zwei gerüstete Stüblein, recht eben für Deine Größe geschaffen, und drei Betten, in die Du Dich wechselweise legen kannst oder Dir auch eine künftige liebe Genossin und gar schon ein Kind dazu hineinträumen. Du findest an unserem lieben Sophienkind eine rüstige Hausfrau, allezeit etwas Gutes zu kochen und zu brauen fertig, so gut es die Küche eines obscuren Gymnasialprofessors trägt — bis auf einen Punsch aber, bei dem wir recht nach alter Sitte unser Bundeslied können tönen und die altromantische Zeit leben lassen, bringt diese es immer noch — Du findest, sage ich, an unserer Sophie, was Du immer prophezeit hast, ein noch offener und freier im besten Sinne des Wortes gewordenes köstliches Weib. Ganz vortrefflich paßt Sophie auch in den Zirkel meiner Familie, ihre zuvorkommende Gutmütigkeit hat sie in so vollkommene Gunst meiner Eltern gesetzt, daß sie ganz und gar wie eine von Kindesbeinen an auferzogene und geliebte Tochter von ihnen geachtet wird.“

Gerade diese glückliche Vereinigung von praktischer Lebensthätigkeit und idealer Begeisterungsfähigkeit in Sophiens Wesen, sowie der reine, man möchte sagen: keusche Geist der Familienhaftigkeit, der den Wellenschlag der ehelichen Vereinigung in

*) Schwab hatte sich durch seine Eleganz in der Kleidung, seine Gewandtheit und Feinheit in den Manieren, seine Beweglichkeit und Galanterie den Beinamen „Abbé“ erworben, den er gern acceptierte. (Klüpfel.)

Gustav Schwabs Hause bildete, mußte Lenau so zu Herzen gehen, und zwar um so tiefer, wenn man einerseits an die traurigen zerrütteten Familienverhältnisse denkt, unter denen er seine Jugend verlebt, und andererseits sich an seine Beziehungen zu der Bertha unseligen Angedenkens erinnert. Der peinigende Eindruck, den Lenau in verschlossenem Gemüte von Wien mit nach Stuttgart brachte, und der noch frisch in seiner Seele haftete, ließ ihn das Harmonische und Abgeklärte, wie Schwabs Haus es ihm bot, um so tiefer und reiner empfinden, und Lenau war ein genügender Kenner des weiblichen Herzens, um den Anteil schätzen zu können, den die Frau des Hauses an der Herausgestaltung des ehelichen Glückes hat.

Aus dieser Stimmung Lenaus heraus wird dem Fernerstehenden auch des Dichters auffälliger Entschluß einigermaßen verständlich, den er Gustav Schwab am 13. August 1831, also drei Tage nach seinem Weggange von Stuttgart, mitteilte:

„Geliebter, verehrter Freund!

In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreib' ich Dir diese Zeilen.

Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um Dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und, wenn es Euch möglich ist, in Eurer Gesellschaft Uhland zu besuchen. —

O mein tiefgeliebter Freund! Wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht; der hat mir Dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein fürs ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Anteil Du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Huld, die Du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das Du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern

ermuntert zu werden, ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken.

Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

Euer Freund Niembsch.

Ich ersuche Dich, nichts nach Gmunden zu schicken; doch das weißt Du nun ohnedies."

So kehrte Lenau wieder zu seinen Freunden zurück und wurde mit offenen Armen empfangen. Er wohnte in Schwabs Hause monatelang und gewann das ruhige Seelengleichmaß Sophie Schwabs, das zu seinem nervös aufgeregten, zum Teil recht scharfkantigen Wesen in wohlthuendem Gegensatz stand, um so lieber. Eine schöne Beleuchtung findet diese Zeit aus Lenaus Leben in einem Briefe Sophie Schwabs an ihre Freundin Lucie Meier in Bremen. Der Brief, datiert vom 15. September 1831, lautet im Auszug:

„Vorgestern haben wir einen Gast von uns entlassen, dem wir recht mit Angst und Sorge nachblicken, denn er reist gerade aus nach Wien, der Cholera entgegen; es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch v. Strehlenau (wo Du aber etwas von ihm liesest, wie z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau) — er kam hierher, um meinen lieben Mann kennen zu lernen, es blieb aber bei beiden einige Entfernung bis am letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen lieben Mann und den jüngeren Pfizer genauer kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein lieber Mann nachts um 2 Uhr wie berauscht vor Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise. —

Nach einigen Tagen kommt ein Brief von ihm aus München, worin er schreibt, daß er dort gute Nachrichten von den Seinigen und neue Wechsel getroffen hätte, und nun nichts Besseres zu thun wüßte, als umzukehren, um die Freundschaft, die er mit Pfizer und meinem lieben Mann geschlossen, noch einige Tage in ihrem Umgange zu genießen. So war er denn seit einem Monat bei uns

hier, und ich kann Dir nicht beschreiben, welche genußreiche Zeit dies für uns war; wir gewannen ihn täglich lieber, und auch er hat sich so innig an uns angeschlossen, daß der Abschied recht schmerzlich für uns war. Während dieser ganzen Zeit war in meinem Hause ein ordentlicher Strudel; denn jedermann wollte ihn kennen lernen und nahm es uns übel, wenn wir keine Gelegenheit dazu machten, und doch waren ihm alle Einladungen u. dergl. sehr unwillkommen; er war am liebsten mit uns allein oder wenigen Freunden, und dies waren auch für uns die schönsten Stunden. Er ist sehr musikalisch, spielt Klavier und Guitarre, und dies hat mir sehr viele Freude gemacht. Wir haben seit kurzem ein neues Instrument von Schiedmayer, und da war beinahe jeden Abend eine kleine musikalische Unterhaltung. Eine meiner Nichten, Lotte Gmelin, hat eine sehr schöne Stimme, die, wie ich glaube, großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Überhaupt war er von dem Lob der hiesigen Frauen und Mädchen voll, er wollte uns glauben machen, daß wir hiesigen Frauen den Wienerinnen an Bildung und Bescheidenheit vorangingen. Da, wirst Du denken, kommt es heraus, die liebe Eitelkeit, — aber ich kann Dich versichern, die Männer hatten ihn ebenso lieb, wie wir Frauen; Graf Alexander (der Sohn von Herzog Wilhelm) war so von ihm entzückt, daß er alle paar Tage zu uns kam und gar nicht von ihm lassen wollte; noch am letzten Tage hatte er eine große Jagd für ihn angestellt, wo ihn die andern Prinzen auch kennen lernen wollten; er ließ sich aber nicht mehr halten, er hatte keine Nachrichten von seiner Schwester aus Wien und war voller Unruhe darüber. Wenn er vorlas mit seiner innigen gefühlvollen Stimme, so wurde alles hingerissen; wenn er uns manchmal von meines lieben Mannes Gedichten vorlas, so wurden wir ganz gerührt, und mein lieber Mann rief aus: jetzt gefallen sie mir erst! — Er hingegen hatte großes Wohlgefallen an unserem häuslichen Leben und äußerte manchmal, hier müsse man Lust zum Heiraten bekommen; er hat alle unsere schwäbischen Dichter besucht, war bei Uhland, bei Kerner und Mayer. Je nachdem es in seinem Vaterlande geht, denkt er vielleicht darauf, sich bei uns anzukaufen. Denke Dir, welch schauderhaften Accord ich mit ihm gemacht habe; wenn mein lieber Mann und ich an der

Cholera sterben müßten, so will er unsern Ludwig an Kindesstatt annehmen und dann ihm zuliebe heiraten. Dies wurde auf der Kuppel der Solitude, an einem herrlichen Abend, als wir alle mit Betrübnis an unsern Abschied und die jetzige Zeit dachten, ausgemacht."

Bis Ende Oktober hielt Lenau sich im Hause seines „innigen Freundes", Professors Schwab und seiner „innigen Freundin" Sophie auf, teilt er seinem Schwager Schurz mit und bezeichnet in demselben Schreiben als Frucht dieses Freundschaftsbundes eine Bereicherung an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwert, an freundschaftlichem Lebensmut und Selbstvertrauen. Von allen Seiten seien ihm die lebhafteste Teilnahme und die feurigste Ermunterung zu teil geworden, am enthusiastischsten aber von dem empfänglichen Gemüte Gustav Schwabs. Auch in folgendem, aus dem vollen Strom der Verhältnisse herausgeschöpften Stimmungsbericht Sophie Schwabs an Lucie Meier findet die Sache eine interessante Beleuchtung. Sophie schrieb am 1. November 1831 ihrer Freundin in Bremen: „Nun denke Dir, als ich Dir neulich geschrieben hatte, war unser Freund Niembsch nach Wien abgereist, in München traf er aber Briefe von den Seinigen, die ihn sehr bitten, doch ja jetzt nicht nach Wien zurückzukommen; und so ließ er sich bestimmen, gerade wieder hierher zurückzukehren. Du kannst Dir unsere Überraschung nicht groß genug denken, als wir ihn wiedersahen. Bis heut' blieb er bei uns; er wollte anfangs den Winter über nach Würzburg, um sich in der praktischen Medizin zu üben; um uns aber näher zu sein, hat er nun Heidelberg vorgezogen. Er ist ein Mensch, den man lieben muß, wenn er sich einem freundlich nähert; er hat es aber hier bei vielen verdorben, weil er sich um solche, die sein Gemüt nicht ansprechen, gar nicht bekümmert. Ich habe noch nie jemand gesehen, bei dem alle Eindrücke so tief gehen; wenn ihn z. B. etwas tief bewegte, oft, wenn er nur sehr schöne Musik gehört hatte, so konnte er keinen Bissen essen. Heute beim Abschied wurde er ganz leichenblaß; er hat etwas sehr Schwermütiges, wozu ihn manches Mißgeschick gebracht haben mag. Er wurde bei uns zusehends heiterer, und oft that er die nämliche Äußerung, mit der Du, liebe Freundin, uns so

unverdient erfreut haſt, daß nämlich das Leben ihm wieder mehr Wert habe, ſeit er uns kenne. Noch heute beim Abſchied nannte er mich ſeine Wohlthäterin an Leib und Seele; — ich habe ihm aber nichts Gutes erwieſen, was nicht jedes ihm gethan haben würde, denen er ein ſolches Vertrauen bewieſen hätte, wie mir. Dies erſtreckte ſich bis auf ſeine ökonomiſchen Beſorgungen; vom erſten Tage an war ich ſeine Kaſſenverwalterin, denn darin iſt er ein echter Dichter, und ich begreife nicht, wie es ihm unter fremden Leuten damit geht, obwohl er reich zu ſein ſcheint. Ich hätte Dir ſeine Gedichte gar zu gerne bald geſchickt, aber es wollte mit dem Arbeiten und Ordnen, beſonders in der letzten Zeit, hier nicht mehr recht gehen, denn ich muß Dir ein Geheimnis ausplaudern. Das Wohlgefallen, das er an meiner Nichte, Lotte Gmelin, fand, iſt bei ihm zu einer ernſten Liebe geworden. Erſt als ich von dieſem Ernſt ſeiner Neigung überzeugt war, konnte ich ihm dazu verhelfen, daß er ſie öfter ſah, weil ich ſonſt für die Ruhe des guten Mädchens ſehr gefürchtet hätte, da er wirklich etwas ganz Unwiderſtehliches hat. Er war überhaupt auch zu gewiſſenhaft, etwas von ſeiner Neigung gegen ſie zu äußern, und wünſcht, daß ſie frei bleiben ſoll, bis er in der Lage ſei, um ſie werben zu können. Er hat, mit noch einigen ausgezeichneten Freunden, denen die öſterreichiſche Politik unerträglich iſt — der eine ein Aſtronom und der andere ein Baumeiſter — ſich einen Lebensplan gemacht, der die Liebe Lottchens auf eine ziemliche Probe ſetzen wird, welche Du, geliebte Freundin, aber auch beſtanden haſt, nämlich auf 5—6 Jahre in die Neue Welt hinüberzugehen; denn dort, ſagte er, fühle er, könne er in ſeiner Wiſſenſchaft ſo vieles wirken, ſelbſt für Europa mehr, als er es hier thun könne. Er will in Deutſchland und England Verbindungen mit den Gelehrten ſeines Fachs anknüpfen und ſich in Philadelphia ſetzen und Vorleſungen in ſeinen Lieblingsfächern geben, die dort noch ganz im argen lägen, nämlich Pathologie und Pſychologie."

Dankbare Stimmung und ein feuriges Freundſchaftsgefühl begleiteten Lenau nach Heidelberg, wohin er ging, um ſein in Wien jäh abgebrochenes Studium der Medizin zum Abſchluß zu bringen, nachdem er den Plan, in Würzburg zu promovieren, aufgegeben

hatte, weil er dort vor einem Jahre nicht zur Promotion zugelassen worden wäre. Und aus dem eben mitgeteilten Briefe Sophiens geht hervor, daß er sich bei der Wahl der Universität auch von persönlichen Beweggründen bestimmen ließ. Freilich erlebt sein Studium in Heidelberg ebenfalls eine tiefe Störung. Aus der Neckarstadt schrieb er:

„Heidelberg, Samstag*).

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera. Professor Puchelt, ein ausgezeichneter Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Kandidaten der Medizin heut oder morgen requiriert, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen kehren sollen. Der König von Bayern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Not. Außer dieser Choleravorlesung hab' ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe, sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinhetzen in das Labyrinth der Medizin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegenteil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufener, doch treuer Pudel, immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepierte! aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein; post equitem sedet atra cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!" wird Deine Frau halbärgerlich ausrufen, wenn Du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest. Deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja; doch ich muß dies immer wieder sagen. Meine verstorbene Mutter, meine Schwester Therese, Deine Frau und Lentula sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O, könnte ich meine Mutter und meine Schwester Therese am Christabend nach Stuttgart mit-

*) In dem mir vorliegenden Originalbrief Lenaus findet sich hinter Samstag der von Gustav Schwabs Hand herrührende Vermerk: „5. November 1831."

bringen und könnte ich alle vier sitzen sehen an Deinem Tische! Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei andern werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben oder vielmehr: es hat allein seinen Willen*). —

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute, bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, ist wie ein litterarischer Jahrmarkt. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mir's nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, Euch je zu vergelten, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Überwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O meine Freunde, ich liebe Euch! Mehr kann ich nicht sagen. —

Gestern abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa mit geschlossenen Augen und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorüberschwimmen alle Freuden, die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was Dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsere Paradiese Nachbarn sind. —

Schreibe mir recht bald, lieber Freund! Ich wohne im „König von Portugal". Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 fl. monatlich. Da brauch' ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirtshäusern. Da komm' ich mir weniger fixiert vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre! Was macht mein Lajos? Deine übrigen lieben Kinder? virgo divina? bettle für mich um einige Zeilen von Deiner lieben Frau. Unsere liebe Frau nennen die Österreicher die Mutter Gottes. Und

*) Dieser und ein noch folgender Absatz dieses Briefes sind bereits im vorigen Abschnitt dieses Buches mitgeteilt, mußten aber des Zusammenhanges wegen hier abermals einen Platz finden.

nun stell' ich Euch alle im Geist zusammen und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

Bis in den Tod Dein Freund

Niembsch.

Herzlichen Gruß an Pfizer."

Noch bedeutsamer als diese Niederschrift Lenaus ist sein Brief eine Woche später. Das für die Erfassung von Lenaus Wesen ungemein wertvolle Schreiben, dessen Kenntnis ich der liebenswürdigen Zuvorkommenheit einer in Bremen wohnhaften Familie verdanke, umfaßt acht engbeschriebene Quartseiten, die Lenaus Perlenschrift in vollendeter Klarheit und Anmut zeigen. Der Brief, der bisher in keiner Lenaubiographie Aufnahme gefunden hat, ist nicht datiert; er zeigt uns den Ort seiner Herkunft: „Heidelberg". Gustav Schwab hat dahinter den Zusatz gemacht: „Angefangen Freitag, 11. November, geendet Samstag, 12. November 1831." Der erste, längere Teil ist an Sophie Schwab gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Heidelberg.

Heut ist wieder ein trüber Tag, und der Regen schlägt an mein einsames Fenster. Ich will Sonnenschein suchen im Umgang mit meinen lieben Freunden. Welche Freude hat mir Ihr Brief gebracht, teure Frau! Ja, Sie haben recht: Freundschaft und Liebe haben ihr Maß nicht im Verdienste; wohl mir, daß es so ist! Sie aber hätten nichts zu fürchten, wenn diese Genien mit der Wagschale durch die Welt schritten. Groß ist die Liebe Ihres Mannes zu Ihnen, aber gewiß kein Übermaß, wie Sie sagen. Den Beweis erlaube ich mir nicht zu führen, Sie könnten mich wieder einen Schmeichler nennen. Groß und innig ist die Verehrung, mit der ich Sie im Herzen trage, aber wahrhaftig, Sie haben ein Recht darauf; Sie brauchen sich an Liebe und Freundschaft nichts schenken zu lassen. —

Sie halten mir in Ihrem Briefe eine kleine Strafpredigt über meine Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Ich lasse mir gerne von Ihnen predigen, und ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich oft absichtlich den Unzufriedenen, Ungläubigen zeigte, bloß

um mich zu laben an dem schönen Feuer, mit welchem Sie den Himmel und die Ewigkeit verfechten. An Ihrer Zuversicht suchte ich mein eigenes Vertrauen zu stärken. Ich hasse die Autoritäten; eine aber ist mir heilig: die Autorität des Herzens. Wovon ein edles Herz durchdrungen ist, das kann kein bloßer Wahn sein. Gerührt hat mich Ihre Äußerung, daß meine selige Mutter auch in unseren Bund gezogen sei durch unsere Liebe, daß es eine Gemeinschaft verwandter Seelen gebe, die durch alle Tode nicht gekränkt werden könne, und an der sich Ihre liebe Schwester auf ihrem Sterbelager erquickt. Es ist ein großer Gedanke, den sie da ausgesprochen haben. Möchte es so sein! O wie beneide ich Sie um diese Sicherheit des Glaubens! Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich am Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter hat sich als elendes Gewürm verkrochen. Hätt' ich doch den scheußlichen Gedanken nicht aufgeschrieben! Das ist ein Gedanke, auf den, glaub' ich, der Mensch nicht selbst gekommen ist. Es giebt so göttliche Gedanken, daß wir sie dem Menschen nicht zutrauen können, sondern daraus auf eine Offenbarung Gottes schließen; jener finstere Gedanke aber zeugt von einer Offenbarung des Teufels. — Wir sterben nicht ganz, aber — aber — unsere Individualität! wie steht's mit der? Als ich mit Ihnen nach Waiblingen an einem Teiche vorüberfuhr und darin einen Springbrunnen sah, dacht' ich mir: das ist vielleicht das beste Bild des Menschenlebens. Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darein zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht, was meinen Sie? Sogar etwas Reizendes, Heroisches liegt in dem ruhigen, gefaßten Gedanken des Unterganges der Individualität, wenigstens für mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sprechen, als: Hier fand ich kein Glück, dort find' ich keines; denn mein Ich begräbt die Scholle — brauche aber auch keines, hier nicht und dort nicht. Sie sehen, daß auch mir Resignation nicht ganz fremd ist. Sie sind meine liebe Freundin und ich eröffne Ihnen gern mein Innerstes. Wissen Sie also, daß ich schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück hatte. Es brach einmal Feuer in unserer Nachbarschaft aus, als ich eben in

der Schule war. Ich hörte, es brenne in unserer Gasse. Mit klopfendem Herzen lief ich nach Haus — es war ein gewisses Freudeklopfen — und ordentlich zornig war ich, als ich sah, daß nicht das Haus meiner Eltern in Flammen stand. Diese Freude am Unglück hab' ich noch jetzt. Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesichte, den Marie Kielmaier*) so wenig getroffen, als die zwei Herren, die mich portraitieren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen. Daher meine Furcht, jene himmlische Rose (an der sich nun ihre Laren freuen) an mein nächtliches Herz zu heften. Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke. Doch in welches Dickicht finstern Dorngesträuchs führe ich Sie aus dem freundlichen Kreise Ihrer frohblühenden Kinder, Ihres lieben Mannes! Ihrer holdseligen Nichte! Zerreißen Sie meinen Brief auf der Stelle, wenn er Sie im mindesten verletzt. Ich will ihn heute nicht weiter schreiben. Morgen früh soll es geschehen. Der süße Schlaf, der heimlich stille Freund der Menschen, der den armen Wanderer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leicht und heimlich davonträgt, wird auch mir die Gedanken fortstehlen, die immer lastender auf meine Seele sinken. Verzeihen Sie Ihrem unartigen Freunde. Gute Nacht, liebe, gute Frau! lieber Schwab! Sophie, Milie, Christoph, Gustav! gute Nacht! mein Lajos, ich wünsche Dir ein freudiges Atale in Deinem kleinen Land der Träume. Gute Nacht, liebe Lotte! — in welchem Zimmer schläft sie denn! — Doch sie ist ja nur vormittags bei Ihnen, das fällt mir eben erst jetzt ein. —

Guten Morgen! Ich habe mein gestriges Geschreibsel resumiert und finde, daß ich darin wieder recht auf Ihre Geduld losgesündigt habe. Wozu das schwarzgallichte Gewäsch einer heiteren, guten, glücklichen Frau?? Verzeihung!!!

Also mein Lajos sympathisiert mit mir? Das freut mich,

*) Eine Verwandte Lottens; eine Charlotte Kielmaier, geb. Gmelin aus Tübingen, war eine der Taufzeugen Lottens.

daß der Bursche schon so früh so guten Geschmack verrät. Könnt' ich mich doch auf eine Stunde in den Lajos verwandeln. Grüßen Sie mir meinen wilden Alexander.*) Er soll sich nur parat halten. Wir wollen in Amerika zusammen rauchen, schießen, in den Urwäldern die Affen ausspotten. Ich freue mich schon recht darauf, mit meinen ungestümen Freunden diese drolligen Bestien zu necken, und laut einzufallen in das wilde Affengelächter, das uns von allen Bäumen begrüßen wird. Die grüne Kappe bitte ich bei Gelegenheit gütigst herzusenden. — Die liebe Zumsteeg**) grüß' ich vielmal. Wenn ich nur auch den Fidelio hören könnte! Es ist schön vom Hofwächter, daß er diese Oper anempfohlen hat, und nicht nur dem Unrechte, sondern auch dem schlechten Geschmack opponiert. Ich seh' ordentlich schon, wie Ihnen die Thränen hervorstürzen aus Ihren großen schönen Augen, wie Lotte bei der Ouverture die Augen schließt (geben Sie acht, ob's nicht so sein wird), ihr lieblicheS Antlitz neigt und mit seliger Ergebung versinkt im Strom der Wonne und Schmerzen. Ich möchte gar zu gerne dabei sein. Das waren die zwei Momente, wo ich Lotte am schönsten sah, als bei der Zumsteeg Beethovens Trauermarsch gespielt wurde, und als auf unserer Heimfahrt vom Bergheimer Hof ihr der Mond das schöne Gesicht küßte, dessen Küsse aber so leicht und kalt waren, daß ich das liebe Mädchen in ihren Mantel wickeln mußte. Wär' ich der Mond gewesen! ich hätte Lotte und das ganze Land so heiß geküßt, hätt' in jener einen Nacht einen solchen Lenz und Sommer hervorgeküßt, daß die Sonne am andern Morgen erstaunt und beschämt hätte umkehren müssen und Lotte ihren Mantel zum Wagen hinausgeworfen hätte. Ja, das wäre freilich schön, wenn uns der Verwalter jenseits solche Spazierfahrten veranstaltete.

Die Uhr schlägt $^1/_2$9, ich soll bald ins Klinikum; aber ich muß doch noch ein paar Zeilen schreiben. Sie kommen in Ihrem lieben Briefe einigemal auf ein Gespötte zurück, das ich über Frauenbriefe geschrieben haben soll. Ich weiß gar nichts mehr davon und glaube darum, es müsse mir jenes Gespötte nicht von Herzen gegangen sein.

*) Alexander, Graf von Württemberg (1801—44).

**) Eine aus Schillers Jugendleben bekannte Familie.

Gott sei Dank, daß Ihre Kränklichkeit schnell vorüberging. Hüten Sie sich aber recht sehr, daß die Veranlassung dazu nicht wieder eintrete. Sie sollen mir nicht krank werden, um das Motiv abzugeben für mein Erscheinen in Stuttgart. Wohl hab' ich oft Heimweh dahin. Für Adelaidengesänge hör' ich hier Sterbegeröchel. Der Übergang war etwas hart. Oft ist es mir, als müßt' ich bei Nacht und Nebel davonlaufen nach Stuttgart. Gestern abends oder vielmehr gegen Mitternacht — es war beinahe 11 Uhr — kam plötzlich ein Herr zu mir mit einem Briefe von meinem Schwab und einem Packet an Köstlin. Ich lag bereits im Bette und hatte das Licht ausgelöscht, da trat der schwarzhaarige Mensch mit dem geistreichen Gesicht herein, begleitet vom Hausknechte, der ihn beleuchtete. Er grüßte mich sehr angenehm, übergab mir sein Gebrachtes und verschwand wieder sogleich, indem er sagte, er müsse sogleich nach Frankfurt weiterreisen. Da riß ich den Brief auf und las von Seligkeiten, die ich nun nicht mehr habe, von Adelaidengesängen, traulichen Abendvereinen bei Ihnen und kam mir recht verlassen vor in meiner medizinischen Einsamkeit. Nun bedauerte ich erst lebhaft, daß der Fremde davon war. Ich hätte nun so gerne mit ihm geplaudert über Sang und Sängerin. Nun wußt' ich mir einen gewissen feierlichen Eindruck zu deuten, den seine Erscheinung auf mich gemacht hatte. Er war vor 24 Stunden in Lottens Zauberkreise gestanden, er hatte sie singen gehört, ja, er hatte sie begleitet und war dadurch geheiligt worden für mein Herz. Wie hätt' ich ihm die Hand gedrückt! ich hätte sie ihm geschüttelt, bis ihm ein paar süße Adelaidentöne entfallen wären, die notwendig noch an ihm haften mußten. Allein, er war auf und davon, wie eine Lufterscheinung aus besseren Welten. Ich schlief lange nicht ein, dachte allerlei durcheinander, an meine lieben Stuttgarter, an die festlichen Abende in Ihrem Hause, an diesen meinen Brief, an Moses Mendelssohn und seinen Phädon, den ich einst so gerne gelesen, daß mir der Enkel des großen Mannes gerade am Schluß des Tages vorübergegangen war, an dem ich so viel über Unsterblichkeit gedacht hatte. Und durch all die Gedanken klang mir beständig das süße Lied durch. Endlich entschlief ich und träumte viel und schön. Aber mein Traum ward immer

ernster, und plötzlich stand mir Lotte gegenüber und sah mich so starr an, so streng und strafend, daß ich erschrak und erwachte. Es war Morgen. Nun leben Sie wohl, teure, treue Freundin! ich umarme Sie und Ihre lieben Kinder,

unwandelbar bis zum Tode
Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir bald wieder einen recht langen Brief. Ihre Briefe werden zu meinen liebsten Dingen gelegt, zur Abschrift der Waldkapelle, zum Kamm meiner seligen Mutter u. s. w."

Dieser Brief ist ein unzweideutiger Beweis für die zerrissene Innenwelt Lenaus, der hier in furchtbarer Deutlichkeit sein grauenvolles Ende vorausschaut; zugleich giebt er Aufschluß über die innige Seelenfreundschaft zwischen ihm und Sophie Schwab.

Zum Weihnachtsfeste 1831 verließ der Dichter seine medizinische Einsamkeit und ging nach Stuttgart. Wie er im Kreise Schwabs das Christfest verlebte, welche Aufnahme er dort fand, wie er sich Lotte Gmelin näherte, in welche peinliche Lage er dadurch Gustav Schwab und Sophie brachte, sagt uns der bereits im vorigen Kapitel abgedruckte Brief Sophie Schwabs an Lucie Meier, der mit den Worten beginnt: „Deinen Vorwurf" ꝛc.

Die besonnene, praktisch urteilende Sophie trifft in diesem Briefe das Richtige, wenn sie sagt, daß Lenau zu wenig an das Zeitliche gewiesen sei, und daß er durch den Verlust eines Teils seines Vermögens, also durch die Not, getrieben werden könnte, sein Sinnen und Denken mehr der Wirklichkeit zuzuwenden. Das war gerade eins der Grundgebrechen in dem Wesen Lenaus: seine vollständige Hilflosigkeit, ja, Ohnmacht den Fragen des praktischen Lebens gegenüber. In der Jugend ward er, wie erwähnt, von seiner gefühlsheißen, ihn abgöttisch verehrenden Mutter verwöhnt. Mit übertriebener Sorgfalt wachte sie, ihn vor jedem ernsteren Zusammenstoß mit dem Leben, sofern es ihrem Lieblinge nicht Lust und Freude darbot, zu bewahren. Der mild ernsten, klar blickenden Vaterliebe entbehrte er. Ja, was noch schlimmer war: er fürchtete den Vater. So innig und rührend er an seiner Mutter Therese hing und nach ihrem qualvollen Tode ihr Bild in unwandelbarer

Treue in seinem Herzen trug, so sehr hatte er in seiner Innenwelt das Andenken an seinen Vater getötet. Gerade der Mangel eines thatkräftig und klar wollenden, in die Erziehung des heißblütigen, phantasievollen Knaben eingreifenden männlichen Elementes hat sich bitter an unserem Dichter gerächt. Und wie er in seiner Kindheit und Jugend von seiner Mutter überall zu große Nachsicht fand — hin und wieder sogar auf Kosten seiner Schwestern — so erfuhr er später als Mann vom weiblichen Geschlecht — in erster Linie von der Frauenwelt Stuttgarts — ebenfalls ein Interesse und eine Liebe, die nicht selten in Verweichlichung und Verwöhnung ausartete. Man streute dem interessanten Fremdling, der durch die zarten Seelentöne, die er seiner Leier zu entlocken wußte, die schönen Herzen entflammte und bezauberte, Weihrauch über Weihrauch, und gern und willig hat Lenau dieses heiß berauschende Gift eingesogen und zwar zuweilen dermaßen, daß er sich der Übersättigung bewußt ward. So schreibt er z. B. am 8. November 1831, daß ihm der Übergang aus dem bewegten Gemütsleben zu Stuttgart, wo alles nur den Dichter haben und ihn genießen wolle, in das strenge Leben der Wissenschaft wohl bekomme. Am schlimmsten und gefährlichsten war dieser Lenau-Kultus, wie er von weiblicher Seite ins Werk gesetzt wurde, in den vierziger Jahren.

Emma Niendorf, deren eigentlicher Name Frau Emma Baronin von Suckow war, giebt in ihrem Buche „Lenau in Schwaben" manchen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis dieser Lenau-Verehrung und ist selbst von dem Vorwurfe einer, wenn auch ehrlichen, so doch immerhin allzuschnellen und allzubereiten Begeisterung für den magyarischen Dichter nicht freizusprechen. Sophie Schwab jedoch gehörte zu jenen Frauen, die bei aller treuen Liebe, welche sie für ihn hegten, nicht das wirkliche Leben aus dem Auge verloren. Lebenswirklichkeit und Wahrheit selbst da, wo die Mitteilung derselben dem Freunde bitter schmeckte, war der Quell, aus dem ihre Liebe zu dem Dichter floß. Und wer weiß, ob Lenaus Lebensfaden so jäh von der Parze zerschnitten worden wäre, hätte die besonnene Richtung in der Fülle von Liebe und Verehrung, die der Ungar in Schwaben gefunden, die Oberhand behalten!

Seine ganze Zwiespältigkeit und innere Zerbrochenheit, sobald er einen wichtigen Entschluß zu fassen hatte, zeigt sich in der Zeit, die hier geschildert wird, am betrübendsten in seinem Verhältnisse zu Lotte Gmelin, wie wir gesehen haben. Und daß er später, nachdem er Sophie von Löwenthal zum Opfer gefallen, der Fürsorge der trefflichen Sophie Schwab und ihres ruhig abwägenden Lebenssinnes entbehrte, ist und bleibt zu bedauern.

Als Lenau vom Christfest 1831 nach Heidelberg zurückkehrte, war er anfangs in sehr niedergeschlagener Stimmung. Das Bild Lottens stand unabläßig vor seinen inneren Sinnen. Mit Gustav Schwab und seiner Familie blieb er im regen Verkehr: waren sie doch durch die Blutsbande der Verwandtschaft mit dem schönen Mädchen, mit Lotte Gmelin, verbunden. Und in Gustav und Sophie Schwab hatte der unglückliche Dichter Menschenherzen gewonnen, die — wie wir aus den oben mitgeteilten Briefen schon ersehen haben — mit Feinfühligkeit und liebevollem Verständnis dem Freunde zur Seite standen. Daß er die Nachsicht und Herzensgüte dieser Wackeren zuweilen auf eine harte Probe stellte, dessen war er sich wohl bewußt. So schreibt er bald nach seiner Rückkehr in die Universitätsstadt am unteren Neckar (12. Januar 1832): „Kurz, ich thu alles, um mich zu einem erträglichen Menschen zu machen. Nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühl erkenn' ich es, wie Ihr Eure ganze Duldsamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen: wie es im Umgange mit Euch mein demütigendes Los war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demütigung: ich habe die Größe Eurer Freundschaft erfahren, ich bin Euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können." —

In dem früher bereits teilweise abgedruckten Briefe Sophie Schwabs an Lucie Meier (vom 15. Januar 1832) lesen wir folgende Äußerungen, die zur Charakteristik Lenaus beitragen: „Er ist sehr gutmütig und giebt gerne, wo man ihn darauf aufmerksam macht, aber von selbst daran denken, das fällt ihm nicht ein. So

sehr er theoretisch ganz und gar nichts auf den Adel hält, so merkt man in solchen Sachen doch den Edelmann an ihm, der immer im Überfluß gelebt hat, vielleicht auch das Junggesellenleben, das er mehrere Jahre geführt hat. Du machst Dir, wie es scheint, ein sehr richtiges Bild von ihm; nur muß ich Dir leider sagen, daß er diesen Trost, den ihm ein vertrauensvolles Gebet geben könnte, nicht in seinem vollen Segen genießen wird; er quält sich mit den ärgsten Zweifeln, sucht sich in der Philosophie zu trösten und findet den wahren Trost nicht. Ich sagte ihm oft, ich lerne mein Christentum und meinen einfältigen Glauben noch viel höher schätzen, seit ich ihn kenne — er sagte mir dann oft, er stelle sich gegen mich ungläubiger, um sich an meiner Festigkeit zu stärken. — Es hängt dies alles auch mit der höheren Sittlichkeit so genau zusammen. Diese Sittlichkeit, wie sie mein lieber Mann und alle seine näheren Freunde für das erste Erfordernis halten, schien auf ihn großen Eindruck zu machen; er sagte oft: ich bin unter euch besser geworden. Er hat nun die besten Vorsätze, und um sein selbst willen wünsche ich ihm von ganzer Seele den Beistand von oben, der ihm allein zum Sieg über sich selbst verhelfen kann. Davon wird es natürlich auch abhängen, ob seine Liebe zu Lotte zu einem Ziele führen wird. Du mußt ihn, da ich Dir alles so aufrichtig geschrieben habe, nun nicht weniger lieb haben. Er ist nach Geist und Herz ein vortrefflicher Mensch, er selbst hat es anerkannt, daß die Willenskraft sein schwächstes Vermögen sei. Er hat oft gewünscht, wenn ich nur seine Schwester wäre, und auch ich habe mit seinem inneren Wesen so viel Übereinstimmung mit dem meinigen gefunden, daß ich wirklich eine schwesterliche Zuneigung zu ihm habe; es war oft sonderbar; in der Musik z. B. hatten wir immer die gleichen Lieblingstöne. Aber ganz komisch ist es, daß z. B. bei Kielmeyers alle behaupteten, er sehe mir ähnlich, und mir einmal eine Freundin, die bei uns über Mittag war, ganz verwundert sagte, sie habe gar nicht gewußt, daß ich noch einen jüngeren Bruder habe. Niembsch war dann nachher noch einige Zeit recht heiter und vergnügt hier; wir sind ganz in Frieden geschieden." — —

Trotzdem konnte Lenau nicht zu einer inneren Harmonie und

klaren Lebensanschauung kommen, und gerade in dieser Zeit hatte seine Seele erregten Wellenschlag. Daß der Sturm in seinem Innern nicht zu einem gefahrvollen Orkan anwuchs, ist nicht zum wenigsten Sophiens mild eingreifendem, besänftigendem Freundschaftsgefühl zuzuschreiben. Er giebt der Freundin folgendes Bekenntnis in einem Briefe aus Heidelberg, den 24. Januar 1832: „Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unserer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon tot sein, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Mute, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. Als wir den letzten Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mir's so herzlich zu auf meine Wiederherstellung, und Sie stießen an, und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich segnend aus Ihrem schönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!"

Endlich werde hier noch ein Brief Lenaus an Sophie abgedruckt, ein Brief, der seine ganze Seele ausströmt. In diesem hochinteressanten Geständnis vom 16. Februar 1832, das man in den Lenau-Biographien vergebens sucht, heißt es:

„Teure Freundin!

Ihr lieber Brief wurde mir spät nach Weinsberg nachgeschickt, darum war ich, als ich ihn las, bereits der zuversichtlichen Hoffnung, Ihre fatale Krankheit werde vorüber sein, und ich suchte mir das um so gewisser zu machen, um mich recht freuen zu können an dem schönen Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie mir auf dem Krankenlager geschrieben haben. Dieser Brief ist mir der Liebling unter allen Ihren Briefen. Gestern erfuhr ich von Mayer, daß Sie genesen sind. Nun wird auch mein lieber Schwab wieder frei atmen können. Schonen Sie sich doch um Gottes willen besser, als Sie bisher gethan! Sie verdienen allerdings eine etwas herbe Zurechtweisung. Ich schone nur die Rekonvaleszentin, sonst würde ich mit allen medizinischen und moralischen Gründen, die mir nur immer zu Gebote wären, gegen Sie in allem Ernste losziehen. Nun ist aber wieder alles gut.

Ich freue mich herzlich an Ihrer Genesung, wie Sie, liebe, gute Freundin, sich an meiner Besserung freuen. Völlig genesen kann ich mich nicht nennen, aber heiter bin ich. Ob es auch meine Gedichte werden, weiß ich nicht, glaube aber kaum. Ein heimlicher Umgang mit der Melancholie in den einsamen Wäldern wird mir doch erlaubt sein? Allerdings hat Schwab recht, wenn er mich einer gewissen Eintönigkeit beschuldigt. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß es anders werde; ich glaube vielmehr, je näher man sich an die Natur anschließt, je mehr man sich in Betrachtung ihrer Züge vertieft, desto mehr wird man ergriffen von dem Geiste der Sehnsucht des schwermütigen Hinsterbens, der durch die ganze Natur (auf Erden) weht. Ja, teure Freundin, unsere Mutter Erde ist im Sterben begriffen. Sie werden wissen, daß sich die Todeskälte von den beiden Polen immer weiter nach den noch warmen Gegenden der Erde verbreitet, wie der sterbende Mensch zuerst an den Extremitäten erkaltet. Die süße Nachtigall ist zusamt den Rosenlauben aus Island verschwunden. So muß die Nachtigall immer weiter wandern, und was aus ihrem Liede so schmerzlich tönt, ist die Klage um das gestorbene Vaterland und die prophetische Kunde vom Tode, der uns immer näher kommt. Ich möchte das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosenstrauche hören. O Schicksal der Freiheit, wie gleichst du dem Lose der Nachtigall! — Als ich gestern Abend im Mondenschein spazieren ging, begegnete mir ein schlechter Leiterwagen, vielmehr ein Mistkarren, von drei Pferden gezogen. Darin saßen acht Männer zusammengekauert, frierend und schmerzlich in ihre Mäntel gehüllt. Der Wagen fuhr langsam und knarrend über das Pflaster der Stadt, und der Mond beschien die Schmach der Erde. Es waren Polen. O Freundin, der Tod ist doch besser als das Leben. Auf Mistkarren wird die Freiheit fortgeschafft. O sterbt nur ab, ihr Wälder von Norden herunter, greif' nur herunter, immer tiefer, du Eis der Gletscher! Doch ich unterhalte Sie da mit gar traurigen Dingen."

Diesem Schreiben sind die folgenden schönen Worte an Gustav Schwab angehängt, die uns das Freundschaftsgefühl Lenaus für den Sangesgenossen in seiner ganzen weihevollen Dankbarkeit zeigen und deshalb dem Leser nicht vorenthalten werden sollen: „Du hast

mir die poetische Konfirmation gegeben, und ich werde Deine segnende Hand in jedem spätern Gedichte spüren. Dieses Verhältnis zu Dir, mein geliebter Freund, kann nichts auf Erden stören und sollten wir dereinst, was die Götter verhüten mögen, wegen irgend einer ungeheuren Irrung zerfallen — auf der seligen Insel der Poesie würden wir uns doch begegnen und umarmen; wie die Krieger Ossians oft am Vorabend der Todesschlacht, ihre Feindschaft vergessend, zusammensaßen und tranken beim Gesang ihrer Barden. Doch wir wollen im Leben wie im Gedichte treu zusammenstehen, das Leben ist ja so kurz und der Tod wird unsere Gebeine weit auseinanderstreuen, und unsere Seelen sich schwerlich wiederfinden.

Lebe wohl, mein lieber Freund und pflege mir Deine Liebe in Deinem Herzen.

Dein lieber Ludwig gedeiht so erfreulich für uns alle. Wenn ich ihn nur manchmal auf eine Stunde da hätte. Gott segne ihn und Euch alle!

Dein Niembsch."

Trotz dieses unauslöschlichen Dankgefühls, das Lenau für Schwab und seine Familie beseelte und von dessen Aufrichtigkeit Gustav und Sophie Schwab überzeugt waren, konnte Lenau eben wegen seiner widerspruchsvollen, aus zu verschiedenen Grundsätzen bestehenden Natur nicht verhindern, daß ein gewisser Mißton in diese schöne Freundschaftsharmonie kam. Der Grund dafür lag in seinem Verhalten zu Lotte Gmelin. Der qualvolle Verlauf und traurige Ausgang dieser von so stolzen Hoffnungen geborenen Liebe Lenaus zu dem sanften Schwabenmädchen ist bereits geschildert. Lenaus Seele war eben zu weich, um dem Anprall der auf ihn einstürmenden Schicksalsmächte zu widerstehen. Der Mangel an Charakterfestigkeit und entschlossenem Handeln, wie er sich bei Lenau in der hier wichtigen Zeit seines Verkehrs mit Lotte Gmelin zeigt, machte auf Schwab und seine Familie einen schmerzvollen Eindruck, wozu noch der auffallende Stimmungswechsel kam, dem seine Natur unterworfen war, die „wilde Husarenlaune", wie Gustav Schwab sie nannte. Ein an sich unbedeutendes Ereignis oder Vorkommnis ließ seine Stimmung nicht selten in das völlige Gegenteil umschlagen, wodurch der Verkehr mit ihm erschwert wurde. —

Aus diesen Herzensirren und Schicksalswirren hoffte der Dichter sich durch seine langgeplante Amerikareise zu retten. Sophie Schwab schreibt (27. März 1832) darüber an Lucie Meier, die unserem Poeten nicht mehr fremd geblieben: „Wir glaubten, Niembsch sei von seinen Amerikagedanken abgekommen, weil er an Weihnachten nichts mehr davon gesprochen hat; nun hörten wir auf einmal, er habe sich mit einer Aktiengesellschaft zum Auswandern verbunden. Er kam nun hierher, und zum Glück hat er sich davon wieder abbringen lassen; denn er hat sich durch uns und andere selbst überzeugt, daß es gar nicht passend für ihn wäre, daß die Gesellschaft meistens aus Menschen besteht, denen gar nicht zu trauen ist, und die ihn sicherlich um sein Geld gebracht hätten. Da wir überhaupt überzeugt sind, daß Amerika nicht für ihn paßt, so glauben wir ihm raten zu müssen, sich so frei als möglich zu erhalten, damit er ohne allzu großen Verlust wieder umkehren kann. Er hat den Edelmut, einen jungen, verlassenen Polen*) mitzunehmen, der ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mensch sein soll, ein Arzt und ein wahrer Virtuose auf der Flöte, was mich für Niembsch sehr freut; denn ich könnte nicht begreifen, wie er ohne Musik leben könnte. Diesen Polen steuert er wie sich selbst aus, aber er ist nicht mehr so reich wie früher, (er hat seinen Prozeß verloren). Da, fürchte ich, wird ihm diese Versuchsreise teuer zu stehen kommen. Er gedenkt, sich in Florida Land anzukaufen und verspricht sich goldene Berge davon. — —

Er wünscht in New-York zu landen, dort habe er bei der österreichischen Gesandtschaft einen Freund, Baron Lederer, den er zu Rat ziehen will."

Kurz vor Antritt seiner Reise schrieb er in seinem Abschiedsbriefe an Sophie Schwab, nachdem er ihr mitgeteilt, daß die Aktiengesellschaft infolge der betrügerischen Handgriffe des Kommissionärs Mohl sich aufgelöst, wobei er (Lenau) 300 Gulden eingebüßt, folgendes: „Es ist ein sehr trauriger Gedanke, der mich da befällt.

*) Der in diesem Schreiben erwähnte Pole war Johann Matuschinski, ein Flüchtling aus Warschau, der eine Zeitlang bei Kerner zu Gast war. Weil Lenaus Mittel nicht ausreichten, unterblieb die Reise des Polen, der darauf in Tübingen Medizin studierte.

Die Erde scheint mir vielmehr zum Unglück organisiert zu sein, als zum Glücke. Ein einziger Taugenichts kann unendliches Elend verbreiten, und der Jammer hat ein gar leichtes Spiel auf Erden, während tausend Redliche mit all ihren Bemühungen zu Schanden werden. Verzeihen Sie, teure Freundin, daß meine letzten Worte an Sie so bitterer Natur sind. Ich bitte Sie, von meinem Briefe nicht viel Gebrauch zu machen, es würde Ihre Landsleute nur beunruhigen über eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist. Leben Sie wohl, teure, unvergeßliche Freundin, ich will in treuer Seele bewahren alles Liebe und Gute, das Sie mir so reichlich gewährt haben. Leben Sie wohl mit Ihren lieben Kindern, die ich alle herzlich grüße. Auch an L(otte) einen stillen Herzensgruß.

Ewig Ihr Niembsch."

Gleichzeitig schrieb er an Gustav Schwab die Abschiedsworte: „Ich will auf meiner Reise fleißig sein und meine Augen allerwärts herumschweifen lassen, um keinen Wink zu verlieren, den mir meine Herzensfreundin, die Natur, zur Poesie giebt, und um keine Tracht Prügel von Dir zu bekommen, wenn ich nicht mit einer Tracht leidlicher Gedanken zurückkehre. — Meine besten Grüße an Uhland und Pfizer, Märklin und alle, die mir näher standen. — Lebe wohl und suche mich in Deinem Herzen in integrum zu restituieren, und aller Verdruß, den ich Dir gemacht habe, er sei vergessen ganz und gar; doch dafür wird Dein gutes Herz von selbst sorgen. Lebe wohl!

Dein Niembsch."

Die Reise nach Amerika und der Aufenthalt im fernen Westen entsprachen Lenaus hohen Erwartungen durchaus nicht. Die Amerikaner nannte er „himmelanstinkende Krämerseelen", die Nachtigall habe recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehre; der Natur werde es nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müsse. Es sei etwas recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern; das Geld stinke aus ihnen heraus. In dem großen Nebellande Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblute sich unbemerkt. —

Diese Freudlosigkeit Lenaus in Amerika wird nach seinem von Liebe und Freundschaft durchsonnten Aufenthalt in Schwaben nur

zu erklärlich. Seine fein organisierte Seele mußte von der dürren Verstandesmäßigkeit und dem poesielosen Dollargeklimper des nordamerikanischen Yankeetums nach der voraufgegangenen gemütvollen Zeit in Stuttgart um so tiefer verletzt werden. Mit seinen Freunden in Schwaben blieb Niembsch im Verkehr, namentlich erhielt die Familie Reinbeck ausführliche Berichte. Sophie Schwab schrieb am 4. Dezember 1832, als Lenau noch in dem Lande des Dollars weilte, ihrer Bremer Freundin: „Was Du über Niembsch schreibst, will ich Dir nicht ganz widersprechen; daß er nicht an uns, sondern an Reinbeck geschrieben hat, war aber natürlich; je mehr er an uns einige Erkältung bemerkte, je mehr kam man ihm dort entgegen, besonders mein Brief nach Amsterdam an ihn mag ihm wegen seiner Kälte weh gethan haben. Dabei bleibe ich, daß ich noch nie einen Menschen kennen gelernt habe, der von der Natur so herrlich ausgestattet ist, aber die schlechte Welt, die große Stadt, hat viel an ihm verdorben; unter besseren Menschen gewinnt leicht sein Besseres die Oberhand, wir bildeten uns ein, für beständig; aber darin hatten wir uns geirrt, ich habe mich von neuem überzeugt, wie der Mensch ohne wahre Religion ein schwankendes Rohr ist, das der Wind hin und her bläst. Die Geschichte mit Niembsch war für uns beide eine der schmerzlichsten Erfahrungen, ohnerachtet wir ihn auch jetzt noch lieben.

Und das müßtest Du auch; das bin ich überzeugt, wenn Du ihn kennen würdest. — Lieb wirst Du ihn auch gewiß durch seine Gedichte gewinnen; Du fühlst gewiß, daß es keine Heuchelei bei ihm ist, wenn er die schönsten Gefühle ausdrückt; nur leider wissen wir, daß es vorübergehend ist. Von ihm sind noch keine Nachrichten gekommen; Kerner schrieb uns neulich, daß er gehört habe, die Gesellschaft sei 75 Tage unterwegs gewesen und habe mit Hunger und Kummer und Stürmen zu kämpfen gehabt, in Baltimore hätten sie die Cholera getroffen." —

Lenau weilte nicht lange in Amerika. Im Frühling 1833 bestieg er in New-York das Schiff, das ihn nach Europa zurückbrachte. Auf demselben Schiffe, das Lenau heimwärts trug, kam auch der aus Bremen stammende Kaufmann Heinrich v. Post mit seinem zweijährigen Kinde Henriette nach Europa. Henriette v. Post

verheiratete sich 1852 mit Christoph Theodor Schwab, dem zweitältesten Sohne Gustav Schwabs. So hatte unser Dichter willkommene Reisegesellschaft. Das Gedicht „Seemorgen" bezieht sich auf diese Reise mit Henriette Schwab, geb. v. Post:

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch, wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort, unaufzuhalten.
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Ende Juni 1833 betrat er bei Bremen wieder den deutschen Boden. Er ging zunächst zu den schwäbischen Freunden und trat

bei Justinus Kerner in das Zimmer mit den Worten: „Alter, da bin ich halt wieder; aber das sind keine vereinten, das sind verschweinte Staaten.“

Kurze Zeit, bevor Lenau aus Amerika zurückkehrte, schrieb Sophie Schwab an Lucie Meier (29. April 1833):

„Von Niembsch haben Reinbecks kürzlich einen Brief aus Lißbonn hinter Pittsburg erhalten, worin er seine bevorstehende Abreise von Amerika meldete; es ist ein wunderschöner Brief und ganz außerordentlich schöne Gedichte dabei, — er meint sehr umgeändert zu kommen, uns aber scheint er ganz der alte zu sein. Alles, was wir ihm in Amerika prophezeit hatten, scheint eingetroffen zu sein; er schreibt, jetzt wisse er erst, warum der Täufer Johannes habe in die Wüste gehen müssen, so betrachtet er die Reise nach Amerika für sich. Über seine Gedichte, sagt er, habe er hier in Amerika gar kein Urteil darüber, ob etwas daran sei oder nicht; denn man werde von der Prosa so mit Gewalt angesteckt, daß man auch alles Urteil darüber verliere. Bis Mitte Mai glaubt er hier zu sein; er wird sich aber nicht lange aufhalten können, da sein Paß nur bis Mitte April geht und seine Verwandten in Wien ihn mit Ungeduld erwarten. So sehr es uns freut, daß er glücklich wieder zurückkommt, so wirst Du Dir doch wohl denken können, daß unsere Freude nicht ganz ohne Beklemmung ist; es scheint nämlich, daß die Neigung zu Lotte Gmelin sich bei ihm erhalten hat; wir können ihm aber nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständiger machen. Sein unstetes Leben scheint uns, trotz seiner herrlichen Eigenschaften, doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie Lotte es ist, glücklich zu machen. Ich rate meiner Schwägerin, daß sie Lotte mit Marie nach Ulm gehen läßt, damit Lotte gar nichts von seiner Anwesenheit erfährt. Am meisten Sorge macht mir mein lieber Mann dabei, den seine Unbeständigkeit so sehr entrüstet hat, daß es ihm von der Zeit an peinlich war, mit ihm zu sein, obgleich er seinen ausgezeichneten Geistesgaben immer noch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, — aber wie es in einem schönen Gedicht von Uhland heißt: Die Lieb ist hin, die Lieb ist hin und kehret nimmer wieder.“

Als Schwab diese Zeilen seiner Frau las, konnte er doch nicht umhin, eigenhändig die schönen, mild versöhnenden Worte beizufügen: „Wenn ich mein innerstes Herz frage, so redet da doch noch sehr vieles für ihn! Als Dichter vollends beuge ich mich tief vor ihm.“

Und als Lenau nun wieder bei seinen schwäbischen Freunden weilte, da erwachte auch wieder die Vergangenheit, die durch seine Liebe zu Lotte Gmelin selige Vergangenheit. Noch in Amerika hatte er seinem Schwager bekannt: „Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch obenan, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dies je geltend zu machen.“ Er hatte jedenfalls geglaubt, Lotte wiederzusehen. Und als er sie in Stuttgart nicht fand, war er enttäuscht. Sein zurückhaltendes Benehmen gegen Sophie Schwab legte die Vermutung nahe, daß er sie für die Ursache der Abwesenheit Lottens hielt. Als er dann nach einem längeren Aufenthalt in Schwaben nach Österreich in die Arme seiner Lieben eilte, schied er ohne Groll. Bald kehrte in seinem Verhältnis zu Gustav Schwab Ruhe und Frieden zurück, und die Verehrung, welche die Familie Schwab stets in unverminderter Herzlichkeit für den Dichter Lenau besaß, steigerte sich noch. Als Lenau — es war zu Beginn des Märzmonats 1834 — von seiner ersten Bekanntschaft mit Schwab in seiner herzlichen, schmerzlichen Weise sprach, wurden die Freunde wehmütig gestimmt: hatte sein Herz und sein Geist doch so viel gehofft und so wenig erreicht!

Bis zu seinem geistigen Untergange hat Niembsch den Mitgliedern der Schwabschen Familie, namentlich Gustav und Sophien Schwab, Anhänglichkeit und Liebe bewiesen. Als Schwab Pfarrer in Gomaringen war, wohin er sich, um mehr Muße zu haben, hatte versetzen lassen, besuchte Lenau ihn wiederholt. Und brach auch zuweilen seine „wilde Husarenlaune“ hervor, wurde er ungestüm, schroff und verschlossen in seinem Benehmen — der Kern der Freundschaft konnte selbst in den Zeiten düstersten Unmuts nicht zerstört werden, und herzliche Zuneigung blieb der Lebensgrund dieses Bundes. In dem an Sophie Löwenthal gerichteten Briefe Lenaus vom 24. Mai 1843 (also ein Jahr vor der Geistes-katastrophe) finden sich die lieben Worte: „Heute hab' ich bei

Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzele mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in echtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe; denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein litterarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Das Pfarramt (Schwab war wieder in Stuttgart) ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhen eröffnete, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: ‚Gelt, Alter: Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht,‘ worauf er allerdings mit Würde erwiderte: ‚Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir giebt, so wäre ich nicht da.‘ Das war gut, aber mein Sarkasmus ebenfalls.“

Als in den stürmischen Oktobertagen des „vierschrötigen“ Jahres 1844 Lenau in Wahnsinn verfiel, waren Schwab und seine Frau in tiefster Seele erschüttert. Mit bangendem Herzen, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, sahen sie die allmähliche Zerstörung dieses edlen Geistes, und mehr als einmal mag der treuen Freundin Sophie das grausam bittere Wahrwort des großen Briten durch den Sinn gezogen sein: O what a noble mind is here o'erthrown! Die innigsten Wünsche für den Kranken begleiteten Lenau auf seinem Schmerzenswege nach Winnenthal, wohin er am 22. Oktober 1844 überführt wurde. Ihr Gebet um Genesung fand keine Erhörung. Bei ihren Besuchen in der Anstalt nahmen sie nur trostlosen Zweifel mit. Emma Niendorf berichtet über einen Besuch Schwabs in Winnenthal in ihrem genannten Buche. Im März 1847 pilgerten sie zum letztenmal dorthin, wo der geliebte Freund sein trauriges Scheinleben führte. Sie konnten aber nicht vorgelassen werden. Das bleiche Dulderhaupt, umwoben von der „sinnenden Melancholie“, im Garten vom Fenster aus zu sehen, das war der karge Erfolg, den ihre teilnehmende Seele davontrug. Am 16. Mai 1847 „holte der Frühling“, den Lenau so innig geliebt und besungen, ihn nach Österreich, nach des Dichters letzter Leidensstation. Er wurde nach Oberdöbling bei Wien in die Privatirrenanstalt seines Freundes

Dr. Görgen gebracht. Hier besuchte ihn Christoph Schwab (1821 bis 1883), der älteste Sohn Gustavs, und schrieb darüber an die Lieben in Stuttgart:

„Am Morgen des 27. Mai (1847) machte ich ihm einen Besuch. Man sagte mir, daß er einen sehr schlechten Tag hätte und nicht zum Spazierengehen zu bringen gewesen sei, indes ließ ich mich doch durch den Unterarzt (Dr. Görgen lag krank im Bett) zu ihm führen. Er hat zwei prächtige Zimmer mit schöner Gartenaussicht; im vordern hält sich der Wärter auf, und dort steht auch das Bett, das man aber gewöhnlich wegschafft, damit er sich des Tags nicht hineinlege. Als ich eintrat, saß er teilnahmlos in unordentlich angezogenen Kleidern auf dem Sofa; auf mein Anreden gab er keine Antwort, murmelte höchstens undeutlich vor sich hin. Nachdem er einige rohe Ausdrücke hatte hören lassen, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf mich, er wurde freundlicher, sah mich an und sagte endlich: „Sie sind ein Sohn Schwabs.“ — Dieses Erkennen freute mich, ich entgegnete ihm, es seien freilich schon drei Jahre, daß ich mich von ihm verabschiedet, um nach Triest zu gehen, und erinnerte ihn, wie er mich damals um die guten Zigarren beneidet habe, die ich dort rauchen werde. — „Ja freilich, freilich!“ rief er, sah mich sehr freundlich an und lachte herzlich. Ich sagte ihm, daß ich vielleicht nach Griechenland gehen werde; er erwiderte: „Sie brauchen nicht nach Afrika zu gehen.“ — Nach einiger Zeit stand er auf, ging ins vordere Zimmer, wo noch das Bett stand und wollte sich niederlegen. Der Wärter litt es aber nicht, und Niembsch ging übellaunig wieder zurück, brach in die heftigsten Schmähworte aus, schimpfte über das vergiftete Zeug, schaute mich an und sagte: „Sie sind ein Teufelskerl!“ — dann phantasierte er vom „französischen Kaiser“, daß er durch physische Stärke bezwungen worden sei, verworrene, nicht hieher zu verstehende Betrachtungen, die wahrscheinlich durch den Tod des Erzherzogs Karl hervorgerufen worden waren. Endlich erhob ich mich und sagte ihm, daß es mich gefreut, ihn zu sehen, und daß ich nun gehen werde. „Das ist auch Ihre Schuldigkeit,“ rief er mir zu, „fort, gehen Sie fort!“ So ging ich. Öfters hatte er auch vor sich hingesagt: „Es ist gar nichts.“ — Ein paarmal fuhr er krampfhaft

mit der Hand über den Tisch, und einmal stieß er denselben auch mit dem Fuß weg, weiter aber ging der Paroxismus nicht. Es fiel mir auf, daß seine Augen eine grauliche Farbe, wie bei Hölderlin, angenommen hatten; seine Gestalt, die andere nicht gedrückter aussehend finden wollen, als sie früher war, schien mir sehr gebrochen, die Gesichtszüge mehr nur durch den Bart und die langen Haare verändert. Alle Selbstthätigkeit ist erloschen, er mag weder lesen noch schreiben, noch musizieren. Darin unterscheidet er sich von Hölderlin, bei dem auch in der letzten Zeit andernseits die Paroxismen viel heftiger waren. Ich für meine Person habe keinen Funken von Hoffnung für den armen Niembsch; Ihr mögt selbst urteilen, wie herb mir dieses Resultat und überhaupt der ganze traurige Besuch gewesen ist. Gott gebe ihm bald Ruhe von seinem Leiden!" . . . . . .

Der Tod war mitleidiger als das Leben: am 22. August 1850 wurde Lenau von seinem jammervollen Leiden erlöst. Wenige Wochen nach seinem Heimgang starb auch sein treuer Gustav Schwab (am 4. November 1850). Sophie überlebte ihren Mann um fast fünfzehn Jahre; sie verschied am 20. August 1865.

Das Andenken an den Freundschaftsbund zwischen diesen edlen Menschen lebt als ein heiliges Vermächtnis bei den Nachkommen Schwabs fort, und nicht nur bei diesen.

Emilie Reinbeck.

„Alles, was ich je Liebevolles für Sie thun kann, ist nur Pflicht. Sie sind so ganz meine warme, edle Freundin, daß ich im Vergleiche mit Ihrem Verdienste nie einen Überschuß an Freundlichkeit für Sie aufbringen kann. — Es giebt einen Pietismus der Freundschaft, dem ich, Ihnen gegenüber, nun einmal heimgefallen bin."
Lenau an Emilie Reinbeck.

Während unsere Darstellung bisher vorwiegend eine Einzelschilderung war, muß sie in diesem Abschnitt, um der Natur ihres Gegenstandes gerecht zu werden, sich zu einem umfassenden Bilde erweitern. Die Einzelbewegung wird eine Massenbewegung. Aber wenn die Fülle des durch Emilie Reinbeck bezeichneten, reich quellenden Stoffes aus Lenaus Leben auch ein Gruppenbild zu ihrer Bewältigung verlangt, so wird aus dieser stellenweise mosaikartig sich zusammenfügenden Detailmalerei voll intimer Interieurs, aus diesem vielverzweigten und oft ineinander hinübergreifenden Nach- und Nebeneinander der Thatsachen und Ereignisse aus dem inneren Entwicklungsgange Lenaus Emilie Reinbeck die emporragende Höhe sein.

Emilie war am 20. Januar 1794 in Stuttgart geboren. Sie war die älteste Tochter des Königl. württembergischen Wirklichen Geheimrats August v. Hartmann. An der hohen Karlsschule hatte dieser einst als Professor der Kameralwissenschaft gewirkt. Als mit des Herzogs Tode die Anstalt aufgehoben ward, trat Hartmann als Volkswirt und Finanzmann in den Staatsdienst und wirkte namentlich als vertrauter Ratgeber der in Württemberg unvergessenen Königin Katharina bei der Stiftung und Fortführung gemeinnütziger und milder Institute mit. Bis in das Jahr 1847 war er als Präsident der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins

im Amte. Aus den Familienpapieren ist des weiteren zu ersehen, „daß er von dem Fürsten Joseph zu Fürstenberg an Kaisers statt kraft einer vom Kaiser Ferdinand III. hergeleiteten Begünstigung die selbst bei Kammern der alten Reichseinrichtungen fast verschollene Würde eines kaiserlichen Hof- oder Pfalzgrafen (comes palatians) verliehen bekam, wodurch ihm u. a. die Berechtigung zugesprochen ward, Dichter zu krönen, — poetas laureatus zu kreiren," wie das sechs Blätter umfassende Diplom in dem bekannten zopfigen Stil sagt. Hartmann ist wohl nie zur Ausübung dieses würdevollen Ehrenrechtes gekommen, aber desto mehr ist er von den Dichtern geschätzt und geliebt worden.

Die gastfreundliche Gesinnung, die der Vater Emiliens in seinem Elternhause[1]) kennen gelernt, impfte sich gleichsam in seine Seele ein und hat ihn denn auch in sein selbstgegründetes Heim begleitet. Er führte im Jahre 1792 die am 9. Juni 1766 zu Venedig geborene Anna Marietta, die geistvolle Tochter des Hofrats Dannenberger, des späteren Professors der Handelswissenschaft an der hohen Karlsschule, heim. Sein Haus war der Mittelpunkt bedeutender Männer, die nach der württembergischen Hauptstadt kamen, und gerade der Vermittelung Hartmanns verdankt Lenau, nachdem ihm Gustav Schwab die Pforten dieses Hauses erschlossen, wertvolle Bekanntschaften, von denen er manche in seinen Briefen an die Stuttgarter Freunde erwähnt. In bunter Reihenfolge seien hier von jenen, die durch Erinnerungen mit Hartmanns Haus verbunden waren, folgende Männer und Frauen genannt: König Wilhelm von Württemberg, Königin Katharina, die beiden Prinzessinnen Maria (vermählte Frau Gräfin von Neipperg) und Sophie (die spätere Königin der Niederlande), Schwab, Kerner, Lenau, Rückert, Matthisson, Jean Paul[2]), Tieck, Johanna Schopenhauer, Jung-Stilling, Luise v. Herder, der Philosoph Schelling, der Staatsmann Wangenheim, Therese Huber, der Kupferstecher Dittenhofer, die Dänen Kruse, Öhlenschläger und Baggesen, Heinrich Voß, Grüneisen, Wilh. Hauff, Emma Niendorf (Frau v. Suckow), Gervinus, Gustav Pfizer, Hermann Kurz, Kreutzer[3]) ꝛc.

---

[1]) Siehe Anhang Nr. 1; [2]) s. Anhang Nr. 2; [3]) s. Anhang Nr. 3.

Hartmann mit seiner hohen, kraftvollen Gestalt, seiner breiten gedankenschweren Stirn und seinen lebhaften, von buschigen Brauen überschatteten Augen bekundete auch schon in seiner äußeren Erscheinung einen jener hervorragenden Geister, von denen Goethe sagt: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten."

Der Ehe Hartmanns entstammten fünf Töchter und zwei Söhne. Diese und eine Tochter verschieden vor der Mutter, die am 22. Mai 1832 starb. Der erste Brief, den Lenau an Emilie schrieb, knüpfte an den Tod Mariettens an. Lenau, der selbst noch um den Verlust seiner heißgeliebten Mutter weinte, schrieb Emilien:

„Heilbronn, den 24. Mai 1832.

Teure Freundin!

Könnte ich bei Ihnen sein und mit Ihnen weinen! Es ist Pflicht des Freundes, im Unglück zu trösten, sagt man; ich kann es nicht. Für ein liebes, treues Herz, das nun auf einmal stillsteht, giebt es keinen Trost im Himmel und auf Erden. Hin ist hin! Sie haben Ihre Mutter verloren; klagen Sie! Weinen Sie aus tiefster Seele! Hier zu trösten, wäre Verrat an der Toten, eine halbe Entehrung für die Zurückgebliebenen. Die gute Frau hat unsere Thränen redlich verdient. O, das Schicksal ist hart! Gerade jetzt! Ich kann nicht weiter schreiben, mir versagt das Wort. Morgen will ich Ihnen mehr schreiben. Der arme Vater! Wären wir lieber schon alle tot!

Grüßen Sie alle

ewig

Ihr Niembsch."

Die vier Töchter, welche in Lenaus Briefen oft genannt werden, waren: Emilie, Julie, (geb. am 14. August 1795), Luise Mariette (geb. am 9. September 1802), verheiratet an Henry Zöppritz, Fabrikherrn zu Mergelstetten, und Charlotte (geb. am 6. Januar 1808), verheiratet an den Geheimrats-Kanzleidirektor Weisser. Lenau wohnte der Trauung dieser beiden bei, wie schon bei Lotte Gmelin erwähnt ist. — Der Dichter liebte innig den Geheimrat, den „lieben Vater so herrlicher Töchter." Er sah ihn oft

vor seiner Seele stehen, den „alten Herrn mit seinem schönen Ernst und seinen wirtlichen Augenbrauen“ und rechnete diesen „ehrwürdigen Freund, einen wahrhaft milden und weisen Mann“ zu jenen Menschen, die er sich „am besten vergegenwärtigen“ konnte. In seinem Gedichte „An einem Baum“ (1836) hat Lenau ihm ein Denkmal herzgewinnender Ergebenheit gesetzt. In dem stimmungsvollen Reisebild heißt es:

„Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich übers Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar:
Gedanken, fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wies' und Hain.

Oft locket sie von hinnen weit
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.“

Das also war die geistige Atmosphäre, in der Emilie zur Welt kam. Ihre Taufpaten waren Jung-Stilling[4]) und Matthisson, ersterer Geh. Hofrat, letzterer damals Lektor bei der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau, die sich später wegen eines Ohrleidens von dem Geräusch der Welt zurückzog auf eine Besitzung in Stuttgart, die sie von Emiliens Großvater erstand. Jung-Stilling legte dem

[4]) Siehe Anhang Nr. 4.

Kinde als schönes Geschenk schlichte Frömmigkeit in die Wiege, Matthisson den elegischen Dichtersinn. Ihr still in sich gekehrtes Wesen besaß eine große Liebe zur Natur, in deren tief geheimes Leben und Weben sie der Vater, welcher damals Chef des Forstdepartements war, einführte. Thatsächlich ist denn auch der Wald ihr Lieblingsaufenthalt und Grün ihre Lieblingsfarbe zeitlebens geblieben. Dieses ruhige, sinnige Temperament voll Geduld und Opferwilligkeit erklärt auch Emiliens Abneigung gegen geräuschvolle Vergnügungen, deren süßes Gift junge Mädchen gewöhnlich zu berauschen vermag, und andererseits ihren Sinn für traute Häuslichkeit und Familienleben. Gerade hierdurch übte sie später auf den heimat- und heimlosen Lenau eine so innige und sinnige Anziehungskraft aus. Von den Personen, die auf ihre Geistesentwicklung und Herzensbildung unverkennbaren Einfluß ausgeübt haben, sind namentlich Therese Huber und Minister v. Wangenheim zu nennen. Mit den Kindern Therese Hubers, der Gattin des geistreichen Schriftstellers und des Gründers der Allgemeinen Zeitung, schloß Emilie Freundschaft; das gilt besonders von Luise Huber, die sich später mit Emil Herder verheiratete. Emilie weilte zwischen dem 15. und 16. Lebensjahr ungefähr sechs Monate bei Therese Huber in Günzburg und empfing hier von der merkwürdigen Frau, die überall, wohin sie kam, Geist und Leben ausströmte, manche fruchtbare Anregung, manches Korn echter Lebensweisheit und Welterfahrung. Die Einwirkung Wangenheims auf die älteste Tochter Hartmanns zeigte sich nach anderer Richtung. Wangenheim, ein Mann von vornehmer Gesinnung und echter Geistes- und Gemütsbildung, besaß ein warmes Herz für die Jugend. Er rief für seine Kinder und die seiner Freunde eine Anstalt ins Leben, deren innerer Betrieb auf pestalozzischen Grundlagen ruhte. Hier fand Emilie, angeregt durch den Stifter dieser Schule, ein reiches Feld zur Entfaltung ihrer Seelengaben. Sie leitete den Unterricht der jüngsten Schüler, und mancher treue Blick aus strahlendem Kindesauge ward der geduldigen Pädagogin köstlicher Lohn. Damals ahnte sie freilich nicht, daß das Gold ihrer Herzensgeduld dereinst im Feuer der Lenauschen Freundschaft zu einem Grade der Reinheit geläutert werden sollte, den man im Leben nur selten,

eben nur bei Frauen von ihrem Schlage, antrifft. Sicher ist, daß eben nur ein Wesen wie Emilie Reinbeck eine so scharfkantige, jäh und schroff hervorbrechende Natur voll innerer Risse und Spaltungen, wie Lenau sie besaß, nicht nur ertragen, sondern sich ihm auch als Stütze und Stab im edelsten Sinne des Wortes erweisen konnte. Und Lenau selbst ist ja nicht müde geworden, diesen Charakterzug Emiliens zu rühmen und zu lieben, sich immer wieder hinzusehnen nach seinem „liebsten Milerl."

Schon früh zeigte Emilie Hartmann einen ausgesprochenen Sinn für das Kunstschöne. Ihr eröffnete sich mit einem Schlage eine neue Welt, als sie nach der Schweiz kam, um hier eine Zeitlang im Hause eines elterlichen Freundes zuzubringen. Die großartige Alpenwelt, die sich hier ihrem schönheitsdurstigen, naturfreudigen Auge aufrollte, die kühnen Felsformen und sanftgeschwungenen Höhenzüge, die scharf umrissenen Konturen ganzer Gebirgspartien und die idyllisch hingegossenen Almen und Matten, kurz: der ganze wunderbare Zauber wilder Romantik und stiller Lieblichkeit, dazu die echt Geßnersche Idylle im Hause des Freundes auf dem sog. Sihlwiesle, wo Emilie mit ihrer Freundin und einer beigegebenen Magd jungfräulich frei wirtschaften konnten — all dieses bedeutete für das ernste, verständige Mädchen eine Zeit innerer Freuden, prächtiger Charakterentwicklung und reicher Befruchtung ihres künstlerischen Talentes. Hatte sie schon im elterlichen Hause mit Geschick und Geschmack sich im Komponieren stilvoller Blumenstücke und im Köpfezeichnen geübt, so wurde hier, zumal unter der lebendigen Anregung des Historienmalers Vogel, ihr Sinn auf das Darstellen von Landschaften gelenkt. Keck und kühn, voll jugendlicher Unternehmungslust wurde mancher Ausflug ins Gebirge unternommen, um den Geisteshorizont zu erweitern, das künstlerische Interesse mit neuen, aus eigener Anschauung gewonnenen Motiven zu speisen und die Sinne zu prüfen und zu schärfen. Besonders blieb ihr ein Ausflug auf den Rigi-Kulm, um einen Sonnenaufgang in seiner ganzen Erhabenheit und Pracht zu genießen, lebhaft im Gedächtnis, und noch oft erinnerte sie sich später ihrer von Nässe triefenden Kleider und ihres recht primitiven Nachtlagers in der armseligen Sennhütte, die damals im Gegensatz zu der jetzt

appretierten Natur daselbst auf dem Berg stand. Wie hoch Lenau Emiliens Maltalent schätzte, wie ihm ihre Kunst zu einer Quelle poetischer Anregung ward, wie umgekehrt auch Emilie aus der Poesie des Freundes Förderung und Belebung schöpfte, wie diese beiden Menschen in inniger Wechselbeziehung von Geben und Empfangen, also auf dem wahren Boden wirklicher Freundschaft, standen, das im einzelnen nachzuweisen, wird noch unsere Aufgabe sein. In rechter Würdigung ihres Talentes blieb sie der Landschaft treu. Sie hatte das Glück, später (1823) als sie schon verheiratet war, den Landschaftsmaler Professor Gottlob Friedrich Steinkopf (1779—1860), der jahrelang an der Kunstschule in Stuttgart gewirkt, als Lehrer zu bekommen. Sie schreibt in ihrem Rückblick auf das Jahr 1823: „Mit dem Monat Juli fing ich an, die Ölmalerei zu studieren, und da ich viel Freude daran und das besondere Glück habe, den Unterricht des besten Landschaftsmalers neuerer Zeit, des Herrn Steinkopf zu genießen, so läßt sich erwarten, daß ich keine Stümperin bleiben werde, sondern mir vielmehr eine Quelle des reichsten Genusses dadurch eröffnet habe." — Lenau schrieb ihr über Steinkopf (Wien, am 16. Januar 1843): „Schreiben Sie mir doch, was Steinkopf über Ihre Bilder gesprochen, und halten Sie jedes seiner Worte in aufmunternder Kraft in Ihrem Gedächtnis fest, daß Sie mir nicht wieder einmal durch unberufene Urteile vermeintlicher Kunstkenner und Richter an Ihrem schönen Beruf irre gemacht werden." — Und Karl Mayer rühmt an Emliens Kunst die frische Farbenkraft, sowie poetische Gemütlichkeit und hebt des ferneren hervor, daß sie die eigentümliche Süßigkeit Steinkopfs vielleicht mehr als er selbst zu vermeiden wußte. Eine abermalige Reise in die Schweiz (1821), wo sie Sonne und Mond in vollendeter Schönheit hatte auf- und niedergehen sehen, sowie eine Reise nach Berlin und Dresden, wo sie zu ihrem Leidwesen ihren Oheim Ferdinand Hartmann, Direktor der dortigen Malschule nicht angetroffen, weil er gerade in Italien weilte, hatten ihren Naturſinn und ihr künstlerisches Talent gleicherweise gebildet. Wie feinfühlig diese Frau in ihrer tiefsten Seele war, beweist ihre langjährige intensive Abneigung gegen die Ölmalerei wegen der damit verbundenen Unreinlichkeit. Diese Be-

denklichkeit war nur der sichtbare Ausfluß ihrer tief eingewurzelten Scheu vor allem seelischen und körperlichen Unreinen. Nur mit Widerstreben und Selbstüberwindung und erst nach den eindringlichen Vorstellungen der Generalin v. Helwig, der Dichterin der „Schwestern von Lesbos", hatte sie es vermocht, die Wasserfarben mit der Ölmalerei zu vertauschen. Mit dieser Scheu in einem gewissen Zusammenhang mag auch ihre Unlust gestanden haben, als Frau eigenen Studien in der Natur nachzugehen; das betrübte sie zugleich. Steinkopf tröstete sie: sie habe einen so richtigen, ja, geweihten Blick für die Natur, daß sie das nicht anfechten solle, sie könne sich kühn ihrer Phantasie und ihrem Gefühle überlassen. Und in der That hat sie im Komponieren von Phantasiestücken aus der Natur einen solchen Grad von Fertigkeit erreicht, daß Reisende, denen ein Einblick in ihre Mappe vergönnt war, behaupteten, diese Bilder in der Natur gesehen zu haben, ja, zuweilen sogar die Gegend nannten, die auf der Landschaft wiedergegeben sein sollte. Daß sie aber auch nach dem Leben malte, lesen wir in ihrer Neujahrsbetrachtung 1825: „Im Malen bin ich auch wieder vorgerückt und habe trotz der vielen und großen Abhaltungen durch die Gäste und dadurch vermehrten häuslichen Geschäfte sechs Bilder gemalt, wovon das eine der Onkel in Dresden, ein zweites mein guter Vater und das dritte (eine Ansicht des Rotenberges) Fräulein v. Bawr*) erhielt, das andere behielt ich selbst."

In ihrem Lebensabriß, verfaßt von Reinbeck, heißt es: „Sie malte mit der Wahrheit und Frische er Natur und mit dem Gemüte bei einem ausgezeichneten Farbensinn. Im Baumschlage war sie vorzüglich. — In jedem ihrer Bilder spricht sich eine Stimmung aus, die den Beschauer ergreift und ihm die Landschaft individualisiert. Ihr eigener größter Genuß war das Untermalen, wenn das Bild aus der schaffenden Phantasie vor ihre leiblichen Augen trat und sich ihr als ein organisches Ganzes darstellte."

*) Charlotte v. Bawr, († 1841) eine Malerin und Klavierspielerin, die „nach Herz und Geist ausgezeichnete Freundin" Hartmanns. In Lenaus Briefen an Reinbecks wird sie oft erwähnt. Vergl. Lenaus Gedicht: „An Fräulein Charlotte v. Bauer. — Bei Übersendung meiner Gedichte", worin er sie eine „Zauberin im Klangrevier" nennt.

In G. K. Naglers Künstlerlexikon*) lesen wir: „Ihre landschaftlichen Scenen sind friedlich-idyllische Erscheinungen."

Im Juni 1817 verheiratete sie sich mit Reinbeck. Zum besseren Verständnis der nachfolgenden Ausführungen dürfte es zweckmäßig sein, von diesem Manne, eben weil er der Gatte Emiliens war, einige der wichtigsten Daten aus seinem Leben mitzuteilen. Das Milieu der Stuttgarter Verhältnisse, darin Lenaus Leben vielfach Wurzeln schlug, wird dadurch an Klarheit nur gewinnen.

Johann Georg Reinbeck war ein Norddeutscher. Seine Wiege stand in Berlin, wo er am 11. Oktober 1766 als Sohn des Archidiakonus Otto Sigismund Reinbeck zur Welt kam. In verhältnismäßig jungen Jahren ging er als Lehrer und Erzieher nach St. Petersburg, wo er zunächst an der dortigen deutschen Hauptschule in der englischen und deutschen Sprache unterrichtete und hierauf am Kaiserlichen Pageninstitut wirkte. Zur Hauptsache aus Gesundheitsrücksichten verließ er die Stadt an der Newa 1805 und lebte, litterarisch sich bethätigend, einige Zeit in Weimar und in Heidelberg, bis er 1808 Stuttgart betrat, um hier in Gemeinschaft mit dem bekannten Epigrammatiker F. Haug das „Morgenblatt" zu leiten und herauszugeben. Von der württembergischen Residenz aus erwarb er sich mit einer Dissertation über russische Zustände bei der Universität Halle, die unter dem leidigen Scepter des Königs Jerome unseligen Angedenkens stand, den philosophischen Doktorgrad und ward 1811 zum Professor der deutschen Sprache, neueren Litteratur und Ästhetik mit dem Titel eines Hofrats an dem Stuttgarter oberen Gymnasium ernannt. Ein interessantes, von feinem Humor belebtes Bild entrollt Karl Gerok**) von seinem Lehrer.

„Klein, untersetzt, mit einigem Embonpoint, aber rosig von Antlitz und zierlich in Gestalt, Kleidung und Manieren, erschien er am liebsten in braunem Frack mit Goldknöpfen, bunter Weste und Kravatte, eleganten Gamaschen und Schuhen. Gern docierte er stehend in der zweiten Position des Tanzunterrichts, mit leicht-

*) München 1842. XII. Band.

**) Jugenderinnerungen von Karl Gerok. 2. Aufl. Bielefeld 1876. S. 167.

gespreizten Beinen und auswärts gesetzten Fußspitzen. Dabei wurde entweder eine goldene Dose gehandhabt oder ein riesiges buntseidenes Sacktuch entfaltet, das zum Putzen der Brillengläser diente und rund geballt gelegentlich statt eines Riechfläschchens zur Nase geführt ward. Unter uns dummen Jungen ging die Sage, sein Vater habe als Tanzmeister gewirkt. Ganz falsch; vielmehr war er einer angesehenen norddeutschen Familie, wenn ich nicht irre, der eines im vorigen Jahrhundert hochgeachteten Berliner Propstes entsprossen. Auch gehörte sein Haus zu den gebildetsten der Stadt und war eines der wenigen, in welchen nach nordischer Sitte ästhetische Theezirkel stattfanden und außer den schwäbischen Dichtern und Schriftstellern auch auswärtige Notabilitäten verkehrten. So war Nikolaus Lenau das verwöhnte Schoßkind dieses Hauses. Auch unsere ungeschliffene Jugend behandelte der Hofrat mit urbaner Höflichkeit, redete uns statt mit „Sie Flegel!“ mit „Mein Lieber!“ an und pflegte uns beim Abschiedsbesuch vor dem Abgang zur Hochschule einer Umarmung mit Kuß zu würdigen. . . Anziehend und lehrreich fand ich die prosaischen und poetischen Musterstücke in seiner „Vorhalle des deutschen Schriftentums“; denn ein Wackernagelsches Lesebuch und dergleichen gab es damals noch nicht. Keineswegs ohne Geist und Geschmack, besonders in Bezug auf Stil und Ausdruck, war seine Censur unserer deutschen Aufsätze. In Vortrag und Auslegung von klassischen Gedichten war er Meister. So hat er Schillers langatmiges Lehrgedicht „Die Künstler“ uns recht gut exponiert. Mit der dramatischen Deklamation von Goethes Zauberlehrling, die ich ihm abgelernt, habe ich noch auf der Hochschule vielen Beifall gefunden. Unvergeßlich ist mir ein Morgen in den letzten Märztagen 1832, wo er bei Beginn der Lektion mit feuchten Augen und gerührter Stimme uns anredete: ‚Wissen Sie, meine Herren, daß Goethe gestorben ist? Schade‘, setzte er lächelnd hinzu, ‚er hätte müssen hundert Jahre alt werden.‘“

Zur weiteren Charakterisierung dieses „heiter-freundlichen“ und „seelengütigen“ Freundes Lenaus, wie der Dichter ihn selbst nennt, sei nach den Worten eines Zeugen aus der damaligen Zeit erwähnt, daß der in ausgeprägtem Selbstbewußtsein sich tragende, würdevoll höfliche Reinbeck mit der glatten Berliner Zunge und der

runden rötlichen Nase, von der die Schüler einander zuflüsterten, sie sei in Rußland erfroren, nur wenig geeignet war, der reiferen Jugend Süddeutschlands als Lehrer zu dienen, wie sich denn auch nicht leugnen läßt, daß noch manch andere und weit mehr heitere und noch weniger von Ehrerbietung zeugende Geschichten, als Gerok andeutet, über ihn umgingen. Reinbecks Hingabe an seinen Beruf, seine Begeisterungsfähigkeit, die den echten seelischen Rapport zwischen Lehrer und Schüler herstellte, wird jedoch übereinstimmend mit rückhaltlosem Lobe betont.

Auch Reinbecks außeramtliches Wirken zog weite Kreise. Seine schriftstellerische Thätigkeit, die er Novellen, Operntexten, Lustspielen und ernsten Dramen zuwendete, sowie ferner seine theoretisch-ästhetischen Untersuchungen*) sind heutigestags mit Recht vergessen. Ein bleibenderes Verdienst hat er sich um das geistige Leben der schwäbischen Residenz erworben. Er bot den Einfluß seiner Stellung und Person auf, um der in Stuttgarts Bildungsanstalten vernachlässigten deutschen Litteratur ein Heimatrecht neben den klassischen Studien zu erwirken. Sein reger und belebender Geist schuf ferner einen Leseverein, wo Lenau — bevor er der Reinbeckschen Familie näher getreten war — durch Schwabs Vermittelung Zutritt fand. Reinbeck gründete drittens einen Schillerverein, in dessen Vorstand er die Seele war. Die erste bedeutsame That dieser gemeinnützigen Verbindung erkannte Reinbeck in der Errichtung eines dem Genius Schillers würdigen Standbildes in Schwabens Hauptstadt. Die Länder deutscher Zunge wurden zur Mitwirkung aufgefordert, Lenau sammelte in Wien Beiträge.[5]) Reinbeck veröffentlichte 1837 bei Cotta: „Schillers Album. Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart." Das mit einem Stahlstich und Faksimile Schillers geschmückte, 324 Seiten starke Buch, das (auf S. 160) Lenaus Gedicht: „An die Biologen" enthielt, brachte Originalbeiträge der bedeutendsten Persönlichkeiten diesseit und jenseit des Böhmerwaldes zu Gunsten der Statue. Reinbecks unverdrossenen Be-

*) In seinem Lehrbuch der Poetik (Essen, Bädeker) differenzierte er Prosa und Poesie dahin, daß er sagte, Prosa gleich Wahrheit, Sein, Realität; Poesie gleich Schein, Täuschung, Idealität. Vergl. Gerok a. a. O.

[5]) Siehe Anhang Nr. 5.

mühungen gelang es, Thorwaldsen für das Denkmal zu gewinnen. So empfing denn Schwaben am 9. Mai 1839 ein Standbild seines größten Sohnes, ein Monument von klassischem Adel, das in den folgenden Jahrzehnten durch die an anderen Orten errichteten Malsäulen Schillers und die dadurch gebotene Vergleichung an Wert und Beachtung nur gewonnen hat. Reinbecks Anregungen verdankt Stuttgart des weiteren, daß Thorwaldsen bei seinem Weggange aus Rom die zahlreichen Abgüsse seiner Werke, die der Besucher der württembergischen Staatssammlung noch heute bewundert, diesem Museum überließ. Reinbeck ward in Würdigung seiner Verdienste am Tage der Enthüllung des Schillerdenkmals zum Ehrenbürger Stuttgarts ernannt. Mit Recht durfte der Kunstsinnige auf diese seltene Auszeichnung stolz sein und sich ihrer rühmen in alten Tagen. Lenau schrieb ihm über diese Ernennung am 14. September 1839: „Lieber Freund! Bald hoff' ich, Dich zu umarmen und mündlich thun zu können, was ich längst schriftlich hätte thun sollen: Dir glückwünschen zur rühmlichen Vollendung Deines mit so edler, tapferer, rastlos aufopfernder Ausdauer geführten Werkes. Nun steht es da und muß Dir, so oft Du es betrachtest, Freude ins Herz glänzen. Ich grüße Dich, Ehrenbürger von Stuttgart. Dreimal grüße ich Dich, Du gütiger, milder, vergebender Freund!" Über ein persönliches Zusammentreffen Reinbecks mit dem dänischen Meister schreibt Niembsch seiner Freundin: „Reinbecks Zusammentreffen mit dem alten Heros der Plastik mußte rührend und herzerfreuend sein. Das war doch eigentlich erst die Blüte aller Belohnungen, die meinem edlen Freunde für alle Opfer geworden sind, die niemand sieht, wenn man an der Statue Schillers vorübergeht." (Ischl, den 29. Juli 1841).

Nach dem Hinscheiden seiner ersten Frau (1816), einer geb. Freiin von Pallant, die er in Petersburg als Witwe*) geheiratet, reichte er (Juni 1817) Emilie Hartmann die Hand zum Lebensbunde. Reinbeck stand damals im 51. Lebensjahre, Emilie war 23 Jahre alt. Ihre Wahl beweist einmal die grundernste Rich-

*) Sie war keinenfalls, wie Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten" angiebt, eine reiche Russin, sondern stammte, wenn wir richtig informiert sind, aus Danzig.

tung ihres Wesens, zum andern ist sie ein Beweis für die geistige Bedeutung und die Seelenfrische Reinbecks, die er sich denn auch bis in sein hohes Alter bewahrt hat. Dadurch ward der Unterschied an Jahren wenig bemerkbar. Von Interesse ist in dieser Hinsicht ein zufällig erhalten gebliebener Brief Emiliens, verfaßt 2 Jahre nach ihrer Verheiratung mit Reinbeck. Sie teilt einer abwesenden Schwester am 13. Juni 1819 den Bericht über eine Landpartie mit, bei der Reinbecks jugendlicher Geist den Gesellschaftsspielen das meiste Leben verliehen habe; er habe ganz die Rolle eines maître des plaisirs übernommen und zur vollkommenen Zufriedenheit der älteren und jüngeren Teilnehmer ausgeführt; denn alle seien unter seiner milden Direktion von der ungezwungensten Fröhlichkeit beseelt gewesen. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wollte es, daß Reinbecks Ehe mit Emilie 29 Jahre dauerte, genau denselben Zeitraum, den seine Verbindung mit der Freiin von Pallant umfaßte. Mit unbegrenzter Anhänglichkeit liebte Reinbeck seine Gattin, was sie mit treuer Hingabe vergalt; rührend äußerte sie noch kurz vor ihrem Hinscheiden ihr Herzeleid darüber, daß sie den beiden Alten, ihrem Mann und dem noch betagteren Vater, durch ihren Tod Kummer bereiten müsse. Das Glück des Ehebundes ward, wie Reinbeck sagt, von innen heraus nur durch die Nichterfüllung des sehnlichen Wunsches nach Kindern getrübt. Gewiß hätten bei Emilie die Tugenden einer Mutter sich schön entwickelt. Aber dieser Mangel, so sehr er an sich auch zu beklagen war, erwies sich vielleicht nach einer andern Seite hin als ein Vorteil: wir meinen das Verhältnis Emiliens zu Lenau. Dieser Bund muß uns hier in dem jetzigen Zusammenhange der Hauptgesichtspunkt sein, von dem aus wir die Thatsachen zu werten haben. Und da darf behauptet werden, daß Emilie, wenn sie leiblich Mutter geworden wäre, jedenfalls schon aus mehr äußerlichen Gründen dem rastlosen Niembsch nicht mit jenem Grade opferwilliger Hingabe an Zeit, Mühe und Liebe hätte zur Seite stehen können, wie es unter den obwaltenden Umständen in der That der Fall gewesen ist. So ward der Mangel zur Fülle. An dem schönen Freundschaftsbunde, der sich zwischen Lenau und Emilie immer inniger und unauflösbarer festete, hat Reinbeck —

um das hier gleich vorweg zu nehmen — aus freiem, freudigem Herzen mitgewirkt, selbst seine, wohl hier und da etwas hohe Selbstwürdigung trat sofort zurück, wenn man den Dichterruhm Lenaus anzutasten wagte. Da konnte er, der Höfliche, Würdevolle, in Harnisch geraten und wußte mit schönem Feuer die künstlerische Bedeutung des Schilflieder-Poeten zu betonen. Aber auch rein als Mensch zum Menschen empfand er lauter und treu. Was er Lenau in dieser Hinsicht war, beweist des Dichters Briefstelle (Wien, den 16. Oktober 1833): „Teurer Freund, Du gehst mir sehr ab; Dein lieber Umgang hat mich nicht nur geistig erfreut, sondern auch körperlich ermuntert und gestärkt. Ich vermisse in Dir nicht nur einen reichen Quell geistiger Annehmlichkeiten, sondern auch meinen besten Lachgefährten auf Erden. Ich kann mit keinem Menschen so herzlich lachen wie mit Dir." Vorher sagt Lenau in demselben Schreiben: „Meine Gesundheit ist sehr gut. Ich habe von Dir gelernt, gesund zu sein. Du bist, Gott sei Dank, ein Meister in der Gesundheit."

Noch bevor Lenau seine erste Wanderung nach Schwaben antrat, hatte sich Reinbeck in der Friedrichstraße Nummer 14 ein Haus gebaut (1826). Im ersten Stock wohnte der Schwiegervater, im zweiten Reinbeck. Dieses Hartmann-Reinbeckſche Haus ward Lenaus Absteigequartier nach 1832, wenn er nach Stuttgart kam. Er bewohnte in diesem Gebäude, das damals noch an der Peripherie der Stadt lag, ein für ihn bestimmtes Eckzimmer auf der Rückseite. Im Munde der Dienstboten ward es immer das „Dichterzimmer" genannt. Er genoß von seinem Fenster aus einen anmutigen Blick nach der bis zum Hausgarten sich erstreckenden Stadtallee, deren Reste heutigen Tages noch in den alten Kastanienbäumen des Stadtgartens fortleben. Weiterhin schweifte sein Blick auf die feingeschwungenen Höhenzüge, auf ein Panorama, dessen Schönheit Karl Gerok mit den Worten schildert:

„Da liegst du nun im Sonnenglanz,
Schön, wie ich je dich sah,
In deiner Berge grünem Kranz,
Mein Stuttgart, wieder da,
Liegst da, vom Abendgold umflammt,

Im Thale hingeschmiegt,
Gleichwie gefaßt in grünen Samt
Ein güldnes Kleinod liegt."

Vor dem Thore der Stadt, etwa da, wo jetzt Jäger- und Goethestraße sich schneiden, besaßen Reinbecks einen größeren Garten, von wo aus Emilie die von ihr mit kunstverständiger Hand kultivierten Blumen, die sie so sehr liebte, zu beziehen pflegte. In diesem Garten gediehen auch jene Riesenspargel, die Lenau so trefflich mundeten, wie er mehrfach bezeugt, so in seinem Briefe vom 4. Mai 1832, wo es humoristisch heißt: „Heute bin ich wieder bei Reinbeck auf ein großes Spargelfressen. Spargel wie Kirchtürme werden da gefressen. Ich allein verschlinge fünfzig bis sechzig solcher Kirchtürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unserer politisch prosaischen, durchaus unheiligen Zeit, die auch schon das Maul weit aufgesperrt, um alles Heilige und die guten, gläubigen Kirchtürme wie Spargelstangen zu verschlingen."

Unter den ständigen Hausgenossen, die alles daran setzten, um in dem fahrenden Sänger das Gefühl der Familienhaftigkeit aufkommen zu lassen, verdient außer den Hauptpersonen namentlich die oben erwähnte Julie Hartmann Beachtung. „Schilli", wie Justinus Kerner die zweitälteste Tochter des Geheimrats nannte, hat alle Schicksale Lenaus in diesem Hause miterlebt, denn sie blieb unvermählt. Als einst Rückert im Hause ihres Vaters weilte, schien es, als ob in ihm eine tiefer gehende Neigung für Julie aufkeimen wollte. Sein frühzeitiger Fortgang von Stuttgart ließ diese Knospe seines Gemütes nicht zur Entfaltung kommen. Julie[6]) übernahm nach dem Tode ihrer Mutter „mit klugem Sinn das Regiment des Hauses", und ihrer Sorgfalt und verständnisvollen Pflege verdankte Lenau nicht zum wenigsten die Annehmlichkeit seines Aufenthaltes daselbst, wie er diese Thatsache denn auch oft dankbar anerkannte, so auch in dem folgenden, mir handschriftlich mitgeteilten Gedicht, das er der „ungeheuer gebildeten" Julie zu ihrem Geburtstage am 14. August 1834 von Salzburg aus schickte. Am 6. August hatte er nämlich in Gesell-

[6]) Siehe Anhang Nr. 6.

schaft Reinbecks und Emiliens eine Reise in das obderensische Salzkammergut unternommen*). Von hier aus sandte er folgenden Geburtstagsgruß:

„An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage.

Als Du gingst auf eine Reise,
Tratst Du noch in Deinen Garten,
Jeder Blume Deiner Pflege
Noch ein Lebewohl zu sagen.

Als Du warst davon gezogen,
Tränkte sie der frische Quell auch,
Neigten trauernd sich die Blumen,
Und sie waren nicht zu trösten.

Wie Du pflegst des Frühlings Kinder,
Pflegtest du das Kind der Schwester
Und das edle Reis des Herbstes:
Deinen lieben alten Vater.

Sei gesegnet, meine Freundin!
Froher blühn die Blumen, schöner,
Die Du pflegst mit treuen Händen,
Und die Menschen leben lieber.

Salzburg, den 14. August 1834. Niembsch."

Diese einfach und schlicht gebauten Gelegenheitsverse umschließen einen schönen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Sie sind eine sinnige Huldigung des edlen Mädchens, das für Lenaus Geist und

*) Hofrat Reinbeck hat diese Reise geschildert; vergl. „Reiseplaudereien über Ausflüge nach Wien, Salzburg und das Salzkammergut in Oberösterreich" (1834) ꝛc. 2 Bände. Stuttgart 1837. Lenau trennte sich dann von Reinbecks in Golling und fuhr zu seinem Schwager Schurz nach Neuberg in Obersteiermark, wo dieser sich gerade in Kommission befand. Auf der weiteren Heimreise nach Wien passierte Lenau die nicht unbedeutende Landstadt Wiener Neustadt, die wenige Tage vorher von einem furchtbaren Brande in Trümmer gelegt worden war. Diesen schrecklichen Brand schilderte er Reinbeck in einem Briefe, der bislang noch unbekannt geblieben ist.

Körper, wenn er in Stuttgart weilte, sorgte und sann. Ja, froher blühten die Blumen, schöner, die Blumen seiner Seele, Frieden und Ruhe versuchten wieder zaghaft in sein Herz einzuziehen, wenn er aus der von Leidenschaft durchzitterten, heißen Atmosphäre Wiens, wo ihn die Liebe zu der Frau seines Freundes verhängnisvoll gefesselt hielt, in die liebliche schwäbische Idylle floh, wo man den ruhelosen Wandersmann durch herzliche Liebe aufzuheitern suchte, wo man durch ein hingebendes Sichhineinversenken in seine komplizierte Natur ihn zu verstehen sich abmühte und seine oft rücksichtslosen Launen und düsteren Stimmungen in geduldiger Treue ertrug. Sehr treffend schreibt Lenau in einem Briefe an jene Wiener Frau von Stuttgart aus 1838, daß sein Leben, seitdem er von Wien fort sei, mehr in die Wurzel, statt in Blüten und Blätter geschlagen habe. Ja, dort „leben die Menschen lieber", ruft er dem feinfühligen weiblichen Wesen aus der Ferne zu, und weist mit diesen Worten sehr deutlich auf sich selbst hin.

Nachdem so die Konturen des Kreises, in den Lenau im Frühling 1832 eintrat, gezeichnet sind, soll nun das Verhältnis Emiliens zu Lenau im einzelnen charakterisiert werden.

Von allen Freundinnen, die Lenau besaß, und ihre Zahl ist nicht klein, hat Emilie unsern Dichter am treuesten geliebt. Ihr Gefühl für Niembsch, obwohl sie nur acht Jahre mehr zählte als er, war das einer älteren Schwester, um nicht zu sagen: das einer Mutter. Ihre äußere Erscheinung — mittelgroße, mäßig kräftige Frau, etwas breit angelegte Züge — besaß nicht den Zauber, um den von Frauen verwöhnten Magyaren zu fesseln. Auch ihre reine und feine Gesichtsfarbe und der Ausdruck sinnenden Ernstes, der sich zwar im trautesten Kreise zu offenster schalkhafter Heiterkeit erhellte, konnte wohl kaum die tiefe Sympathie in dem Poeten erwecken. Wenn trotzdem seine Seele, was sie an Innigkeit und Tiefe barg, frei flutend dieser Frau entgegenbrachte, so müssen es eben rein seelische Gründe gewesen sein, welche die Gefühlswelt Lenaus entsiegelt haben.

Zum erstenmal erwähnt Niembsch seine Freundin in dem bereits früher mitgeteilten Briefe, in dem er Schurz von seiner ersten Begegnung mit Lotte Gmelin berichtet. Er sagt da: „Der Zu-

fall wollte es, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofrätin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin." Diese flüchtig hingeworfene Bemerkung enthält einen charakteristischen Zug Emiliens: ihre feinsinnige Unterhaltungsgabe interessiert den Dichter, der, wie von früher her erinnerlich ist, in täglich wachsender Liebe zu Lotte Gmelin erglüht, dermaßen, daß er aushält. Wäre Emilie eine weniger geistvolle Begleiterin gewesen, Lenau würde, wie Beispiele beweisen, schon Gelegenheit gefunden haben, an die Seite des geliebten Mädchens zu kommen, ohne „unartig" zu sein. Aber gerade ihre Gesprächsweise, die Unterhaltung auf eine Höhe zu führen, daß sie selbst den ungeduldigen Dichter neben sich bannte, beweist die geistige Bedeutung dieser Frau. Den Nachkommen ihrer Schwestern — schreibt ein Augenzeuge jener Periode — steht es noch in hellster Erinnerung aus der Kinderzeit, wie sie im traulichen Wohnzimmer der Tante, geschart um den Nähtisch am Fenster ihren Erzählungen lauschen durften, bald poesievollen Märchen, bald den romantischen Sagen vom Roland, vom Fortunat, den Haimonskindern u. s. w., die sie so fesselnd wiederzugeben wußte, daß auch die Lebhaftesten des kleinen Häufleins atemlos in andächtigem Zuhören still hielten. Als Lenau dann Emilie im Kreise ihres Hauses gesehen, sandte er seiner Schwester folgende Schilderung (19. Mai 1832): „Ich schicke meiner lieben Resi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes. Marietta Hartmann, die Tochter des hiesigen Geheimrats Hartmann, ein sehr liebes Mädchen. In diesem Hause habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beschreiben. Der alte Herr, ein großer, stattlicher, sehr ernster und ebenso gutmütiger Mann. Die Mutter, eine geborene Italienerin, sehr lebhafte, alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto, malt allerliebst. Die dritte ist Lotte, ein gutes, liebes Mädchen, singt angenehm, besonders ein spanisches Lied, das über alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeschrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrat Reinbeck verheiratet. Das ist eine köstliche Frau. Du findest in meinen Gedichten eines mit der Überschrift: „In

das Stammbuch einer Künstlerin"; das ist die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Ölgemälden) behängt, alles ist ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine stellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den schönen Sommerabend mit dem noch gescheiten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Kopie hat mir meine liebe Freundin mit Wasserfarben gemalt und mitgegegeben. Die werdet Ihr auch sehen. Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun alle in Einem Hause beisammen, daß sie sich nur für sich gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres giebt's nichts als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern. Der Hofrat Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterem Geschäft bin ich oft sein treuer Gehilfe. Also Leib und Seele versorgt!"

Das obenerwähnte, auf dem Spaziergang nach der Solitude konzipierte Gedicht „In das Stammbuch einer Künstlerin" lautet:

„Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Uns wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften
Und in dem Schatten Gottes: Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilem Hang
Waldein und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froh erstaunte Seele mir entführt."

Besonders hoch schätzte Lenau die praktische Kunstausübung Emiliens. Beide, Emilie und Lenau, zogen aus ihrem Freundschaftsbunde inneren Gewinn. Für Emilie begann, als Niembsch in ihr Leben trat, eine neue Epoche ihrer künstlerischen Entwickelung. Lenaus feingebildetes Kunstgefühl nicht nur auf dem Gebiete der Poesie, sondern auch der Malerei, sowie sein ästhetisches Urteil boten der Freundin das, was ihr bislang gefehlt: lebendige Anregung und zielbewußte Förderung. Und da diese Beeinflussung aus einem immer tiefer dringenden edlen Freundschaftsgefühl neue Kraft und Weihe sog, so mußte sich ein um so frischeres Leben und Streben entzünden. Hatte Emiliens Kunst bis dahin einen der Malerin empfindlichen Mangel an äußerer Aufmunterung gezeigt — so hatte sie jetzt Ersatz. Lenau, dessen kunstverständiges Auge schnell die Bedeutung der Reinbeckschen Begabung erfaßt, öffnete den näheren Bekannten dieses Kreises gewissermaßen die Augen. Er fordert seinen Freund Karl Mayer*) (Brief aus Heidelberg, am 9. Juni 1832) auf: „Mit der lieben Emilie sollst Du recht viel sprechen, besonders über ihre Malerei; seid doch nicht so gleichgültig gegen das herrliche Talent. Es ist eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man sie nur selten trifft." Das „Dichterzimmer" in der Friedrichstraße hatte Emilie mit ihren Bildern geschmückt, deren Motive Lenauschen Gedichten entnommen waren. Über dem Sofa hingen die zwei bereits bei „Bertha Hauer" und auch hier erwähnten Bilder der „Waldkapelle" und das sehr liebliche Bild „Lilla" nach Lenaus Gedicht „Nach Süden". Die Strophen lauten:

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht vom Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

*) Sein Bruder Louis Mayer (1791—1843) war ein begabter Landschaftsmaler.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus;
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

An der „Lilla" rühmt er den unaussprechlichen Zauber, der in dem warmen Kolorit liege; jedes Wölkchen atme; jedes Blatt pulsiere. Man könne nicht ohne süßen Herzschlag vor Emiliens Bildern stehen. (Lenau an Schurz, Stuttgart, den 12. Juli 1833). Niembsch nahm das Bild später mit nach Wien. Er schreibt seiner mütterlichen Freundin über dieses Bild im besonderen und ihre Kunst im allgemeinen von dort aus am 5. Oktober 1834:

„O, wie freue ich mich auf Ihre neuen Schöpfungen. Der Beifall, den Ihr Kirchhof bei den Stuttgarter Künstlern gefunden hat, ist nichts weiter, als die verdienteste Anerkennung, ist mir aber als Ermutigungsmittel, desgleichen Ihre große Bescheidenheit zuweilen bedarf, sehr willkommen. Es wird indessen wohl schon wieder stille geworden sein um Sie, ja wohl muß es stille sein, wenn Sie Ihre schöne Kunst üben sollen, damit Ihnen nichts verloren geht von den leisen Entdeckungen und heimlichen Eingeständ-

nissen, mit denen der Naturgeist Ihre Staffelei so gerne umschwebt. O, malen Sie, teure Freundin! Vor kurzem war ein Engländer bei mir, ein sehr einsichtsvoller Mann von gediegener Bildung. Mit großem Vergnügen weilte sein Blick auf meiner Lilla, und er bemerkte, er finde in dem Bilde jene süße Schwermut, die ihn an manchen Gegenden seiner Heimat angesprochen habe. Das freute mich innig." Ein andermal (Wien, den 11. April 1835) heißt's: „Ich sitze in diesem Augenblicke hart unter meiner Lilla, die mir ins Papier guckt und mir einen Gruß an Sie aufgiebt. — Das ist mir recht lieb, daß mein Bildnis*) ins Wohnzimmer aufgenommen worden ist. Da bin ich also abends doch unter Ihnen. Meine Schwester möchte es gar zu gerne sehen. Bin ich in Stuttgart, so sollte mein von Ihnen gemaltes Bild bei meiner Theres [Therese] sein, bin ich aber auf der Reise, so sollte es sich verdoppelt hier und dort befinden. Das beste wäre jedoch, wir wären alle immer beisammen." Daß Lenaus Begeisterung für Emiliens Kunstschaffen auf Stetigkeit ruhte, beweisen seine Worte an sie aus seinem letzten gesunden Jahre (Wien, den 9. Januar 1844): „Neulich hatte ich einen Besuch vom Maler van Haanen, dem beliebten Winterlandschaftler.**) Er sah Ihre beiden mein Zimmer schmückenden Bilder und lobte beide. Die Waldbachstruberlandschaft***) bezeichnete er als vortrefflich ausgeführt, und in der Lilla gefiel ihm besonders die schöne Buche. So etwas hör' ich sehr gern. Haanen, der trockene Holländer, ist sonst nicht verschwenderisch mit Äußerungen des Lobes, besonders was Landschaften anbetrifft." Ein weiteres Zeugnis für Lenaus herzliche Teilnahme an den Kunstinteressen Emilie von Reinbecks ist enthalten in seinem Briefe an sie vom 9. November 1840: „Liebe Emilie! lassen Sie sich die Freude an Ihrer Kunst durch nichts in der Welt verkümmern. Wenn das

*) Emilie Reinbeck hatte Lenau in einem wohlgetroffenen Brustbilde porträtiert; weiter unten werden noch Ergänzungen dazu gegeben werden.

**) 1812—1894; er war 1836 nach Wien gekommen.

***) Waldbachstrub: ein Wasserfall bei Hallstadt; dieses Bild Emiliens gehört zu ihren gelungensten Schöpfungen.

Selbstgefühl Ihres großen Talents zu schwach ist, die Lust zur Arbeit, allen erbärmlichen Anfeindungen entgegen, zu behaupten, so wende ich mich an Ihre Herzensgüte und an die Erfahrung und frage: ist es recht, dasjenige zu vernachlässigen, womit man andern so viel Genuß und Freude schaffen kann? Hat der Erfolg Ihres letzten Bildes bei der Prinzessin Marie*) keine ermutigende Wirkung für Sie selbst? Trauen Sie vielleicht dem Danke der beschenkten Dame doch nicht ganz? Halten Sie, liebste Emilie, ehrliche Leute eher für falsch, als Ihre Bilder für gut? Das ist nicht erlaubt. Also nur wieder frisch und mutig an die Staffelei! Der Himmel gebe Ihnen sein schönstes Licht auf die Leinwand und scheine Ihnen recht heiter in die Seele!"

So war — das ist in den obigen Auslassungen nicht zu verkennen — mit Lenau ein neuer Geist voll fruchtbarer Anregung und gereiftem Kunstverständnis in das gastfreie Haus in der Friedrichstraße zu Stuttgart eingezogen. Dieser Geist waltete darin, bis der Stern erlosch. Denn es ist bezeichnend, daß Emilie, nachdem Lenaus seelisches Leben wirklich die von ihm erwähnte „Gravitation nach dem Unglücke" genommen, den Pinsel nicht mehr zur Hand gebracht hat; sie hätte es auch dann nicht thun können, wenn sie nicht selbst in dieser Zeit leidend gewesen wäre. Die künstlerischen Interessen des Dichters und der Malerin waren vielfach miteinander eng verknüpft. Aber Lenau, der Künstler, war nicht nur der Gebende, er war auch der Empfangende. Schöpfte Emilie aus des Dichters Poesien Aufmunterung und schuf sie auf Grund derselben ihre farbenleuchtenden Phantasiegebilde, die sie in einem eigenen Album niedergelegt hat, so flossen andererseits dem Poeten aus dem Kunstschaffen Emiliens dichterische Ideen zu. So begegneten sich ihre Künstlernaturen: seine Rhythmen verwandelte ihr Pinsel in Farbenkompositionen, ihre Naturbilder wurden auf seiner Leier zu tönenden Accorden.

So schreibt Lenau am 15. Januar 1841: „Hier erhalten Sie ein kleines Gedichtlein, das für Sie besonders interessant sein muß, weil ich den Stoff dazu aus Ihrem unvergeßlichen alten Waldbuch

*) Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg.

genommen habe. Auch mir ist das Gedichtlein deshalb besonders wert und überdies wegen der Art, wie ich es gemacht. Es ist eigentlich improvisiert. Mich keinen Augenblick bedenkend, hab' ich's in der Nacht hingeschrieben. Also hören Sie:

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken;
Sein treues Auge sieht beizeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich untertaucht der Rab',
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie schlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genoss'nen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein."

Aus Ischl (am 27. Juli 1841) stattet Lenau der Freundin seinen Dank „für die Arbeit mit der Chronik" ab, die seine Albigenser-Dichtung betraf. „Ich bin fest überzeugt" — schreibt er — „daß Sie gut gewählt haben, und sehr begierig, Ihre Auszüge und eigenen Entwürfe kennen zu lernen. Sie haben mir schon über meine Albigenser so scharfsinnige und feinfühlige Winke gegeben, daß ich von Ihrem vorarbeitenden Beistand in der That wesentlichen und höchst dankenswerten Vorteil erwarte."

Auf dieselbe Dichtung bezieht sich die folgende Briefstelle Lenaus (Wien, den 16. Januar 1840): „Kommen Ihre Tauben noch ans Fenster? Diesen Tauben verdanke ich einen kleinen Gesang in meinen Albigensern. Ich küsse Ihnen die Hand dafür, die schöne, milde Hand, die jene Tauben genährt und mir schon oft meine schwarzen Raben vom Haupte gescheucht hat; segenspendend, fluch-

abwehrend. — Hier folgt die kleine Schilderung*), deren Idee mir durch Ihr Fenster hereingeflogen kam, als Sie dort Ihre Tauben bewirteten.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdrossen thut er's in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Ähre
Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken!

Mit läss'ger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenspalte.

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenschar
Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe sieht der Landmann sonder Grollen
Mit schwanken Köpflein schreitend durch die Schollen:

‚Ei, Tauben! Laßt gefallen euch die Kerne!
Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

Du weiße dort! Hat dich ein Pfeil geschreckt,
Daß also rot die Brust dir ist gefleckt?**)

Doch nein! Wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Täublein, bist von Lawor? Und traf dich Blut,
Als du ins Nest heimflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache
Und ward verschlagen unter deinem Dache?' —

Der Bauer hat der Taube Los erraten,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

---

*) Lenau überschrieb sie: „Des Wanderers Gruß."

**) Unter den weißen Tauben, die an Emiliens Fenster kamen, befand sich eine, an deren Schwingen Emilie und Lenau einen Blutstropfen bemerkten.

O, trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut von Menschen tragen hin und wieder!

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
Die Scene zu betrachten, stille stand.

Er spricht dem Landmann, eh' er weiterzieht:
‚Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll; nicht klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saat einst Rosseshuf;

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten!' — —

Unterm 9. September 1842 lesen wir: „Ich arbeite eben an der Fortsetzung meines Mischka, nach einem Ihrer schönen Bilder. Das Gedicht ist beinahe fertig und ziemlich lang." Und einige Zeit später (am 21. November 1842) kann er der Freundin über dieses Gedicht melden: „Mein Mischka ist fertig und freut sich schon darauf, Ihnen vorgestellt zu werden. Sein Wuchs ist zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mitteilung schon warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verse. Was mich an dieser Dichtung freut, ist, daß sie, ganz im Tone meiner älteren ungarischen Bilder gehalten, jugendlich frische Naturmittel, ungealterte und durch meine spekulativen Bocksprünge ungeschwächte Originalität an der Stirn trägt. Fast noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlassung dazu durch eines Ihrer schönen Bilder geworden ist." Als Lenau seine Amerikareise antritt, schreibt er ihr „Auf dem Rheine, am 2. Juli 1832": „Ihren lieben Brief habe ich noch in Heidelberg erhalten, mit großer Freude, das versteht sich. Hätten Sie mich nicht darin aufgefordert, Ihnen ein Bild zu malen, so würd' ich ihn längst beantwortet haben; so aber wollt' ich nicht schreiben, ohne Ihnen ein Gedicht zu senden. Hier haben Sie nun eines, mir das liebste, das ich je gemacht habe, und darum Ihnen geweiht, meine unvergeßliche Freundin! ... Hier ist mein Gedicht:

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Wellen Gang:
‚Das ist des holden Frühlings Todesstunde.‘

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.*)

Und endlich noch eine Briefstelle zum Beweis der künstlerischen Wechselbeziehung zwischen dem Dichter und der Malerin, die er einmal (Brief vom 23. November 1838) „eine reichbeteiligte Miteigentümerin“ seiner Poesie nennt.

Gleich im zweiten Briefe der erhalten gebliebenen Korrespondenz zwischen ihnen schreibt Lenau (Heidelberg, den 8. Juni 1832): „Als ich aus Stuttgart fortfuhr, war die erste Erscheinung, welche mir auffiel, ein wunderschöner Schmetterling, der lange, lange unsern Wagen verfolgte, so daß der Kutscher selbst sich darüber erstaunte. War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte? Mir wurde ordentlich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand; denn ich hatte mir fest eingebildet, der Schmetterling sei ein Emiliengedanke, der nun von mir scheide... Es ist doch merkwürdig, liebe Freundin,

*) Lenau kommt in seinem Briefwechsel mit Emilie am 14. Januar 1842 auf dieses Gedicht zurück mit den Worten: „Wenn die Rosen fallen, so lesen Sie Ihrem Liebling unter den Rosensträuchen das Gedicht vor: ‚Frühlings Tod.‘“

wenn ich recht lebhaft an Sie denke, tritt mir immer eine schöne Erscheinung entgegen. So war's mit dem Schmetterling; so war es erst vor wenig Tagen mit einem Kinde. Ich fuhr nach einem kleinen Ausfluge nach Weinsberg zurück und dachte eben an Sie und Ihre schönen Bilder: da kam ein kleines Mädchen von etwa 5 Jahren an meinem Wagen vorüber, wie ich nie ein Kind gesehen hatte, ein wahrer Engel. Gleich stieg der Gedanke in mir auf: könnt' ich doch diese Gestalt plötzlich in eine Landschaft meiner lieben Freundin hineinzaubern. Doch vielleicht war es der Genius Ihrer Freundschaft selbst, der mir vorüberging ... Eines Abends stand ich bei Weinsberg am Saume eines Waldes, um einen Hasen zu schießen; es kam aber keiner; ich hatte Muße, allerlei Betrachtungen anzustellen. Ich dachte über die geheimnisvollen Gesetze der Kunst, und wie viel neue Gattungen der Poesie noch zu finden wären. Was hält meine liebe Freundin von folgender Idee:

Einzelne Züge der Natur, wie sie uns vorliegen, ohne Versifikation, ohne Ausführung ins Genaue, bloß nebeneinander hingeworfen, gleichsam in poetischer Situationszeichnung. Z. B.:

Abend; — grüne Wiese, — zerstreute Weidenbäume, — Unkenruf im Sumpfe, — grauer Himmel, — es regt sich kein Lüftchen, — immer tieferes Dunkel, — ein verlorener Freund. — —

Tiefe Schätze, teure Freundin, liegen in der Situation. Ließe sich nicht eine Reihe solcher Skizzen mit Wirkung durchführen?"

Soviel über die künstlerische Gemeinschaft Lenaus und Emilie Reinbecks! Wenden wir uns jetzt den menschlichen Beziehungen zwischen ihnen zu.

Als Lenau nach Schwaben kam, trug er bereits den Plan einer Auswanderung mit sich herum. Das Projekt gedieh bekanntlich 1832 zur Ausführung. Wahrscheinlich am 21. Mai verließ Niembsch — so wurde er in der Stuttgarter Freundschaft stets genannt — die württembergische Residenz und ging nach Heidelberg. Schon gleich sein zweiter Brief an Emilie ist recht charakteristisch für den kaum erblühten Bund zwischen diesen beiden Menschen. Lenau sagt ihr am 8. Juni 1832: „Jeden Tag nach unserer letzten Trennung wollt' ich Ihnen schreiben; allein immer war meine Stimmung nicht gut genug. Es giebt einen Pietismus

der Freundschaft, dem ich, Ihnen gegenüber, nun einmal heimgefallen bin. Die Ängstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist ebenso groß, wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen Abendmahl ging, wovon ich Ihnen einmal erzählt habe." Mit diesen Worten dokumentiert Niembsch eine gewisse Scheu vor Emilie, und zwar vor ihrer Herzensreinheit und Seelenhoheit. Es ist dem Leser aus früheren Darlegungen in diesem Buche erinnerlich, mit welcher Verehrung der Dichter das weibliche Gemüt umfaßte, selbst dann noch, als sein Glaube an das Edle im Weib durch jenes Wiener Mädchen einen so furchtbaren Stoß bekommen. Wie hoch mußte nun erst die Wärme seiner Verehrung steigen, wo er, wie bei Emilie Reinbeck, auf eine stimmungsvolle Frauennatur voll Temperament und Feinfühligkeit stieß. In ihrer Nähe mochte er fühlen, was er in seinem „Faust" poetisch glorifiziert:

„O, Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen."

Am 2. Juli befand er sich auf dem Rheine. Als er so meerwärts fährt und Abschied von der deutschen Erde nimmt, um sich drüben „eine bessere Existenz zu schaffen", denkt er bewegten Herzens an seine Freundin Reinbeck: „Es ist Abend, die gute Zeit unseres Umgangs in Stuttgart; fast gemahnt es mich, in die Friedrichsstraße zu eilen; umsonst! jeder Augenblick bringt mich weiter von Ihnen. Die schönen Gestade des Rheines schwinden an meinem Kajütenfenster vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch so vorüberschwanden, auch grüne, ewig grüne Gestade sind meiner Erinnerung, die sich so gerne darauf zurückflüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens." Am 25. Juli sendet er von Amsterdam aus, wo ihn manche Wei-

terungen zurückgehalten haben, einen Brief, der mit den Worten schließt: „Sagen Sie Ihrem Vater und Ihren Schwestern, daß ich sie immer verehren und lieben werde, sie sollen mich nicht vergessen. Das letzte Wort, das ich in Europa zurücklasse, ist die Versicherung meiner tiefsten, wärmsten Freundschaft für Sie, diese wird auch das letzte sein, was ich einst auf dieser Erde zurücklasse." An Georg Reinbeck schreibt er an demselben Tage die Versicherung, daß er dessen große Güte und Freundschaft nie vergessen werde, und daß er aus Amerika heimkehren wolle, ohne ein Tröpflein der Liebe verschüttet zu haben, die er für ihn im Herzen trage. Anfang August sah Lenau das offene Meer vor sich, zu dem er eine „leidenschaftliche" Liebe gefaßt. Es mochte ihn jene Stimmung ergriffen haben, von der er sagt:

„Ich soll nun fort, hinaus ins Meer,
Das ist so einsam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschmücktes, ewiges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der letzte Kummer schwinden."

Die Überfahrt im „Baron van der Kapellen" dauerte zehn Wochen. Am 8. Oktober 1832 betrat er zum erstenmale das Land seiner Sehnsucht. An Emilie schreibt er ausführlich am 5. März 1833. Der Brief beginnt: „Meine teure Freundin! Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen in Ohio, rauche meine Pfeife auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief, den ich bereits im Oktober erhalten habe. Sie verzeihen mir gewiß mein langes Schweigen, wenn Sie hören, daß ich mir es selbst verzeihe. Ich war den ganzen Winter durch in einem sehr seltsamen Zustande; wahrhaftig, ich konnt' Ihnen nicht schreiben. Schreiben — Nichtschreiben — das ändert auch in der Sache nichts; auch hat mich die ganze lange Zeit durch keinen Augenblick der Gedanke beunruhigt, Sie könnten an meiner unwandelbaren Freundschaft zweifeln; Possen! Das können Sie nicht. Es steht alles fest. Wie mir Amerika gefällt? — Fürs erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März, und ich sitze am Kamin; draußen liegt ein fußtiefer Schnee, und ich habe ein Loch im Kopf,

das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkruge die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Fürs zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme und darum doppelt widerlich. Büffon hat recht, daß in Amerika Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier giebt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Das scheint mir ein poetischer Fluch zu sein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist etwas recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern . . . Ich möchte eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier' ich das meinige (Heimweh) auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht, daß ich daran genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein

gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie es bei mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens sein, wäre man im Frühling nicht ein wenig besser, als man im Herbste gewesen.

Nächsten Monat werd' ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu sein und einige Tage im Kreise meiner unaussprechlich teuren Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer ist, als ob es der meinige auch wäre, so innig verehre ich ihn, auch Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie meine Schwestern vorkommen, so liebe ich sie, und o! auf meinen Mayer! auf meinen würdigen Reinbeck, der mir immer so heiter-freundlich und so seelengütig gewesen! Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht ersaufe! Ist letzteres nicht der Fall, so werd' ich wahrscheinlich auch ein neues, schönes Bild von Ihnen sehen, geliebte Freundin! Vielleicht sitzt meine Lilla schon am Fenster und schaut nach dem herbstlichen Wald hinaus . . .

Behalten Sie mein Andenken in Ihrem Herzen als ein wesentliches Stück meines Lebensglückes. — Tausend herzliche Grüße an die Ihrigen.

Ewig

Ihr Niembsch."

Seinem väterlichen Freunde Reinbeck gegenüber nennt er in einem dem vorigen Brief beigefügten Schreiben Amerika das wahre Land des Unterganges, den Westen der Menschheit. Das Atlantische Meer aber sei der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Aber sein (des Schreibers) Herz hege für den schwäbischen Freund dieselbe Gesinnung: es sei in Amerika noch nicht das Geringste verloren gegangen von der Achtung und Liebe, noch werde es je verloren gehen.

Gegen Ende Juni 1833 landete Niembsch in Bremen. Er sang in dem 1834 zuerst gedruckten „Wandel der Sehnsucht":

„Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O, wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süß verwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen."

Lenau kam äußerlich und innerlich als ein anderer aus Amerika zurück. „Er schien gealtert," schrieb Schurz; „sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte an Glanz verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen." Von seinem inneren Menschen durfte er in klarer Selbsterkenntnis später sagen:

„Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet."

Und was die von ihm erwartete dichterische Ausbeute anbetrifft, so hatte die Natur ihm keinen großen Reichtum von poetischen Ideen auf seiner Reise entgegengestreut. Wohl konnte er aber behaupten, daß ihm das Meer des Schmerzes hohe Schule gewesen war. Von Amerika und seinem Aufenthalt sprach er nicht gern. Von Bremen eilte er nach Süddeutschland. Er traf Emilie als Kranke. Seinem Schwager, dem gegenüber er diese Freundin (nebst Theres) das ihm „liebste Weib" genannt (Brief Lenaus vom 16. Oktober 1832), schrieb er (Stuttgart, den 8. Juli 1833): „Ich bin jetzt in Stuttgart im Hause meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank ist. Das macht mich sehr traurig. Sie ist zwar auf und das Übel für jetzt nicht schmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unaussprechlich, mir ist sehr weh ums Herz. Man besorgt die Wassersucht. O, Bruder, kenntest Du dieses göttliche Weib, Du würdest weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht . . . Die Natur ist furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! Das ist nichts, aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste.

Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten ... Diese Todbetten sind schrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben." Der Leidenskelch blieb Lenau erspart. Schon vier Tage später schreibt er, daß er ruhiger sei, und fügt mit einer etwas forciert klingenden Selbsttröstung bei, daß es denn doch eine schreckliche Laune des Schicksals wäre, wenn gerade diejenigen sterben müßten, die ihn lieben. Bald nach seiner Ankunft in Stuttgart erkrankte Niembsch an seinem rheumatischen Übel. Aber seine liebe Emilie pflegte ihn, als wäre sie seine Resi. „Das ist eine oder vielmehr das sind zwei herrliche Frauen. Wenn diese die Repräsentanten des weiblichen Geschlechts wären, so könnte dieses damit zufrieden sein." Nachdem Niembsch drei freudige Tage bei Mayer in Waiblingen zugebracht, war er (im August) eine Zeitlang Gast des Grafen Alexander von Württemberg auf dessen Gut Serach bei Eßlingen. Von hier aus schrieb er an Emilie folgende herzliche Worte: „Mit dem Verdrusse der Resignation ergreife ich die Feder; es ist unmöglich. Kein Wort kann sie nennen, und der wärmste Blick ist nur eine schwach schimmernde, vergängliche Spur der Verehrung, mit welcher Ihnen mein Herz ergeben ist. Oft versicherte ich Sie, ich sei besser geworden durch Ihren Umgang; ich füge nun hinzu, daß auch meine Aussicht über diese Erde hinaus durch Sie heller und schöner geworden ist. Ich habe meine Verehrung für Sie gefaßt, deren Trägerin, meine Seele, nicht vergehen kann. Sie haben sehr viel für mich gethan. Allen Segen Gottes über Ihr liebes, herrliches Gemüt. Ich bitte Sie, daß Sie auch aus der Ferne Ihren wohlthätigenden Einfluß auf mein Leben üben, indem Sie mir schreiben." Nach einem abermaligen Aufenthalt in der Friedrichstraße Nr. 14 riß Lenau sich endlich gegen Ende September aus den Armen der schwäbischen Freunde los, um seine Lieben in Österreich wiederzusehen.

Von nun an, da die „zwei prägnantesten Jahre" seines Lebens hinter ihm lagen, beginnt ein unstetes Wanderleben. Von Wien treibt es ihn nach Stuttgart, von Schwaben wieder nach Österreich. Er giebt selbst zu, daß sein Abwechseln zwischen Stuttgart

und Wien durch das oftmalige Abschiednehmen etwas Drückendes habe. Künftig wolle er länger an einem dieser Orte bleiben, ehe er zum andern hinüberrolle, aber — und dieses „aber" kennzeichnet den Schreiber! — den Anfang dann mit Stuttgart machen. Darum waren die hundert Meilen, die sich zwischen Reinbecks Hause und ihm „so schrecklich breit machten und hereinlümmelten", der „verhaßteste Strich Landes auf Gottes weiter Erde". Aber trotz dieser Entfernung kam er oft und gern, um sich an dem Abendthee, aus dem ihm „die Blüte geselliger Freude gar erquickend zudufte", zu laben. Er verschmäht es sogar nicht, Ausrede vor der Welt und sich selbst vorzuschützen, nur, um seine Sehnsucht nach dem Hartmann-Reinbeckschen Kreise zu befriedigen. Kam er hierher, so schlug die Freude um so höhere Wellen. Mit stetiger stiller Liebe, die das Glück in sich selbst trägt, nahm ihn das Reinbeckſche Haus auf und bot ihm ein warmes Heim. Emilie malte ihn, um, wenn er abwesend war, ihn wenigstens im Bilde vor sich zu haben. „Wenn der Thee bei uns oben ist," schrieb sie ihm (am 30. März 1835), „wird Ihr Bild bei uns aufgestellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entschieden, daß es im Wohnzimmer seine feste Stelle haben soll, weil es da jedem Einzelnen am nächsten sei und unserem Kreis nie fehle. Steinkopfs Arcanum hat sich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Lasur über das Ganze hat so viel Harmonie und Lebensfrische hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt ist. Ich habe meine kindische Freude daran" — bekennt sie mit reizendem Freimut — „und könnte mir auf das Gelingen dieser gewiß recht schwierigen Aufgabe etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bißchen Talent." Sechs Tage später schreibt sie ihm: „Ihr Bild wird viel bewundert und ich immer ein bißchen mit, was mir in dieser Verbindung auch ganz angenehm ist. Sagen Sie unserer lieben Therese, wenn ich mich gleich nie werde davon trennen können, so lange ich lebe, so soll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deshalb auch nicht näher bezeichnen will." Das Bild ward jedoch dem letzten Willen des nach seiner Gattin dahingeschiedenen Hofrats Reinbeck

gemäß „für ewige Zeiten“ der Hartmann-Reinbeckschen Familie zugesprochen, womit sich die Nachkommen aus Lenaus Verwandtenkreise auch sehr wohl zufrieden gaben.

Der Hausfrau feines Zartgefühl trat versöhnend und vermittelnd da ein, wo die zu Extremen geneigte Natur Lenaus im schwäbischen Freundeskreis Spaltungen hervorzurufen drohte. Mit echt weiblichem Takte wußte die liebevolle Hand Emiliens, um des Dichters Wohlfahrt besorgt, dann die Unebenheiten zu beseitigen. So hatte sich Karl Mayers in Waiblingen nach einem Briefe Lenaus, in dem dieser sich mit seiner bekannten exklusiven Auffassung vom Dichten über des Freundes Poesie ausließ, eine gewisse Entmutigung bemächtigt, worüber Mayer an Schurz schrieb. Lenaus reizbare Natur ward durch diese Auslassungen Mayers verstimmt, und er nannte ihn einen „allzu empfindlichen Freund“. Der einst so intime Bund zwischen dem schwäbischen und dem deutsch-österreichischen Lyriker schien einen argen Riß empfangen zu haben, was Lenau „wirklich Kummer“ machte. Da schrieb Emilie an Mayer, sie nähme nur ungern ihre Zuflucht zur Feder, da sie ihn gern persönlich gesprochen hätte, aber die Sache liege ihr zu nahe, um sie unberührt gegen ihn (Mayer) zu lassen. Sie teilt ihm Niembschens Brief über des Freundes Poesie mit und sagt dann: „Du siehst daraus, mein lieber Karl, wie tief ihn Deine Verstimmung, als deren Ursache er sich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit seiner Äußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebst, wie er es so sehr verdient, so wirst Du ihm auch die Beruhigung gewähren, daß diese Verstimmung nicht nachhaltig gewesen sei und der Freund Deiner Muse Dir diese nicht entfremden konnte. Niembschens Gesundheit ängstigt mich sehr, und der schwermütige Charakter seiner Briefe macht es mir zur Pflicht, so viel in meinen Kräften steht, zur Erheiterung seines hypochondrischen Gemütes beizutragen. Dazu wünsche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetischen Stimmung geben zu können, und diesen Wunsch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuversicht auf seine Erfüllung.“ Die Differenz ward denn auch ausgeglichen. So war Emilie, diese Treueste der Treuen, um Niembschens seelisches Gedeihen

besorgt. Aber ihre Fürsorge umfaßte auch das leibliche Wohlergehen des Freundes. Mit liebevollem Verständnis ging sie auf seine Gewohnheiten und Neigungen ein. Manch kleiner, aber recht charakteristischer Zug ist uns aufbewahrt worden und deutet auf ihre mütterliche Umsicht und Geschäftigkeit. So schickte sie ihm einst, als er in Wien weilt, „hochedlen Kanaster", dessen Güte Niembsch, den Feinschmecker, zu einem Schmauchlied voll duftender Narkose, zu seinem Gedicht „Mein Türkenkopf" begeisterte, das er in Hütteldorf (westlich von Wien) verfaßte. Das Gedicht beginnt:

„Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch
Voll duftender Narkose
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose."

Emilie dankte er mit den Worten: „Ihre freundliche Sorgfalt in betreff des Kanasters hat mich gerührt. Es ist schön von Ihnen und höchst weise, daß Sie mich mit Tabak bekränzen. Ein solcher narkotischer Kranz, in dem süße Kräfte des Vergessens schlummern, paßt für meine Stirne trefflich. Dieser Rauch ist Nebel, der vom Lethe kommt, darum schlürf ich ihn so gerne ein."*) (Wien, den 27. April 1835).

Von Bedeutung dürfte auch der folgende Zug aus Lenaus Leben sein. Der Dichter, wie viele seines Zeichens ein schlechter Finanzminister in seinem eigenen Ressort, befand sich in Verlegenheit, aus der ihm Reinbecks, als sie Kunde davon bekamen, sofort halfen. „O, liebe Emilie," schrieb Lenau am 28. Dezember 1839 aus Wien, „wie hat mich Ihr freundliches Anerbieten gerührt! Ich nehme es mit Dank an, indem meine Lage derzeit wirklich etwas knapp und verlegen ist, und ich werde seiner Zeit Ihnen das Geld samt gewissenhafter Verzinsung — das müssen Sie mir er-

*) Eine Ergänzung findet dieser Brief in dem aus Hütteldorf, den 18. Juni 1835 an den Geheimrat August Hartmann gerichteten, worin man liest: „Die liebe Familie hat auch Knaster für mich angeschafft und mich mit dieser Nachricht zu folgendem Gedichte begeistert, das ich Ihnen schicke und erst bei Ihrem Nachmittagspfeifchen zu lesen bitte." (Folgt das Gedicht: „Mein Türkenkopf".)

lauben — zurückstellen ... Mir fällt hier die Geschichte ein, die mir Reinbeck einmal erzählte, von jenem Hunde, der von seinem Herrn täglich zum Bäcker, dort Brot zu holen, geschickt wurde, und als er, von andern Hunden angefallen, sah, daß die Brotfracht nicht zu retten sei, lieber seines Teils auch mitfraß, als daß er den Fremden alles gelassen hätte. Ich, indem ich Ihren lieben Antrag annehme, scheine mir mit jenem Hunde einige Ähnlichkeit zu haben, darin aber mich von ihm zu unterscheiden, daß ich dasjenige, was ich den fremden Hunden, Ihren häuslichen Sorgen, entreiße, doch wieder zurückbringen werde." Mit seiner Beziehung fügt er diesen Worten hinzu: „Ich habe gestern die Zeit der Briefaufgabe versäumt und darum noch ein paar Worte nachzusetzen.

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer;
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden;
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O, wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt ins Herz der warme Schein
Und das ferne Waldgeflüster!

O, wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!
Und im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen! —

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; ich duld' es gerne,

Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften;
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Kranich in den Lüften;

Denn das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.*)

Dieses Gedicht ist Ihrer Seele verwandt und mir ganz besonders wert; zwei gute Gründe, es Ihnen zu senden; vielleicht ist der erste Grund der Grund des zweiten Grundes."

Darf man das Bild vom Kranich auf Lenau selbst deuten: Der Kranich: Lenau, das Land des Frühlings: Schwaben? Und ist es bloßer Zufall, daß dieses Gedicht voll „Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen" gerade in dem Briefe an Emilie steht, wo Lenau der Freundin seinen Dank sagt für ihre Hilfsbereitschaft?**)

Weilte Lenau in Stuttgart, so umfing ihn Emiliens „gewohnte vortreffliche Leibes- und Seelenpflege", wie er selbst sagt, und die „Herzensgediegenheit" des ganzen Hartmann-Reinbeckschen Geschlechtes. Ist er abwesend von Schwaben, so gehören die Worte aus Emiliens lieber Seele wesentlich zu der Harmonie des Schönen, das ihn stärken und zu tüchtiger Arbeit beleben soll. Emiliens

*) Die 5. Strophe in Lenaus Gedichten ist jetzt anders gefaßt.

**) Zu Anfang des nächsten Jahres (1840) dankt Lenau seiner Emilie für die 100 Gulden Konv.-Münze mit „lebhafter Freude".

großer Einfluß auf den Freund suchte eine größere Klarheit seines Wollens, eine gesteigerte Energie seines Willens und eine stetigere Sammlung und Zusammenraffung seiner Gemüts- und Geistes-kräfte in ihm zu beleben. Dieses heilsamen Einflusses war sich der Poet, dessen Seele leider nur zu oft sich auf den Wogen einer uferlosen Begeisterung zu wiegen pflegte, sehr wohl bewußt. Seine schwungvolle, geradezu dämonische Phantasie und sein empfindsames Herz litten eben zu oft im Leben kläglich Schiffbruch, weil klare, nüchterne Verständigkeit nicht seinen Lebensnachen lenkte. Wenn irgend einer, so hat Lenau die herbe Wahrheit des Dichterwortes an seinem eigenen Leibe fühlen und empfinden müssen, daß die Gedanken leicht bei einander wohnen, daß sich die Sachen aber hart im Raume stoßen. Da that ein kundiger Lotse von kraftvoller Energie und Klarheit des Wollens not. Emilie mit ihrem über-vollen Geben an Liebe war dieser Aufgabe nicht immer gewachsen; sie stand selbst zu sehr unter dem bannenden Einfluß des be-geisternden Niembsch, so rein und edel auch ihr Gefühl für ihn war. Aber daß sie es nicht hat an Versuchen fehlen lassen, ihren Einfluß nach dieser Richtung hin geltend zu machen, und daß der Dichter dieses Streben zu würdigen wußte, beweisen seine Worte an sie (Salzburg, den 27. März 1835): „Abends machte ich einen Spaziergang im Hofgarten [zu München], denselben, den wir zu-sammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüt recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken. Das waren aber keine poetischen Gedanken, sondern von jenen festen, strengen, klaren, charakter-reifenden, für welche ich dem Himmel, wenn sie mir manchmal zu teil werden, mehr danke, als für die glücklichsten poetischen Ein-fälle. Ja, diese Stunde war gesegnet. Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieser Erde und dann Euch, meinen Freunden, eine freudige Erscheinung sein. Vielleicht! Wären Sie doch in dieser Stunde mit mir gewesen, und hätte Ihre edle, liebevolle Seele einen Blick in mein Inneres thun können, das sich so selten (mir selbst so selten) aufschließt! Dann hätten Sie vielleicht er-kannt, daß meine rauhen und scheinbar kalten Ausbrüche, womit ich Sie manchmal gekränkt, nicht aus bösem Grunde stammten, sondern der Aufschrei gewesen sind eines kranken Herzens. Jedes

harte Wort, das ich Ihnen je gesprochen, hat seine Strafe gefunden in meinem Herzen, diese Strafe ist um so bitterer, als es kein Mittel giebt, das Geschehene gut zu machen. Alles, was ich je Liebevolles für Sie thun kann, ist mir Pflicht. Sie sind so ganz meine warme edle Freundin, daß ich im Vergleiche mit Ihrem Verdienste nie einen Überschuß an Freundlichkeit für Sie aufbringen kann. Doch ich bin gern Ihr Schuldner und lasse mir das herbe Bewußtsein gefallen." Ja, mit Recht durfte Lenau behaupten, daß Emiliens Freundschaft zu den hauptsächlichsten und entscheidenden Gründen gehöre, aus denen er seinen Geburtstag, trotz der zahlreichen und großen Übelstände seines Lebens, keinen unglückseligen nennen dürfe, obgleich er ein andermal, in einer pessimistischen Grundstimmung, zu seiner Freundin auf ihren Glückwunsch zu seinem Geburtstage meinte, daß, wenn Rückert recht habe mit der Behauptung, des Lebens Höhe sei mit vierzig Jahren erklommen, unser Dichter mit seiner Kulmination nicht zufrieden sei und seine Reise nach dem Thal verdrossen und traurig antrete.

Dieser trübe Gedanke kann uns bei ihm kaum überraschen, um so weniger, wenn wir wissen, daß er im Frühling 1841*) im Hause Reinbecks an Scharlach erkrankt war. Zu dem Rückenschmerz, an dem Lenau periodisch litt, hatte sich „mit maliziöser Ausführlichkeit" eine Halsentzündung gesellt und, um den „niederträchtigen Cyklus" zu vervollständigen, nach vier Tagen (20. April) das Scharlachfieber. Sein Hals war schon am ersten Tage der Krankheit so rot wie „österreichische Generalshosen". In dieser Gefahr zeigte sich die Freundschaft in ihrer ganzen Innerlichkeit und Tiefe, und wohl durfte Reinbeck der Schwester Lenaus die beruhigende Versicherung geben, daß ihrem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehe. Einen schönen Einblick in die aufheiternde Umsichtigkeit und die zartfühlende Hingebung Reinbecks an den Kranken gewährt Lenaus Brief an Sophie Löwenthal. In dem ersten Schreiben, das Niembsch nach seinem „Genesungsschmutze" „mit gewaschenen Händen und gewaschenem Kopfe" an die Wiener Frau schickt (6. Mai 1841) heißt eine Stelle: „Mir geht es fort-

*) Nicht 1842, wie Reinbeck in dem Lebensabriß Emiliens schreibt.

während vortrefflich. Das Wetter ist schön und so warm, daß man mit dem schlimmsten Willen sich gar nicht verkühlen könnte. Meine Gesellschaft beschränkt sich fast allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat sich mir im Damenspiel geboten. Ein kolossales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechselnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachspieler nicht unbedeutend zu sein behauptet, fühlt als solcher seinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenspiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Borniertheit, wie sie es nennt, das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Musik gebracht von musikalischen barmherzigen Schwestern. Wenn das Klavierzimmer offen steht, so kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine spanische Wand schützt, jeden Ton hören. Diese unsichtbar hörbaren Spenderinnen sind: Fräulein Leibnitz, Zumsteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leistungen an Klavier und Gesang waren bis jetzt sehr dankenswert. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hatte eine sehr frische und gute Jugendstimme, und, soviel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Besonders angesprochen hat mich mein von Evers in Musik gesetztes Gedicht: „Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!“ *)

Lenau vergalt die Mühe an Zeit und Pflege, die ihm zu teil geworden war, mit inniger Liebe. „Ich danke Ihnen und meinem teuren Reinbeck,“ schreibt er aus München, am 14. Juni 1841 an Emilie, „für die Fülle unverdrossenster und aufopferndster Liebe, womit Ihr mich in meiner Krankheit gepflegt, ertragen und beglückt, womit Ihr mich gerührt und überzeugt habt, daß meine Sachen auf Erden noch immer recht gut stehen. Das giebt Freude zum Leben und Lust zum Wirken. Dank! Innigsten Dank.“ Die Nachübel seines Scharlachs trug er lange mit sich herum. Selbst die heilspendende Ischler Gebirgsluft, die er zur Nachkur aufgesucht, konnte den Dämon in ihm nicht bannen, eine vollständige Verstimmung, „einen Unmut, vor dem Gott jeden Christen und Heiden

) „An“. Es ist an Sophie selbst gerichtet.

bewahre.“ Sogar während seiner Krankheit in Stuttgart war seine Seelenstimmung eine freiere und frohere, sagt er und bringt damit indirekt seinen schwäbischen Herzensgenossen eine Huldigung. Ja, er rechnete später (Brief vom 20. April 1842) die Geschichte dieser Krankheit zu einem der wertesten Abschnitte seines Lebens, weil er während derselben einen tiefen, tiefen Blick in die Herzen seiner Freunde thun konnte und ihre „unvergleichliche Sorgfalt und wahrhaft rührende Aufopferung“ an sich selbst erlebt hatte.

Die Thatsache, daß Emiliens Gefühl für Lenau durch den ihr vom Schicksal auferlegten Mangel an Mutterfreuden — vielleicht ihr selbst unbewußt — vertieft und geläutert wurde, ist oben schon erwähnt. Hier nun hatte die Fülle ihrer Seele ein Ziel, einen Centralisationspunkt gefunden, zumal Niembsch durch die sittliche Hoheit ihrer ganzen Erscheinung tief beglückt war, was er ihr oft mündlich gesagt und zum Überfluß schriftlich — häufig genug — wiederholt hatte. Und kamen dann Stunden, wo sich Emiliens Seele eine leichte Wehmut über ihre Kinderlosigkeit zu bemächtigen drohte, so hielt Lenau ihr — sie gleichsam tröstend — entgegen, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswert, aber doch nicht unerläßlich sei: „Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Dasein kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsere Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. s. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstraktum. Unsinn!“ *)

Vom Winter 1839 auf 1840 unterlag Niembsch häufiger als je im Kampfe mit der in ihm wohnenden Nachtnatur. Seine innere Unruhe nahm ihn mehr als je in Beschlag. Die Ursachen, soweit sie von außen her auf ihn eindrangen, liegen namentlich in seinem

*) Lenau an Sophie Löwenthal, 6. Juni 1838. Allerdings fügt Lenau in diesem Briefe bei, daß „eine gewisse Kanalwirtschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht leugnen lasse.“

qualvollen Verhältnis zu Sophie Löwenthal, die den Dichter am liebsten ausschließlich besessen hätte. Um die eben erwähnte Zeit kam außerdem Lenaus (im nächsten Abschnitt dieses Buches zu charakterisierende) Neigung zu Karoline Unger und das den stolzen Dichter beschämende Ende dieser Leidenschaft hinzu, um seine Nerven auf einen geradezu unheimlichen Grad der Spannung zu bringen, wobei Sophie Löwenthal das Ihrige — nämlich das meiste — beitrug. So wird es uns verständlich, wenn der innerlich bedrängte Niembsch seiner Emilie beichtet: „Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Ganglien-Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes ‚Hallo!' des Schwarzen; ohne Scherz, es ist oft zum Verzweifeln."

Bezeichnend für diese Periode der gesteigerten Nervosität Lenaus, seines Unmutes und seiner Menschenscheu*) um 1840 ist auch das trostlose Gedicht „Einsamkeit", das er im Januar des genannten Jahres an Emilie schickt:

„Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein,

*) Hiervon giebt Lenau selbst in einem Brief an Max v. Löwenthal (30. August 1840) ein schlimmes Beispiel. Er war bei Cotta zu Tisch geladen und erschien auch zur festgesetzten Zeit in schwarzem Frack, neuen Pariser Handschuhen, aufs eleganteste ausstaffiert. Baron Cotta und dessen Tochter empfingen ihn mit liebenswürdiger Huld. Als er mit ihnen einen Gang durch den Speisesaal machte und die zahlreichen Gedecke sah, schützte er eine Indisposition vor und — ergriff die Flucht.

Daß er, von seiner Einsamkeit erschrecket,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme strecket."

Im März 1841 finden wir ihn, nachdem ihn ein Grippe-Anfall gepackt hatte, in derselben verzweifelten Verfassung. Er schreibt am 13. an Emilie: „Ich bin noch immer sehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsschmerzen, ein molestiertes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miseren. Dazu kommen noch hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein gemeiner Kerl ist, ohne alle Großmut, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt. — Die Poesie stockt, mit der Lektüre will's auch nicht gehen. Sie werden, liebe Emilie, wenn ich nach Stuttgart komme, schon das Geschäft übernehmen müssen, mich durch Ihre vortreffliche Leibes- und Seelenpflege wiederherzustellen. Jetzt bin ich ein Mensch, von dem man sagen kann: es ist nichts an ihm. Ich arbeite nichts, empfinde fast nichts als Ärger und Traurigkeit, kurz, Sie werden zu thun haben. Leben Sie wohl! Teure Freundin, das empfind' ich doch noch, daß ich bin und bleibe Ihr Niembsch." Das ist dieselbe Nervenreizbarkeit, die ihm in demselben Jahr das Wort in die Feder diktierte: „Mein Körper ist eine Niederträchtigkeit. — Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber. — Ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter. — Mein Schlaf ist ein scheues Reh, mein Appetit launisch wie meine Seele." (Lenau an Evers*): Ischl, den 24. September 1841). Diese nervöse Überspannung, die seine Seele trübte und seinen Leib schwächte, steigerte sich mehr und mehr und drängte auf einen verhängnisvollen Ausbruch hin. Er fand in seinem Leben zu viel Verlornes, Versäumtes und Verfehltes, als daß er bei seinem angeborenen Hange zum Mißmut nicht noch tiefer in ihn hineingeraten sollte. Von solcher Einwirkung hatte auch Emilie zu leiden. Als der Unmut ihm wieder einmal

*) Karl Evers, Komponist (1819—1875) war durch Reinbeck mit Lenau bekannt geworden. Er hat manche Lieder des Dichters komponiert.

an Leib und Seele nagt, entfährt seinem Mund die Äußerung, daß es ihm vor allem um und um ekle, wohin er nur schaue, so daß Reinbeck, in dessen Haus dieses Wort fällt, ihn entsetzt fragt, ob er (Reinbeck) denn auch zu den Gegenständen seines Ekels gehöre?` Emilie war in beständiger Sorge und Unruhe um ihr Schmerzenskind; Lenaus schroffer Mißmut muß schon arg gehaust haben, daß er der geduldigen und immer zur Versöhnung bereiten Freundin das Bekenntnis entreißen konnte, welches sie Emma Niendorf anvertraute, daß Niembsch in der übelsten Stimmung zu ihr kam, kaum einen Tag blieb und gerade am Morgen vor seinem Geburtstag, den die Familie Reinbeck (zugleich mit der Genesung des alten Hartmann) so gern mit ihm gefeiert hätte, abreiste. „Er war mißmutig, schroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, suchte ihn möglichst zu entschuldigen, schrieb ihm aber doch offen und redlich über sein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, sein Eingeständnis desselben.

Indes muß ich Dir gestehen, meine teure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die so groß dastehen vor der Welt. So ist es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembsch, als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren, gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den schon so viel fremde Bäche eingemündet haben. Es ist dies Gleichnis auch weniger auf seine Dichtungen, als auf den Dichter selbst zu beziehen, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet."

Das Jahr 1842, dem wahrscheinlich auch der eben mitgeteilte Brief angehört, brachte dem schönen Bund zwischen Österreich und Schwaben einen kleinen Stoß. Lenau schreibt aus Wien, am 29. Oktober 1842: „Liebe Emilie! Soeben hab' ich Essig in die Tinte gegossen, um meinen Brief etwas anzusäuern, auf daß er sich in etwas dem Geschmack nähere, den Ihr letzter (wenigstens teilweise) hatte. Der brummende liegt vor mir. Gleich in den ersten Zeilen einen Klaps, daß ich in meinem letzten Schreiben der Geburtstage nicht gedachte, ich habe aber ihrer gedacht, wenn-

gleich nicht ausdrücklich mit Brief und Siegel. Gleich darauf kommt die Klage meiner christlichen Freunde, die ihnen, wenn sie sonst keine Teilnahme für mich haben, geschenkt ist. Ich mag an meinen Freunden nicht sehen, wie sie über mich und meine Tendenzen sauerliche, bedauerliche Gesichter schneiden. Sehe jeder, wie er's treibe, und daß er mit dem Teufel fertig werde, der auch mit dem allerchristlichsten Symbolum zu hantieren und die himmlischen Papiere täuschend nachzumachen weiß. Wir kennen uns.

Bald darauf führt Ihr Brief Beschwerde über meine Tyrannin, Laune, Mißmut und dergleichen, sodann die Hoffnung, daß noch in meinem Herzen der Erlöser und die göttliche (unterstrichen!) Liebe auferstehen werde. Dann noch ein Ausfall auf mein Verhalten gegen das weibliche Geschlecht, und endlich, endlich wird es etwas licht und freundlich in Ihren Zeilen, wo Sie von der Geige sprechen. Doch gleich sind wieder Wolken da. Mein Ignorieren des Theobald*). Dieser ist indessen bereits ein paarmal bei mir gewesen.

Schade, liebes Herz, daß ich Sie nicht sehen konnte, eben als Sie den letzten Brief an mich ausgeschrieben hatten. Nach einem mündlichen Gebrummel sind Sie gewöhnlich doppelt freundlich und liebenswürdig. Die gewiß ähnliche Folge nach einem brieflichen kann ich leider nicht genießen und muß mich daher nur an dem Gedanken freuen und beruhigen, daß mir alles aus Ihrem edlen, liebevollen Herzen gekommen ist. Ich umarme Euch alle. Ihr Niembsch." Daß diese kleine Reibung schnell überwunden ward, ist wohl eher Emiliens, als Niembschens Vermittelung zuzuschreiben. Aber auch Lenaus unauslöschliche Dankgesinnung verscheuchte alles Störende bald, und in klarer Erkenntnis des Edlen, was ihn mit Reinbecks verband, schreibt er, gleichsam das Resumee dieses Bundes skizzierend, am 21. November desselben Jahres: „Wir haben uns seit Jahren und länger schon so oft geschrieben, in guten und bösen Stimmungen, wir haben uns hie und da ein bißchen mißverstanden, gezankt, stets wieder versöhnt, dann wieder ein wenig geärgert; und über allen den kleinen Wechselfällen blieb

*) Gemeint ist Theobald Kerner.

unsere Freundschaft fest und unwandelbar; und so muß ich auch diesmal herzlich lachen über unsern kleinen Hader von neulich. Alle Uneinigkeit zwischen uns ist irrig und dummes Zeug, nur die Liebe ist wahr und vernünftig in ihrem Bestande." Daß solche Worte in Emiliens Herzen einen guten Resonanzboden hatten, braucht nicht erst betont zu werden. Sie ließ sich in ihrem menschlich schönen Benehmen Niembsch gegenüber nicht erbittern; sie fand, weil sich des Freundes Wünschen und Hoffen, Lieben und Glauben vor ihr erschlossen, immer wieder eine entschuldigende Erklärung für seine hypochondrischen Stimmungen und Extravaganzen; sie brachte seiner armen, von Leidenschaft zu Leidenschaft gehetzten Seele immer wieder Mitgefühl und Hilfe zu. Mochte das Herz ihr auch dabei bluten, mochte ihr Blick sich auch verstohlen feuchten, wenn sie ahnend dieses Dichter- und Menschenleben einem schauerlichen Schicksal näher und näher rücken sah — sie waltete und wirkte sanft und stille, in scheinbarer Ruhe und Selbstgefestetheit, ihm sein „rosendorniges" Dasein erträglicher zu machen. Wo andere den Stab über ihn brachen, erkannte sie des Freundes Wunde und entschuldigte ihn. So schrieb sie am 11. Juli 1843 an Emma Niendorf: „Verzeiht nur dem wunderlichen Freunde die Versäumnisse, mit welchen er Euch weh gethan hat. Gott weiß, wie viel ich selbst von seinen Eigenheiten schon gelitten habe, und wie gerne ich ihn hingebender für seine Freunde machen möchte; aber man muß oft sehr lange an dieses gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch ist es gut und edel." Ja, wir verstehen die leise Klage, die durch ihren Brief geht, welchen sie elf Tage später an Emma Niendorf schreibt: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich, auch haben wir gottlob gute Nachrichten von unsern entfernten Lieben; nun aber will Niembsch uns ernstlich verlassen, und da wird die Leere in unserem Hause erst recht fühlbar werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir dies wieder auf dem Herzen liegt; denn es ist ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe — das Aufhören aller näheren Beziehungen schmeckt eben gar zu bitter nach einem längeren Zusammenleben, das doch wenigstens seine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen

Herzen zum Bedürfnis geworden ist, unserm Freunde all' die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel mir nicht dies Glück versagt hätte."

Lenau bedurfte wohl eines Schutzgeistes, namentlich in dieser Zeit, wo sein Leben immer offenbarer dem Untergange zuglitt. Hatte er schon früher die traurigen Worte gesprochen, daß ein jedes Jahr treulich welkes Laub und welkes Hoffen bringe, so hatte er jetzt, wenn wir an seine wehen Leidenschaften zu Lotte Gmelin und Karoline Unger, sowie an sein in dieser Zeit von Sophie Löwenthal emsig geschürtes, aber auch schon brüchiges Verhältnis mit ihr denken, wohl Grund zu der bangen Frage:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt."

Wir stehen nun im Jahre des Zusammenbruchs des Lenauschen Geistes. Anläßlich seines Geburtstages 1843 glaubte Lenau in einem Briefe an Emilie (vom 21. August) Grund zu der Besorgnis zu haben, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werde, je tiefer er auf die Neige seiner Tage hinabkomme. Einige Wochen später (Brief vom 18. November 1843) geht es ihm „wieder einmal ganz schlecht, was ie Stimmung meines Gemüts betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμέλας, d. h. ringsum schwarz. Ja, liebe Emilie, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein, denn die Zeit will nichts von ihm, wie sie überhaupt keinen Diskurs mehr hören, sondern überall praktische, thatsächliche Hilfe haben will . . . Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja, nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie in hohem Grade disponiert ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt . . . Selig sind die Betäubten! noch seliger sind die Toten! Ich möchte lieber unter dem Misthaufen liegen, als darauf herumkrabbeln."

Über Lenaus äußere Erscheinung (1843) sagt ein Augenzeuge (C. A. Schlönbach), den der Dichter zu sich in Reinbecks Haus gebeten hatte, später (1850) folgendes: „Lenau, das tiefe, glühende Gemüt, ein kleiner, aber breitgesetzter Mann mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirn hebt sich mächtig über das sonderbare, oft unheimliche Blitzen seiner großen, schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend und durchaus den edlen Biedermann, das weiche, warme Dichtergemüt verratend) unruhig, oft scharf fixierend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt. — Mit wahrhaft tragischem Schmerz trat später diese ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichsam prophetisch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals schon dann und wann die Blitze der später hereinbrechenden grausenhaften Vernichtung durch sein Wesen."

Es kommt das Unglücksjahr 1844. Da es nicht der Zweck dieser Seiten ist, eine allseitige Beleuchtung der Krankheit Lenaus zu bieten, so genügt es, wenn wir uns bei der nachfolgenden Schilderung an die Hauptquelle für des Dichters Leben und Leiden in dieser Zeit halten, wodurch wir zugleich unserer Aufgabe gerecht werden, Emilie und Niembsch im Brennpunkt der Thatsachen und Ereignisse zu sehen. Diese wichtige Quelle ist das Tagebuch Emiliens, das sie eigenhändig über „Lenaus Erkranken 1844" verfaßt und bis 1846 fortgeführt hat. Auf diese Niederschrift, die 1891 in der „Neuen Freien Presse" [Wien]*) zuerst veröffentlicht ward, wurde ich, wie auch auf die Briefe Lenaus an die Familie Reinbeck, von einem Mitgliede der Hartmann-Reinbeckschen Familie aufmerksam gemacht. Ich werde mich um so eher an die Aufzeichnungen Emiliens halten, zum größten Teil wörtlich, als sich darin die

*) Nr. 9662—9664, 21.—23. Juli.

große, edle Seele der Schreiberin, sowie auch des armen Dichters Leben in dieser Zeit treu und unverfälscht wiederspiegeln. Zugleich wird dadurch die Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks, mit dem Emiliens Tagebuch auf den Leser wirkt, bewahrt*).

Zur Jahreswende 1843 auf 1844 gratulierte Emilie dem Freunde, worauf er mit einem Dank für ihre Wünsche meint, daß er von dem neuen Jahre nicht viel Gutes erwarte; schon die Zahl 44 sei so vierschrötig, daß er allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe. Poeten sind Propheten! Schwermütiger als je klingen und klagen seine Weisen. Am 16. Januar sendet er seiner Freundin, die er diesmal früher als sonst zu besuchen denkt, einige Glückwünsche zu ihrem Geburtstag und schreibt: „Mein Leben ist hier Einsamkeit und etwas Lyrik. Als kleines Angebinde zu Ihrem Geburtstag erhalten Sie von letzterer folgendes:

Waldlied.

1.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt;
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste, traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andere ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

---

*) Die Stellen, welche dem Tagebuch Emiliens wörtlich entlehnt wurden, sind in der nachfolgenden Schilderung durch einfache Anführungsstriche (‚—‘) bezeichnet.

2.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter fallen leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich-still vergnügtes Tauschen.

‚Den 1. April 1844 kam unser alljähriger lieber Frühlingsgast bei uns an, in guter Gesundheit und heiterer Stimmung.

‚Seine Besuche brachten seit einer Reihe von Jahren ein erfrischendes geistiges Element ins Haus und gehörten zu unsern besten Lebensfreuden.'

Er faßte größere Reisepläne: ein Seebad lag ihm im Kopf; „das Murmeln des Meeres sollte seine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen." Am 26. April begab er sich nach Heidelberg. Auf der Fahrt dahin war ihm seltsam zu Mute, sagt er; seine Jugend, seine Poesie und der Frühling der Erde erschienen ihm wie holde Gespenster und lächelten wehmütig auf ihn zum Wagen herein. An Emilie schrieb er in seinem drittletzten (der vorhandenen) Briefe, die er ihr geschickt: „Gestern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß war dort angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerungen meiner Fahrt nach Amerika, die ich einst von diesem Ufer aus begonnen. Viel Wasser rauschte indessen im Fluß hinunter, und vieles ging

den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer schmerzlich die Empfindung, die sie begleitet."

Er blieb nur acht Tage in seinem „beliebten" Heidelberg. Emilie schreibt: ‚Als der Arzt eine Luftveränderung für meine Gesundheit für nötig erachtete und dazu Lichtenthal bei Baden vorschlug, kündigte er mir auf die freundlichste Weise seinen Entschluß an, uns dahin zu begleiten und mit allen Kräften zu meiner Genesung und Erheiterung beizutragen . . . Niembsch blieb bis Ende Juni bei uns, malte mit lebendigen Farben unser ländliches Zusammenleben in Lichtenthal aus, wo er viel arbeiten, uns mit Vorlesen und Violinspielen erfreuen, auf allen Spaziergängen mir Führer und Stütze sein, sich von der Gesellschaft aber durchaus zurückhalten wolle. Er sehne sich ungemein nach völliger Stille und Ruhe. Daneben beschäftigte er sich aber doch auch wieder mit weiteren Reiseplänen von Baden aus und äußerte besonders großes Verlangen, das Meer wiederzusehen.'

Mitte Mai packte ihn grimmiger Unmut wieder, der in einem Brief (17. Mai) an die Wiener Frau wüst explodiert: „Beständiges Unwohlsein, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Ärger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sei; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, bresthaft und elend sein muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt.

O, meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Atmet nicht behaglich bei den Unken."

In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimat.“ Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immer mehr vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele fanatische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeite. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zur Jahr fühlbareren Multiplikationen des Geschmeißes ein wimmelndes Sympton des herannahenden Erdentodes sein. O, tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! Phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abscheulichen Laune.

Ihr Niembsch.“

In der That: abscheulich und launisch ist das Schreiben sattsam! Dieser schauderhafte Zustand hielt längere Zeit an. Mit dem einen Lungenflügel atmete er — wie er am 24. Mai schreibt — Langeweile, mit dem andern Ärger über die vertrackte Buchdruckerei; seine Seele steckte eben in der tiefen, grauen Kapuze; ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken ließ ihn still und mißmutig dasitzen und der Zeit und seinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünschen. (Briefe vom 24. Mai und 7. Juni).

‚Gegen Ende Juni‘ — berichtet Emilie weiter — ‚reiste er vier Tage vor uns hier ab, um, wie er sagte, das vorausbestellte Quartier für uns und ihn selbst einrichten zu helfen und uns dann zu empfangen.‘ Daß Lenau diesen Grund nur als Vorwand benutzte, um infolge seiner inneren Unruhe möglichst schnell aus dem „verdammten Kloakenthal“ hinweg nach Baden zu eilen, wo er am 26. Juni eintraf, ist nach den oben charakterisierten elektrischen Ausbrüchen seiner Sturmseele nur zu begreiflich. Daß aber seine Mißlaune kein Produkt des Stuttgarter „Pestilenzlenzes“, sondern nur der unheimlich vorausgleitende Schatten jener schwarzen Wolke war, die seine Seele für immer zu umhüllen begann, zeigen seine brieflichen Äußerungen vom 27. Juni und etwa vom 7. Juli. Im

ersten Schreiben fühlt er deutlich, wie der rauschende Gott der Lüfte, der dodonäische Zeus der alten Griechen, ihm in Baden Leib und Seele erfrischend durchströmt. Kaum einige Tage später wühlt er abermals in den Tiefen des Unmuts und der Launenhaftigkeit: er leide seit acht Tagen an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe; er hält sich für ruiniert und kommt zu dem schauerlichen, selbstpeinigenden Geständnis, daß es mit beschleunigender Geschwindigkeit holpernd und stürzend bergab gehe.

Emilie schreibt des ferneren: ‚Als wir zur bestimmten Zeit in Lichtenthal ankamen, überraschte es uns, ihn nicht zu treffen und zu hören, daß er noch gar nicht dagewesen sei. Den andern Tag, nachdem wir vollkommen eingerichtet waren und uns sein Zimmer hatten zeigen lassen, welches Parterre, zwar ganz komfortabel eingerichtet, aber neben dem Hauseingang unruhig gelegen, neu tapeziert und angestrichen war und noch etwas nach der Ölfarbe roch, machten wir abends einen Spaziergang nach Baden zu, wo wir bald unserm verlornen Freund begegneten.

Er kam im Fiaker von Baden her gefahren. Wir hatten große Freude, kehrten sogleich mit ihm um, und er ließ sein Gepäck in sein Zimmer bringen.

Er war verstimmt, einsilbig und gestand bald, daß es ihm in Baden besser gefalle und er dort ein viel angenehmeres Zimmer bewohnt habe; meinte auch, daß er jetzt lange genug in unserem Hause in asketischer Ruhe gelebt, sich nun wieder der Welt erfreuen wolle. Wir erwiderten darauf, daß er sich durchaus nicht für an uns gebunden halten dürfe, sich ganz nach Neigung und Laune einrichten möge, wie und wo er wolle, wir würden ihn zwar schwer entbehren, aber doch lieber auf die gehoffte Freude verzichten, als ein Opfer annehmen, das ihm sauer würde, wodurch wir ja doch keinen Gewinn hätten. Er machte zuerst den Vorschlag, in Lichtenthal eine bessere Wohnung zu suchen, ging in einige schön gelegene Häuser, sich ein Quartier anzusehen, da er es aber sogleich haben und keinen Tag länger warten wollte, war natürlich nichts zu machen, und er zog den andern Morgen schon wieder nach Baden mit dem Versprechen, uns recht oft zu besuchen.

Dort hatte er an Auerbach, Lewald, Panowka und einem renommierten Charlatan, Dr. F., enthusiastische Bewunderer gefunden, die sich seiner ganz bemächtigten, ihn oft noch lange nach Mitternacht belagert hielten; vor allem aber fand er sich mächtig angezogen von einem Fräulein Marie Behrends*), die mit einer Tante und Cousine an der Mittagstafel ihm gegenübersaßen. Zu uns kam er alle paar Tage einmal, meist im Fiaker, den er auf sich warten ließ, deshalb nie länger als eine Viertel-, höchstens halbe Stunde blieb, seine Cigarre rauchte, übrigens immer zerstreut und verstimmt war; ja, sein Benehmen gegen uns war so auffallend unfreundlich, mürrisch und verschlossen, daß es fremden Menschen auffiel und uns besonders nach seiner so kurz vorher geäußerten besorgten Teilnahme, und da er gerade über zehn Wochen lang die herzlichste Gastfreundschaft in unserem Hause erfahren hatte, schmerzlich verletzen mußte. Wir erfuhren von seiner Liebe, von der bereits festgesetzten Reise nach Frankfurt, wo er bei der Mutter um das Mädchen anhalten wollte, durch Fremde, die es als allgemeines Badgespräch gehört hatten, bekamen das Mädchen auch nie zu sehen. Reinbeck fand endlich nötig, ihn über sein höchst unartiges Benehmen gegen uns zur Rede zu stellen, wo er zuerst die Schuld auf uns schieben wollte, dann aber sich damit entschuldigte, daß er als ein Verliebter nicht zurechnungsfähig sei, und auf die freundliche Warnung, er möchte sich doch nicht von einer Leidenschaft überrumpeln lassen, erwiderte, er sei ja kein Kind mehr und habe schon öfter dergleichen Dinge erlebt.

Er hatte uns in dieser Zeit einigemal geklagt, daß er fast beständig Kopfschmerz habe, was ihm ein ganz neues, unleidliches Gefühl sei, und bemerkte dabei, der Dr. F. habe ihn, um es zu vertreiben, magnetisiert, worauf es aber durchaus nicht besser geworden sei. Ich bat ihn dringend, dies doch ja nicht wieder zu thun, und war sehr besorgt darüber, denn wir wurden öfters von unbefangenen, teilnehmen en Menschen aufgefordert, unseren Freund vor diesem Abenteurer zu warnen, der wegen seines öfteren Mißbrauches des Magnetisierens schon an zwei verschiedenen Orten

*) Vergl. den Abschnitt „Marie Behrends“ in diesem Buche.

längere Zeit unter polizeilicher Aufsicht gestanden hatte. Wir sagten ihm dies alles, umsonst! Er war so eingenommen für diesen Menschen, daß er eine kleine Reise durch den Schwarzwald allein mit ihm machte, von welcher er sehr befriedigt zurückkehrte.

Die Verlobung mit Marie Behrends fand statt, worüber später berichtet wird. Lenau reiste dann nach Wien, um die zur Heirat nötigen Papiere zu erlangen. Am 20. September kam er wieder zurück in elender Verfassung des Leibes und Geistes. Er gestand den Reinbeckschen Freunden, daß sein Schwager und seine Schwester keine Freude an seiner beabsichtigten Heirat hätten und seinen Entschluß für eine Übereilung hielten. ‚Ihre Einwendungen hätten ihm Mut und Stimmung getrübt, Sorgen in ihm erweckt. Sein Schwager habe ein ganzes Heft voll geschrieben und gerechnet, um ihm zu beweisen, wie nachteilig sein Kontrakt*) mit Cotta für ihn sei, und daß seine Einnahme nicht ausreichen werde zu einem anständigen häuslichen Leben.‘

Lenau suchte zunächst, um dem Druck der zukünftigen finanziellen Sorgen zu begegnen, von Cotta eine Verzinsung des Hauptkapitals mit fünf Prozent zu erreichen. Dieses Verfahren war mit Mühe und Zeitverlust verbunden, was ihn arg verdroß. In höchst gefährlicher Weise aber ward sein gespannter Seelenunmut durch Briefe aus Wien von Sophie Löwenthal**) verschärft, die in Gefahr stand, ihren Dichter durch seine Heirat für immer zu verlieren. Lenau ‚war untröstlich,‘ schreibt Emilie. ‚Ich suchte ihn zu beruhigen, ihm Mut und Vertrauen einzuflößen durch Beispiele seiner hiesigen litterarischen Freunde, die mit weit weniger oder zum Teil ganz ohne Kapitalvermögen und Besoldung ein

---

*) Der Kontrakt sicherte der J. G. Cottaschen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner (Lenaus) sämtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl, als auch der noch zu erwartenden zu. Lenau wurden dafür 20000 fl. zugesprochen, für jedes neue Werk (Band) 2500 fl. Die Auszahlung des „Hauptehrensoldes“ von 20000 fl. sollte innerhalb 5 Jahre erfolgen.

**) Vergl. den Abschnitt „Sophie Löwenthal“ in diesem Buche.

glückliches, häusliches Leben führen, und erinnerte ihn an seine kurz zuvor mit so freudiger Zuversicht ausgesprochenen Worte: wie die Arbeit ihm jetzt erst ein Genuß und eine Lust sein werde, wie ihm diese Aussichten vollkommen genügen und er in die Verbindung mit seiner Marie die letzte Hoffnung auf irgend ein Lebensglück und eine Befriedigung seiner Sehnsucht nach Ruhe setze. Darauf wurde er auch bald wieder heiterer und beschäftigte sich mit freundlichen Bildern und Plänen für die Zukunft.

Am Sonntag, den 9. September, wie er eine Weile stumm, finster brütend am Frühstück gesessen hatte, brach er in einen heftigen Affekt aus mit Klagen und Thränen. Als er sich auf unseren herzlichen Zuspruch wieder gefaßt hatte, bemerkte er eine Spannung auf der rechten Seite des Gesichtes. Er äußerte die Besorgnis, es werde ihn doch nicht gar der Schlag gerührt haben, und schalt seine allzu große Reizbarkeit. Wir wollten den Arzt rufen lassen, wogegen er sich aber aufs bestimmteste wehrte.

Am Mittagessen beim Vater unten scherzte er darüber, aß mit Appetit, und abends, wo es heftig stürmte, ging er aus ohne unser Wissen. Als er nach Hause kam, zeigten wir ihm unsere Besorgnis darüber und ermahnten ihn zu größerer Schonung seiner Gesundheit. Da er in der Nacht auch wieder durch starken Schweiß inkommodiert war, überhaupt immer über Mangel an Schlaf klagte, schickte ihm der liebe Vater seinen trefflichen Arzt Schelling, der ihm ein Zugpflästerchen hinters Ohr und eine nervenberuhigende Arznei verordnete. Abends las er uns etwas Komisches vor, wobei er viel und recht von Herzen lachte. Dann beschrieb er uns auch ein Landhaus in Mödling bei Wien (die Klause genannt) mit vieler Vorliebe und Ausführlichkeit und bezeigte große Lust, es anzukaufen, da er es um billigen Preis bekommen könne.

Am folgenden Tage fing ihn der Gedanke, es habe ihn der Schlag getroffen, zu quälen an, obgleich Schelling ihn versicherte, daß dergleichen momentane Nervenaffektionen und Lähmungen häufig vorkommen und ohne alle Folgen vorübergehen, wie er auch durchaus nicht davon entstellt war; da er aber, wenn er lachte oder gewisse schwere Worte aussprach, sich geniert fühlte und seine Züge dann auf der einen Seite starr, auf der andern bewegt, also un-

gleich anzusehen waren, wuchs die Vorstellung davon immer mehr zu einem grausigen Gespenst an.

Diese zwei Dämonen, Sorge fürs Auskommen und Mißtrauen in seine Gesundheit und Heiratsfähigkeit, verdüsterten all seine Gedanken. Er rechnete den ganzen Tag, was er brauche und was er etwa einzunehmen habe; ich mußte ihm auch wiederholt vorrechnen, was unsere Ausgaben jährlich betragen, alle einzelnen Lebensbedürfnisse anschlagen.

Er sprach davon, seine Verbindung mit der Braut aufgeben zu müssen, gab vor, seinen Freunden in Wien diese Rücksicht schuldig zu sein u. s. w. Wir bemerkten ihm, daß dies nicht so eilig geschehen könne, die Heirat zwar seines krankhaften Zustandes wegen jedenfalls verschoben werden müsse, weitere Beschlüsse jetzt aber nicht zu fassen seien; er möchte auch an die Verantwortlichkeit gegen die Braut und die Folgen seines Wortbruches denken. Das leuchtete ihm ein; denn Frau Behrends hatte ihm aufs gewissenhafteste die Vermögensumstände ihrer Tochter angegeben und ihn gebeten, seinen Entschluß reiflich zu erwägen, lieber noch etwas zu warten, sich zu prüfen, und wenn seine Liebe sich bewähre, seine Angelegenheiten erst zu ordnen; er aber drang mit Ungestüm auf das entscheidende Jawort und glaubte, als er es hatte und der innigsten Gegenliebe des Mädchens gewiß war, sein Glück für alle Zeit gesichert.

Wie hatte sich dies alles nun in wenig Wochen verändert!

Er schrieb nicht mehr an die Braut, sondern übertrug mir dies Geschäft, behauptend, es greife ihn zu sehr an; dagegen schrieb er fast täglich nach Wien,*) und die Briefe, die er von dort erhielt, wurden mit der höchsten Ungeduld erwartet, dem Postboten, der sie brachte, ein Geldgeschenk dafür gegeben, und sie hatten immer den nachteiligsten Einfluß auf seine Stimmung.

Er weinte oft so heiße, bittere Thränen, daß mir ob seinem Jammer das Herz ganz schwer wurde. Mitunter beschäftigten ihn auch wieder verschiedentliche Zukunftspläne und schöne, heitere Bilder seines häuslichen Lebens.'

*) An Sophie Löwenthal.

Lenaus Mißtrauen in die Tröstungen und Versicherungen Emiliens und ihres Gatten, sowie der ihn behandelnden Ärzte Dr. Schelling und später des Staatsrates Ludwig, daß er bei größter Ruhe und Selbstschonung genesen könne, wuchs und wuchs. Er war fest überzeugt, daß „der Tod den ersten Versuch an seinem Leibe“ gemacht hatte. Mit der Kranken trotzigen Eigenwilligkeit hielt er am 7. Oktober in seinem Zimmer Emilie, als sie das Gemach verlassen wollte, fest und „spannte sie auf die Folter“: „sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling seinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt hätte.“

Noch wußten die Wiener Verwandten nichts Genaues über Niembschens Zustand. Da schrieb Reinbeck am 8. Oktober an Schurz und teilte ihm in schonenden Worten mit, daß Niembsch infolge der großen Strapazen an einem gereizten Nervensystem und einer Abspannung leide, bei der die Freundschaft ihm jede Aufregung und Anstrengung erspare. Reinbeck bittet den Schwager Niembschens, er möchte sich nicht beunruhigen, wenn Lenau ihm in der nächsten Zeit nicht selbst schreibe. Schurz könne sich darauf verlassen, daß Lenau in den geschicktesten ärztlichen Händen und in der treuesten Pflege sei.

Furcht und Hoffnung wechselten miteinander ab; auf Klarheit und Ruhe folgte Dunkel und Sturm. Der Gedanke seiner Heirat verließ ihn noch nicht. In der Nacht auf den 13. Oktober brach das erste Delirium aus, entsetzlich, hoffnungsraubend. Drei Tage später*) abermals mit stärkerer Wucht. Emilie schreibt: ‚In der Nacht auf den 16. wurden wir gegen 2 Uhr durch einen furchtbaren Lärm an unserer von außen verschlossenen Thür geweckt. Er drang mit Gewalt herein, ließ mir keine Zeit, nur Strümpfe anzuziehen, packte mich fest am Arme und nötigte mich, zu ihm aufs Sofa zu sitzen, wo er dann anfing mit ganz verstörten Zügen und entstellter Stimme: „Ich weiß, ihr habt mich verklagt beim Kriminal-

*) Lenaus düstere Sehergabe äußerte in gesunden Tagen und auch noch im Beginne seiner Krankheit, daß er vor dem 15. Oktober verheiratet sein müsse. In der Nacht vom 15. auf den 16. gewann man die Überzeugung, daß Lenau wahnsinnig geworden war.

amt als Mörder, daß ich festgenommen und gerichtet werde. Ihr habt mein Geheimnis durchschaut, kennt jetzt mein Verhältnis zu dieser Frau,*) so mögt ihr auch alles wissen und meine Rechtfertigung anhören. Sie schrieb nämlich in einem ihrer Briefe: „Wenn ich einmal einen ganz heiteren Brief von ihr erhielte, sei dies ein sicheres Zeichen, daß ihr Tod ganz nahe. Dann kam ein solcher heiterer Brief, und dann kam nach dem gewohnten Zeitraume keiner. Ich mußte glauben, sie sei tot, man werde mich für ihren Mörder halten. Sie schrieb auch, wenn ich sterbe, würde sie sogleich Gift nehmen, welches sie schon bereit hätte, und nun erhielt ich wieder einen Brief von ihr, einen ganz gleichgültigen." Reinbeck kam indessen auch herein, und Niembsch rief ihm gleich entgegen: „Ich bin verurteilt worden, ihr habt mich beim Kriminalamt als Mörder verklagt" u. s. w. Wir entgegneten ihm mit der innigsten Teilnahme, wie er doch so etwas von uns denken könne. Er möchte sich doch nur beruhigen und besinnen, es sei ja dies alles nur ein böser Traum gewesen.

Da sah er uns ganz bestürzt an, kam ganz zu sich, fiel uns um den Hals, weinte, sprach mit Schauder das Wort „Wahnsinn" aus und ließ sich dann in sein Zimmer führen, wo er sich nach und nach etwas beruhigte, eine Tasse Baldrianthee trank und sich ebenso bereitwillig Senfteig von mir auf die Waden legen ließ. Er hatte sich zwar ins Bett gelegt, konnte aber nicht mehr schlafen, und ich mußte bei ihm bleiben.

Er hatte mir vieles zu sagen über sein Verhältnis zu jener Frau, und so verschlossen er bisher über diesen Gegenstand gewesen, so sehr schien es ihm nun Bedürfnis zu sein, sich darüber auszusprechen, und mit dem Vertrauen bewährter Freundschaft schüttete er sein Herz vor mir aus. Er sprach durchaus zusammenhängend und mit der gewohnten Klarheit, so daß ich unmöglich an seinem vollkommen hellen Bewußtsein zweifeln konnte, und diese Mitteilungen erleichterten ihn sichtbar, wenigstens war die Angst und Schwermut von ihm gewichen. Zum Frühstück kam er zu uns herüber, war aber etwas aufgeregt, hastig und sagte, nach-

*) Sophie v. Löwenthal.

dem er mit Appetit gefrühstückt, er müsse nun auch einmal wieder seine Violine vornehmen, die in der letzten Zeit ganz geruht hatte, ging in sein Zimmer und fing an zu spielen. Erst ein Adagio, voll Ausdruck, vortrefflich wie immer, dann kam es an die Ländler und ungarischen, da wurde er immer aufgeregter, fing an zu tanzen, kam tanzend und springend zu mir herüber und versicherte mich, die Geige habe ihn vollkommen gesund gemacht, er fühle sich durchaus frisch, kräftig, heiter und genesen. Darauf ging er wieder hinüber, mehrere Briefe zu schreiben, und ehe wir's uns versahen, war er die Treppe hinunter zum Hause hinaus. Der Bediente des Vaters eilte ihm nach, und ich ließ seinen Freund Gustav Pfizer, der uns ganz nahe wohnt, bitten, ihm zu folgen. Dieser traf ihn, von der Post kommend, wo er ihm gleich erzählte, er habe das Wunder seiner Genesung durch die Geige an Kolb*) in Augsburg berichtet, daß er es durch die Allgemeine Zeitung bekannt mache. Dann fühlte er sich sehr müde, setzte sich auf der Straße nieder**) und kam ganz erschöpft nach Hause, so daß er nicht gleich beide Treppen zu steigen vermochte, bei meinem lieben Vater unten eintrat und sich da eine Weile auf dem Sofa ausruhte.

Schelling hoffte von seiner Ermattung einen stärkenden Schlaf, und ich bat ihn, sich gleich zu Bette zu legen. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn habe gehen lassen oder nicht wenigstens selbst eingeholt hatte, ließ sich die Fensterladen zumachen und verlangte dann allein zu sein. Ich bat ihn, wenn er ausgeschlafen habe, mir durch die Klingel ein Zeichen zu geben, daß ich nach ihm sehen könne, und seine Zimmerthür wurde indessen nicht aus dem Auge gelassen. Er gab kein Zeichen, aber gegen 1 Uhr hörte ich ihn stöhnen und seufzen, öffnete seine Thür, um zu fragen, ob er mit uns oder in seinem Zimmer essen wolle. Ich fand ihn zerstört aussehend, und er sagte zu mir: „Ich bin noch nicht tot!",

*) Redakteur der Allgemeinen Zeitung (jetzt in München).

**) Schurz schreibt: „Seine Wirte mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Calvarienberg wandeln."

worauf ich ihm freundlich zusprach, alle düsteren Gedanken abzuschütteln, sich zu sammeln, der Freundespflege geduldig hinzugeben, daß er gesunde und wir uns seines Glückes freuen können. Er war auf, aber nur halb angezogen; ich leitete ihn zu Bette und brachte ihm seine Suppe, die er mit Appetit aß, dann bat er mich, ganz bei ihm zu bleiben, und gestand mir, daß er am Vormittag, kaum ehe ich zu ihm eingetreten sei, einen Versuch angestellt habe, sich zu erwürgen. Ich zitterte an allen Gliedern und raffte alles zusammen, was in seinem Zimmer an Rasier-, Federmessern u. s. w. zu finden war. Den ganzen Nachmittag war er vollkommen klar, sprach mit Abscheu von en Delirien, vom Selbstmord und versprach mir, um diesen traurigen Zustand loszuwerden, jede Anordnung des Arztes pünktlich zu befolgen. Auch war alles, was er mir über Vergangenheit und Zukunft sagte, im hellsten Zusammenhang . . .

Für die Nacht hatte Schelling Arznei verordnet. Ferdinand, der Diener, meine Dienstmädchen wachten, und ich bat Niembsch, zu erlauben, daß immer eins von ihnen in einer Ecke seines Zimmers sich aufhalte, um alle Vorschriften und Winke aufs genaueste beachten zu können, weil das Zimmer ohne Verbindung mit einem andern war. Er verbat sich aber aufs nachdrücklichste ihre Gegenwart, und sie lagerten sich nun im Hausflur dicht vor seiner Thür, um, wenn er etwas begehrte, gleich bei der Hand zu sein. Er schlief nicht, sprach die ganze Nacht, war aber doch so weit ruhig, daß er im Bette blieb, Arznei und Thee bereitwillig einnahm und mir am Morgen erzählte, daß er mir zuliebe sich so beherrscht habe.

Nachdem der Arzt nun erklärt hatte, daß er nicht mehr ohne Wächter oder Wärter sein dürfe, war mein lieber Vater so gütig, uns seine Gastzimmer im Parterre für unsern lieben Kranken anzubieten, und meine gute Mariette, die sie gerade mit ihren Kindern besetzt hielt, wurde ausquartiert.' Die Medizin nahm Lenau erst dann, wenn man zu ihm sagte: „Die Frau Hofrätin läßt bitten." So zeigte sich Emiliens besänftigender Einfluß auf den Kranken in den kleinsten Vorkommnissen des Tages. Am 17. Oktober wollte er abreisen, weil er fürchtete, den Freunden zu viel Mühe zu machen. ‚Ich' — schreibt Emilie — ‚erwiderte ihm

darauf alles, was die herzlichste Liebe mir Teilnehmendes und Beruhigendes eingab, und er nahm es freundlich dankend an, blieb den Tag über meist im Bett, zwar immer ohne Schlaf und Ruhe, aber doch auch ohne besondere Aufregung'. In der Nacht auf den 18. Oktober wachte mit dem Diener Ferdinand der Chirurg Ullrich, sein Barbier, den er sehr gern leiden mochte, bei ihm unten. Er wollte ihn als Bedienten engagieren, worauf dieser einwarf, daß er militärpflichtig sei, deshalb nicht los könne. Da sagte Niembsch, er wolle mit mir darüber reden, ich thäte ihm alles zu Gefallen, was ich könnte, und ich könne alles, auch vom Militär frei machen.

Am 18. Oktober, einem Freitag, ward der Staatsrat Ludwig zu Rat gezogen, ein großer Verehrer der Lenauschen Muse. Sein Lieblingsbuch war des Dichters „Faust". Ludwig und Schelling verordneten abführende, niederschlagende Pulver. ‚Niembsch verlangte wieder herauf in sein altes Zimmer, behauptend, die neuen Umgebungen machten ihn ganz verwirrt und hätten ihm auch die unruhige Nacht bereitet. Oben stöberte er wieder in seinen Papieren und zerriß sehr viele. Darauf legte er sich nieder und sagte, er fühle jetzt seinen Tod herannahen, faltete die Hände und schloß die Augen, dann fiel ihm ein, er wolle noch ein Testament machen, und er schrieb seinen letzten Willen auf, änderte fast nach jeder Linie daran, hieß mich unterschreiben*), siegeln, zerriß wohl zehnmal, was er geschrieben hatte, und wartete dazwischen immer auf den Tod. Endlich wurde ihm die Zeit lang, und er bat mich aufs dringendste, ihm Gift zu geben, seine Qualen abzukürzen. Ich hatte ihm vergebens seine Todesgedanken auszureden gesucht, Arznei und Erfrischungen angeboten, er hatte nichts genommen; nun, da er Gift von mir verlangte und ich sah, wie ihm eine kleine Stärkung not that, brachte ich ihm erst Arznei, dann einen Teller voll kräftiger Suppe, die er mit Begierde aß. Er fragte mich dann: „Wird es bald wirken?" und ich antwortete: „Es wird wohl thun und auf Ihre Genesung wirken." — „Nein, nein, ich muß sterben," sagte er . . . So ging der Nachmittag

*) Emilie verschrieb er seinen Urwald in Amerika.

hin mit Todeserwartung, Schmerz und Anklage*); oft lehnte er sein geängstigt Haupt an meine Schulter und weinte wie ein Kind. . . . Mit blutendem Herzen und der bittern Angst besorgter Liebe suchte ich ihn zu widerlegen, zu beruhigen, meinte endlich auch, daß es mir gelungen sei, und da er stiller wurde, sich gegen die Wand kehrte, hoffte ich, der Schlaf werde sich nun endlich einstellen.

Ich mußte ihn eine halbe Stunde verlassen. Die liebevolle Sorge der Meinigen verlangte, daß ich in ihrer teilnehmenden Mitte etwas Ruhe und eine Tasse Thee genieße, da ich mir in der That jetzt kaum Zeit nahm, hie und da in Eile etwas zu mir zu nehmen, und der Kräfte doch so sehr bedurfte . . .

Ich beorderte nun die Leute, vor seiner Thür Wache zu halten**) und mir gleich anzuzeigen, wenn er unruhig würde. Es dauerte auch keine halbe Stunde, so wurde ich geholt. Er hatte nach mir gerufen, und wie ich zu seinem Bette trat, schauderte ich zusammen vor seinem Anblick; die Augen waren ganz stier vorgequollen, das Weiße mit Blut unterlaufen, sein Sacktuch und Kissen voll Blut. Entsetzt und mit der bittersten Selbstanklage, daß ich ihn einen Augenblick verlassen, fragte ich, was geschehen, und er sagte, da ich ihm kein Gift geben wolle, habe er versucht, sich mit seinem Halstuch zu erwürgen. Ich ließ sogleich Ludwig berufen, der uns am nächsten wohnt. Niembsch begrüßte ihn mit der flehentlichen Bitte, ihm Gift zu geben. Ludwig beschwichtigte ihn sehr gut; er fragte: „Warum denn?“ Niembsch antwortete: „Um die Todesqualen abzukürzen, weil ich ja doch sterben muß,“ worauf Ludwig erwiderte: „Wer hat denn gesagt, daß Sie sterben müssen? Sie sind gar nicht so krank und können bald wieder ganz gesund werden, wenn Sie sich recht zusammennehmen und gut halten.“ Nun fiel es dem armen Kranken wie Schuppen von den Augen. „Wie war mir denn? Ich dachte, mir hätte jemand gesagt, ich müsse sterben! War's nicht so?“ — „Nein, gewiß nicht.“ — „Also Maniacus? Herr Staatsrat!“ Dieser: „Nicht

*) Lenau meinte sein Verhältnis zu Sophie v. Löwenthal.

**) Der Kranke hatte sich die Anwesenheit der Diener aufs bestimmteste verbeten.

Maniacus, sondern Hypochondriacus!“ Das beruhigte ihn. Darauf ein ganz helles Gespräch, und als Ludwig ihn verließ, war er vollkommen klar und ruhig. Später kam der treue Freund Gustav Pfizer, um die Nacht bei ihm zu wachen. Niembsch empfing ihn als einen guten, tröstenden Engel mit herzlicher Liebe, erinnerte ihn an die Zeit ihrer ersten Begegnung, und obgleich mir seine Stimmung wieder etwas aufgeregt schien, hoffte ich doch, als ich ihm eine gute Nacht wünschte, daß der Himmel sie ihm schenken würde. Es war noch ein Wächter angestellt, und ich legte mich unsäglich müd zu Bette, konnte aber vor Angst und Sorge um den teuren Freund nicht schlafen.

Gegen 4 Uhr morgens war's so unruhig, daß ich aufstand, nachzusehen. Da trat Pfizer in großer Bestürzung aus Niembsch' Zimmer und sagte mir, er müsse den Herrn von Porbeck*) holen, Niembsch verlange mit solchem Ungestüm nach ihm, daß er selber habe fort wollen und Pfizer ihn nicht anders zufrieden zu stellen wisse, als indem er seinen Willen thue. Er riet mir, nicht zu ihm hineinzugehen.

Da ich indes bald hörte, wie der Wärter in Not und Angst sich nicht mehr zu helfen wußte mit dem höchst aufgeregten Kranken, glaubte ich ihm zu Hilfe kommen zu müssen, und trat mit dem sicheren Vertrauen, ihm unter allen, die in dieser Krankheit thätigen Anteil an ihm nahmen, am unentbehrlichsten zu sein, ihn auch am besten beruhigen zu können, in sein Zimmer. Diesmal hatte ich mich gewaltig verrechnet und wäre mir mein gut gemeinter Freundeseifer fast gar übel bekommen. Wütend fiel er über mich her mit geballten Fäusten und mit dem Ausruf: „Mörderin! Giftmischerin! Deine letzte Stunde ist gekommen!“ Ich hielt mich schon für verloren und sank halb vernichtet, mit furchtbarem Herzklopfen auf einen Stuhl, der Wärter hielt den aufgeregten Kranken fest, der mit Schmähworten sich Luft zu machen suchte und mir wiederholt drohte, mich nicht von der Stelle zu rühren, bis der Richter, nach dem er gesendet, gekommen sei und mein Urteil gesprochen habe.

---

*) Badischer Gesandter, mit Lenau befreundet.

Endlich kamen Pfizer und Porbeck zu meiner Erlösung.

Nun eilte ich in mein Zimmer, etwas Ruhe zu suchen, denn ich war völlig erschöpft; da kam Porbeck, mir anzuzeigen, daß Niembsch, ganz zerknirscht über sein Betragen, durchaus herüberwolle, mich um Verzeihung zu bitten. Ich ließ ihm sagen, ich hätte mich niedergelegt, er möchte sich beruhigen. Das konnte er aber nicht, und auf eine zweite Botschaft ging ich hinüber, wo er mir mit heißen Thränen um den Hals fiel, sich anklagend, mich mit den liebevollsten Worten um Verzeihung bat. Ich tröstete ihn darüber mit der herzlichen Versicherung, daß ich ja wohl wisse, wie nur die Krankheit das thun konnte und er trotz aller bösen Träume und Phantasieen im Grunde seines Herzens mir gut sei und bleiben werde.

Das freute und beruhigte ihn sichtbar, und als ich ihn wieder verlassen hatte, konnte er gegen den Wärter nicht müde werden in meinem Lob, trug ihm auch auf, wenn er stürbe, als Zeuge aufzutreten, daß Niembsch mir seine Uhr, Bücher u. s. w. vermacht habe nebst seinem Urwald in Amerika, was er mir selbst einigemal im Scherz gesagt hatte.

Die Ärzte kamen früh, es war Samstag den 19., verordneten Aderlaß am Fuß und sprachen ihm zu, wieder hinunterzuziehen, wozu er sich auch gleich bereit finden ließ.

Das Aderlassen machte ihm Freude, ich mußte auch dabei sein. Der Chirurg versicherte ihn, daß sein Blut ganz schön und gesund sei, aber wie von einem gehetzten Hirsch; das gefiel ihm sehr, er verglich es dann auch mit einem raschen Gebirgsbach, fühlte sich vollkommen wohl und leicht, wiederholte oft, daß ihm gar nichts fehle, trug mir auf, der Braut und ihrer Mutter diesen Aderlaß genau zu beschreiben, und versicherte, daß er dadurch ganz über seine Heiratsfähigkeit beruhigt worden sei. Dann machte er die heitersten Pläne für seine Zukunft.

„Hier in Stuttgart will ich wohnen mit meiner Marie bei euch im Hause, wir wollen eine Familie miteinander ausmachen, ihr seid so gut gegen mich, gegen sie gesinnt; du mußt auch du zu mir sagen und zu ihr. Wir wollen dann einen auserlesenen Kreis um uns versammeln, einen Abend Musik machen, den andern

lese ich euch vor; Pfizers müssen auch dabei sein, es sind treffliche Menschen; in ganz Österreich sind keine zwei so gediegene Männer wie diese Brüder." So ging's fort, immer sprechend, keine Minute Schlaf. Wie oft mußte ich da die Treppe auf- und absteigen, ihm etwas zu holen, zu besorgen, und doch sollte ich immer bei ihm sein. Einigemal fing er laut an zu lachen, und wenn ich nach einem Grunde fragte, war's die Erinnerung an die vergangene Nacht, seinen Ausfall auf mich, und er schmeichelte mir dann wie einem Kinde. Das war aber doch wenigstens ein Tag, wo er sich immer wohl und heiter fühlte.

Die Nacht auf den 20. war sehr unruhig. Er blieb keine halbe Stunde im Bett, wollte immer hinausstürmen, schrie und sprach unaufhörlich, oft so ergreifend im Ausdruck, daß die Wärter voll Bewunderung zuhörten, obgleich sie gar wenig davon verstanden. Die Macht des Geistes bewährte sich noch in diesem Zustande höchster Aufregung und Verwirrung.

Morgens 5 Uhr begehrten die erschöpften Wärter nach Ruhe, und da er gleich heftig forttobte, dabei immer nach Herrn Porbeck verlangte, schickte ich zu diesem und zu Schelling, sie herzubitten, und lief selbst zu Ludwig um Rat und Hilfe in meiner Angst. Indes schien er etwas erschöpft und ließ sich ohne Widerstreben vom Bedienten ins Bett bringen, dann verlangte er allein zu speisen und zu schlafen. Der Bediente wollte ihn nicht verlassen, da verlangte er ein Glas Wasser, und während dieses im Nebenzimmer eingeschenkt wurde, sprang er mit Blitzesschnelle aus dem Bette zum Fenster hinaus, wo er einem Vorübergehenden am Rücken hinabglitt, im nächsten Augenblicke aber aufgehalten und hereingebracht wurde.

Schelling, Porbeck, meine Schwester und ich waren in einem andern Nebenzimmer und mußten das Entsetzliche mitansehen, wie er an dem naßkalten Morgen im bloßen Hemd, mit sträubendem Haar und furchtbar rollenden blutigen Augen, von den zwei Männern halb getragen, halb geführt wurde, sich anfangs sträubte, und wie dann gleich die Schwelle unseres Hauses mit neugierigen und teilnehmenden Menschen besetzt war.

Wir hatten schon Tags vorher auf den Wunsch der Ärzte eine Staffette nach Winnenthal geschickt, Hofrat Zeller, den bekannten trefflichen Seelenarzt und Vorsteher der dortigen Heilanstalt für Geisteskranke, herzubitten, und erwarteten mit großer Spannung des erfahrenen Mannes Rat und Ausspruch.' Zeller war jedoch verreist, und so mußte die fliegende Ungeduld bezwungen werden.

‚Der Sonntag blieb sehr unruhig, doch wollte er mich noch immer um sich haben und sprach mitunter gar lieb, zusammenhängend, klar mit mir. Er zeigte mir seinen festen Entschluß an, hier zu bleiben, wollte sich ernstlich auf das Studium der Medizin verlegen, da er an den trefflichen Ärzten Ludwig, Schelling und Köstlin so ausgezeichneten Beistand habe. Er fühle die dringende Notwendigkeit, der Welt so viel als möglich nützlich zu sein, und wenn er nur eine neue Idee zum Wohle der Menschheit gefunden habe, so sei dies ja ein weit größeres Verdienst, als alles, was er schon gedichtet habe und noch weiter dichten könnte. Dann trug er mir auf, diese Männer zu einem wissenschaftlichen Frühstück einzuladen, wo er ihnen einige wichtige Bemerkungen und Fragen vorlegen werde zu gemeinschaftlicher Besprechung.' Am 21. Oktober traf Zeller ein. Die Konferenz der drei Ärzte ergab als Resultat den einstimmigen Beschluß, Niembsch so bald als möglich nach der Irrenheilanstalt zu Winnenthal bei Winnenden zu bringen. Schurz schreibt: „Rührend baten die Reinbecks noch die Ärzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen; denn sie seien überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein." Emilie sagt weiter: ‚Ich war heute (21.) nicht so viel bei ihm wie gewöhnlich, die Ärzte hatten mir's verboten, ob aus Sorge für meine Gesundheit, oder ob sie fürchteten, das Reden mit mir rege den Kranken mehr auf, als wenn er nur mit sich selbst oder den Wächtern rede, weiß ich nicht. Es that mir aber weh; denn ich hatte ja doch keine Ruhe und glaubte zu ihm zu gehören, wie eine Mutter zu ihrem Kinde.

Gegen Abend hatte er wieder großes Verlangen nach mir gezeigt. Er war auf, und wie ich zu ihm trat, fiel er mir um den Hals und begrüßte mich aufs herzlichste. Dann sagte er zu mir: „Emilie! Glaube mir, diese Krankheit war zu meinem Heil, sie hat mich geläutert und war mir ein reinigendes Seelenbad. Ich habe gekämpft, schwer gekämpft, aber ich habe gesiegt. Alles ist jetzt klar geordnet in meinem Geist. Ich habe einen Gedankenbau aufgerichtet, groß und hoch wie ein mächtiger Turm, und oben auf seiner Spitze hellstrahlend steht das Kreuz. Es ist wahr, ich habe die „Albigenser" geschrieben und sonst manche gottlose Gedichte, aber glaube mir, nie, nie hat sich doch mein Herz vom Kreuze abgewendet, ich habe es geliebt in tiefster Seele, immer. Ja, und ich fühle auch jetzt, wie Gott mich liebt, wie er mich an sein Herz zieht, daß ich Eins mit ihm werde." Dann steigerte sich seine Rede in unzusammenhängenden Worten zur höchsten Ekstase. Ich bat ihn, sich niederzulegen und auszuruhen, wozu er sich gleich bereit zeigte. Darauf umarmte er mich und sagte mit ganz natürlicher Wärme: „Leb wohl, Emilie, grüße die Unseren, nicht wahr, ihr werdet mich doch noch achten und werdet mein Andenken ehren? Ihr wart ja immer so gut gegen mich!" — Ich wiederholte ihm aus tiefstem Gemüte die Versicherung unserer treuen Liebe und Verehrung, worauf er mir heiter, beruhigt die Hand drückte und sich auf die Seite legte, um zu schlafen. — Diese Worte fühlte ich wie einen letzten Abschied in meine Seele schneiden mit der schmerzlichsten Schärfe. Es waren auch die letzten, die der geliebte unglückliche Freund zu mir sprach.

Nach einer halben Stunde verfiel er wieder in eine tobende Unruhe, rannte im Zimmer herum, wollte Thür und Fenster einschlagen, zerschlug und zerriß, was er unter die Hände bekommen konnte, so daß die Wärter sich fast nicht mehr zu helfen wußten. Er schrie nach Hilfe, nach der Polizei, drohte das Haus anzuzünden, einzureißen, daß kein Stein auf dem andern bliebe, prophezeite einen schrecklichen Feldzug der Österreicher gegen die Schwaben, die ihn auf seiner Reise zur Hochzeit mörderisch angefallen und gefangen genommen hätten u. s. w.

So ging's die ganze Nacht durch. Kein Wärter wollte mehr

bleiben, alles war erschöpft, niedergeschmettert von diesen schrecklichen Stürmen.

Mit Tagesanbruch sendete ich zu den Ärzten. Er war nicht mehr zu bändigen, packte den Staatsrat Ludwig so heftig an der Brust, daß er ihm das Hemd zerriß, und nun blieb nichts mehr übrig, als dem armen Rasenden eine Zwangsjacke anzulegen und ihn so schnell als möglich nach Winnenthal zu bringen.

Wie er dann in den Wagen gebracht wurde, so im höchsten Aufruhr gegen alles, und wie sehr er auch vorher fort verlangte, nun doch nicht gehen wollte, ach, das war eine so furchtbare Scene, daß ihr Eindruck mit all den erschütternden Auftritten, die ich in dieser Zeit erlebte, einen schwarzen Schleier auf den Rest meines Lebens geworfen hat, den nur der Tod wegnehmen kann.

Ein Wundarzt und zwei Wärter setzten sich zu ihm in den Wagen, Gustav Pfizer, der treue, aufopfernde Freund, der uns in diesen Schreckenstagen ein tröstender Engel war, saß beim Kutscher, und so brachten sie den edlen Dichter fort in die Heilanstalt. Es war den 22. Oktober.

Obgleich der namenlose Schmerz mich ganz an Leib und Seele zerschlagen hatte, raffte ich mich doch zusammen, packte die nötigen Effekten für ihn ein und fuhr zwei Stunden später dem armen Freunde nach, um selbst alles für ihn abzuliefern, Auskunft zu geben, ihn der besonderen Sorgfalt seiner neuen Pfleger zu empfehlen und seinen Aufenthalt kennen zu lernen.

Als ich mich Winnenthal näherte, hatte eben die Sonne den Nebel überwunden und übergoß mit ihrem eigentümlichen Herbstzauber den buntgefärbten Wald, die frisch grünen Wiesen. Gustav Pfizer kam mir entgegen mit teilnehmender Freundlichkeit und dem Bericht glücklicher Ankunft nach einer ziemlich stürmischen Fahrt Das waren mir gute Zeichen.

Der Kranke hatte öfters verlangt, in unser Haus zurückgebracht zu werden, auch bei seinem Eintritt in die Heilanstalt erklärt, daß er nicht da bleibe, worauf ihm jedoch Zeller sehr liebreich, aber fest erklärte, dies hinge jetzt nicht mehr von ihm ab, er sei hier, um in guter, sorgsamer Pflege seine Gesundheit wieder

zu erlangen, und müsse sich den ärztlichen Anordnungen zu seinem Wohle ganz unterwerfen.

Darauf führte er ihn in seine Zelle, zeigte ihm den Garten und beredete ihn dann, sich niederzulegen und auszuruhen. Er wurde jetzt in der wohlverwahrten Zelle allein gelassen, und da kam bald nach langer Zeit der erste ruhige Schlummer über den armen Kranken.

Mir hatte die Heilanstalt mit ihrer Lage und Einrichtung einen tröstlichen Eindruck gemacht. Zellers anerkannte Vortrefflichkeit und sein besonders warmes, geistiges Interesse für Niembsch bürgten mir für die vollkommene Zweckmäßigkeit dieser durch die äußerste Not gebotenen Maßregel.

Als aber nun der letzte Akt meiner Pflege und thätigen Sorge für den geliebten Freund seinem Ende nahte, ich, ohne ihm noch Lebewohl sagen zu dürfen, den edlen Geist, der, obwohl jetzt umnachtet, sich mir immer doch so innig befreundet zeigte, in fremder Obhut zurücklassen mußte, da glaubte ich, mein Herz müsse brechen unter der Last seines Schmerzes.

Gustav Pfizer fuhr mit mir nach Hause. Sein männlicher Mut bei seiner warmen Teilnahme und treuen Freundschaft für Niembsch hielten mich aufrecht und flößten mir einige Hoffnung für die Zukunft ein, und zu Hause empfing mich die sorgsame Liebe der Meinigen.'

Bereits am 16. Oktober, nachdem Reinbeck die leider unumstößliche Gewißheit erlangt, daß Lenau von Wahnsinn befallen war, hatte er „mit zitternder Hand" Schurz von dem schauerlichen Unglück in Kenntnis gesetzt. Am 23. Oktober langte Lenaus „Schwestermann" in Stuttgart an. Reinbeck und Emilie empfingen ihn „sehr freundschaftlich, aber ganz zermalmt von Leid." In Emiliens Tagebuch lesen wir über Schurz und das weitere Schicksal Lenaus: ‚Indessen kam auch Niembsch' Schwager aus Wien, am 28. Oktober, hat dessen Stübchen bei uns eingenommen, seine Papiere kontrolliert und besucht ihn zuweilen in Winnenthal.

Dieser Besuch hat aber unseren Erwartungen gar wenig entsprochen und schlägt mir Mut und Hoffnung nieder für unseres armen Freundes Zukunft. Kalt und verschlossen scheint er den

Schwager von allen hiesigen Banden der Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit frei machen, in Wien einsperren zu wollen, wo ihn das alte Verderben*) wieder empfangen würde. Die Braut ignorierte er ganz und zeigt sich durchaus fühllos gegen das unglückliche Mädchen. Gott wolle sich des armen Kranken erbarmen und seinem umnachteten edeln Geist mit dem Licht auch zugleich die Kraft schenken, den rechten Weg einzuschlagen, der ihm die innere Ruhe und die Achtung der Redlichen sichert! Unsäglich bitter bleibt nach dem, was wir geopfert, gethan und gelitten, das verletzende Einschreiten dieser Familienmacht, ohne Gemüt, ohne Schonung und Rücksicht. — Der einzige Trost dafür ist die oft wiederholte Versicherung Zellers, daß Niembsch in allen lichten Augenblicken mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit unserer gedenke, und das Bewußtsein, daß wir immer nur sein Bestes gewollt, frei von allen eigensüchtigen Zwecken, wie es einer treuen, wahrhaftigen Freundschaft zukommt, weniger seiner Eitelkeit schmeichelten und seinem Ruhme huldigten, als auf den höheren Seelenadel, seinen sittlichen und moralischen Kredit Wert legten.

Vier Wochen blieb Schurz ganz in Winnenthal und gewann in dieser Zeit viel Einfluß auf Zeller und auf Niembsch. Ob guten — muß ich bezweifeln, da er ohne Schonung die lichten Augenblicke des Kranken benützte, eigensüchtige Zwecke zu verfolgen, und den Verkehr mit der unseligen Frau wieder in Gang brachte, die doch durch ihre leidenschaftlichen Äußerungen soviel Schuld hatte an dem Ausbruch der schrecklichen Krankheit. Den 7. Dezember ging er wieder nach Wien zurück. Das Jahr 1844 ist zu Ende, und der Zustand des armen Kranken ist eher schlimmer als besser geworden.'

Die Schroffheit, mit der sich die sonst so milde und versöhnliche Emilie hier über Schurz äußert, erklärt sich zum Teil aus ihrer hochsinnigen und ungemein reinen und feinen Liebe zu dem unglücklichen Zellenbewohner in dem Schloß Winnenthal, zum andern Teil aus den einander widerstrebenden Polen in Lenaus Leben: Stuttgart und Wien. Auch Emiliens durch das vorauf-

*) Gemeint ist Sophie von Löwenthal.

gegangene Leid um Niembsch' schwer erschütterte Gesundheit und Seelenreizbarkeit hat dazu beigetragen, was sie in einem später bei Marie Behrends mitzuteilenden Briefe auch selbst einräumt.

Emilie blieb mit Hofrat Zeller und seinen Assistenzärzten in regelmäßigem Verkehr. Vor mir liegt eine Reihe zum Teil schon angegilbter Briefe, teure Reliquien, aus jener kummerschweren Zeit. Sie rühren von derselben Hand her, die den armen Dichter so oft gepflegt. Marie Behrends, die unglückliche Braut Lenaus, ist die Empfängerin, und darum mag der wesentliche Inhalt dieser Dokumente füglich im letzten Abschnitt dieses Buches mitgeteilt werden. Man ersieht aus diesen Briefen die unvermindert lebendige Teilnahme, die Reinbecks an allen Vorgängen in Lenaus Krankheitsperiode nahmen. Der Strom der Hoffnung ebbt und flutet, flutet und ebbt, je nach den Berichten, die aus Winnenthal in das still gewordene Haus in der Friedrichstraße zu Stuttgart gelangen. Auch Lenau gedachte in hellen Augenblicken jener sanften, guten Frau, die ihm Mutter und Schwester gewesen war. Als Schurz einst bei ihm weilte, verlangte er ein Schreibbüchlein und gespitztes Blei, und als sein Schwager sich auf ein Blatt seine Wünsche notierte, nahm der Kranke ihm Blatt und Bleistift aus der Hand und schrieb überaus zierlich: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembsch." Solche Äußerungen entfachten immer wieder den verglimmenden Hoffnungsfunken. Emilie sandte ihm öfters Blumen und malte ihm ein Bild: es stellt einen Pilger dar, der sich in einem Walde verirrt hat. Beim Heraustreten empfängt ihn der Frühling und die aufgehende Sonne; eine Lerche schwingt sich empor. Eine Quelle sprudelt ihm entgegen. Im Hintergrunde aus der Ferne kommt ein Paar auf ihn zu, das ihn einladet, in seine Hütte zu treten und auszuruhen von seiner beschwerlichen Wanderung. (Nach Emma Niendorf.) Was Emilie mit diesem sinnvollen Bilde ausdrücken wollte, ist unschwer zu erraten. Diese deutsame Allegorie erinnert durch den Gegensatz an eine Emanation des Lenauschen Geistes, an ein Gedicht, worin er sein künftiges düsteres Geschick vorahnend zeichnete, wie aus Emiliens Tagebuch zu ersehen ist. Sie schreibt: ‚Auf seiner letzten Reise hierher konnte er im Eil-

wagen in der Nacht vor München nicht schlafen und stellte, sich zu zerstreuen, in seinem tiefen Mißmut über die widrigen Vorfälle auf dieser Reise, sich die Aufgabe, ein Gedicht zu verfassen. Er wollte die Probe machen, ob ohne alle Stimmung und äußere Anregung dazu, der bloße, feste Wille etwas Befriedigendes leisten könne. Da entstand nachstehendes Gedicht. Was zwar ziemlich bald zu stande gekommen sei, worauf er aber Schmerzen im Kopf empfunden habe.

„'s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte!
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf einst genommen,
So würde man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang
Und seinen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leck, wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken."

In der Krankheit wiederholte er oft einzelne Stellen daraus und sagte mit tiefem Schmerz: „O, wie prophetisch war dies Gedicht! Das Krüglein bin ich, das Sickern des Wassers, das sind die bösen Nachtschweiße, mit denen meine Lebenskraft fortrinnt, und bald, bald werd' ich zu den andern Scherben sinken."' Man beachte ferner, daß und wie der Anfang dieser Zeilen voll aus der Situation des Dichtenden herausgeboren ist: das vielbesagte Wandern Lenaus, das wüste Jagen des Eilwagens durch die schlaflose Nacht, wodurch des Poeten Kräfte in der That gebrochen wurden, wie er selbst und ärztliche Autorität festgestellt haben*). Auch Emilie führt im Nachtrag zu ihrem Tagebuch diese That-

*) In zwei Monaten des Jahres war er 644 Poststunden kreuz und quer gefahren.

sache mit als eine Ursache seiner Krankheit an. Sie giebt eine gedrängte Übersicht über all' diese Momente, die nach ihrem Urteil die Krankheit bewirkt haben. Obgleich bei gegebener Veranlassung auf manche dieser Punkte in unserem Buche bereits hingewiesen ist, so mag diese Stelle Emiliens doch hier Platz finden, da sie manche unserer früheren Andeutungen ergänzt:

‚Seine (Lenaus) Konstitution war zart und höchst reizbar. Sein Temperament sehr zur Melancholie geneigt. Es mußten aber notwendig bedeutende äußere Einflüsse und widrige Verhältnisse dazu beitragen, den Geist zu trüben, dessen seltene Klarheit und Tiefe sich ebenso entschieden in seinen scharfsinnigen Ansichten und Urteilen kund gab, wie in seiner musikalischen Virtuosität.

Seiner stürmisch bewegten Jugend fehlte die weise Leitung eines liebevoll strengen Vaters.

Der leidenschaftlichen Mutter abgöttische Zärtlichkeit konnte ihm nichts versagen.

Nie hat er gelernt, Eindrücke und Stimmungen zu beherrschen, und frühe wurde durch gewissenlose Lehren der böse Same des Zweifels in sein frommes, reines Kinderherz gelegt, ist sein Christusglaube erschüttert worden.

Aber die herrlichsten Keime des Edeln und Guten in seiner Seele konnten durch keinen Sturm feindseliger Elemente erstickt werden.

Die Schwermut weihte ihn zum Dichter; übrigens konnte er auch froh und heiter sein, wenn er dazu angeregt wurde, doch geht beinahe durch all die Briefe, die ich in einer Reihe von 13 Jahren von ihm erhielt, ein Ton des Schmerzes und düsterer Zukunftsahnung.

Die wunderbarsten Widersprüche vereinigten sich in seiner empfänglichen, allen Eindrücken offenen Seele.

Fortdrängen und Eile, beständige Unruhe, Wechsel der Empfindungen und Ansichten und die größte Sehnsucht nach Ruhe, schmerzlich dringendes Verlangen nach häuslichem Glück, nach Weib und Kind und die größte Scheu vor allen Fesseln und Banden des bürgerlichen Lebens, abstoßend schroff, von der mildesten Güte, verschlossen und hingebend, konnte man ganz irre an ihm werden,

wenn man nicht den Glauben an den durchaus edlen Grund seiner beweglichen Dichterseele festhielt.

Bewundert in seinen Werken, anerkannt als eine geistige Macht, von der liebenswürdigsten Persönlichkeit, war der poetische Zauber, den er auf empfängliche Gemüter ausübte, so groß, weckte die Ahnung seiner inneren verborgenen Leiden so viel Sympathie und Teilnahme, daß besonders in manchem gefühlvollen weiblichen Herzen der Wunsch erwachte, ihn durch begeisterte Verehrung, treue Freundschaft, Liebe mit den ungünstigen Konstellationen seiner Lebensverhältnisse zu versöhnen.

In diesen Bestrebungen, Huldigungen und ihrer Annahme fehlte aber von beiden Seiten das rechte Maß.

Leidenschaft, Eitelkeit und Egoismus mischten sich drein, der Sinn für Wahrheit und für die strengeren Anforderungen des Sittengesetzes wurden getrübt, sie verloren ihre Geltung, und als er später diese Mächte in ihr altes Recht einsetzen wollte, widersetzte sich ein böser Dämon seinem Bemühen. Seine Kraft erlag im Kampfe mit dieser feindlichen Gewalt.

Der Entschluß, zu heiraten, entsprang nicht, wie seine Freunde in Wien zu glauben scheinen, aus einem schon gestörten Seelenzustand; es war vielmehr der letzte gesunde Vorsatz, sich von drückenden Fesseln*) zu befreien und in der gesetzlichen Verbindung mit einem liebenswürdigen, edlen Mädchen, deren treffliche Eigenschaften er bei der kurzen Bekanntschaft ganz richtig auffaßte, Ruhe und inneren Frieden zu finden, sowie einen Beruf und äußern Antrieb zu geregelter Thätigkeit.

Es war der rettende Anker, den er im stürmischen Aufruhr widerstreitender Empfindungen erfaßte; aber er hatte nicht die Kraft genug, ihn festzuhalten, und erst, da er ihn losließ, fiel er in den schauderhaften Abgrund geistiger Umnachtung.'

Im Jahr 1845 besuchte Emilie mit der Mutter Mariens das Schloß Winnenthal. Sie schrieb darüber am 21. Juli an Emma Niendorf: „Vor einigen Tagen war ich mit Frau B. in Winnenthal. Sie wollte Z(eller) sprechen und bat mich, ihr zum Troste

*) Gemeint ist Sophie von Löwenthal.

mitzugehen; ich that es gern, weil ich wünschte und hoffte, unsern armen Freund besuchen zu dürfen; allein es wurde nicht für gut befunden, doch mir wenigstens der Trost gegönnt, ihn zu sehen, vom Fenster aus, wie er im Garten lustwandelte, und gerade unter mir, wie ahnend, daß eine befreundete Seele ihm nahe sei, stehen blieb, so daß es mich unsägliche Überwindung kostete, ihm nicht einen Gruß hinunterzurufen. Er sieht sehr gut aus, trotz des langen Bartes durchaus nicht verwildert oder abschreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchst propre und anständig, nur in seinen Bewegungen rascher und gewandter als früher; sonst sah ich in ihm nur meinen alten lieben Freund! — Zeller, sowie die andern Ärzte und Wärter glauben fest an seine Wiederherstellung."

In den Sternen aber stand es anders geschrieben! Lenau verfiel einem nicht Einhalt zu gebietenden geistigen Siechtum, einer langsam schleichenden Auflösung. Nach ehernem Spruch der Norne ging sein Leben fortan wirklich „auf dunklen Bahnen".

Für Emilie kam nach der Überführung Lenaus in die Irrenheilanstalt ein schwerer Lebensabschnitt: ein schmerzvolles Krankenlager. Sie, die sich in ihren früheren Jahren einer festen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, litt seit längerer Zeit an geschwollenen Füßen. Die Hauptursache ihrer gesteigerten Kränklichkeit war die nervenaufreibende Katastrophe, der wirre Graus, dem Lenau in ihrem Hause anheim fiel. Diese Zeit voll fliegender Angst und zuckendem Weh, voll brennendem Schmerz und stürmischer Unruhe mutete ihrem ganzen Organismus Anstrengungen zu, Seelenqualen und körperliche Last, unter deren Anprall sie zusammenbrach, so standhaft sie auch in den stürmischen Tagen Widerstand geleistet. Als Emma Niendorf — so schreibt diese — im Winter (1846) zu der Leidenden kam, hatte sie ihr totes Kanarienvögelchen in ein Bett von Moos gelegt, blickte ihn unsäglich mitleidig und doch auch wieder ein wenig neidisch an, als wollte sie sagen: „Sieh, so geht alles fort!" Ihr Gatte sagt in dem Lebensabriß Emiliens von dieser Zeit: „Welch' eine fürchterliche Lage für seine (Lenaus) Freunde und besonders für die arme Emilie, deren Gesundheit die höchste Schonung und Ruhe erfordert hätte! Hier aber zeigte sich

die Kraft eines echten edlen Frauenherzens. Sie allein behielt einige Gewalt über ihn und gab sich seiner oft selbst gefahrdrohenden Pflege hin mit einer Anstrengung und Besonnenheit, welche fast Menschenkraft — ihre Körperkraft wenigstens — weit überstieg. Er wollte sie keinen Augenblick von sich lassen. Welch' ein Seelenleiden, als sie diesen hohen Geist, an dessen Strahlen sie sich zu sonnen gewohnt war, so verdüstert sah. Welch' ein Kampf, als nichts anders übrigblieb, als ihn mit List und Gewalt dem gastfreundlichen Hause, das er als sein Vaterhaus zu betrachten gewohnt war, und in welchem er als Sohn und Bruder betrachtet wurde, zu entreißen und ihn in die Heilanstalt ... zu transportieren ... Ihre mütterliche Sorge für den unglücklichen Freund und seine Bedürfnisse endete nur mit ihrem Leben ... Von diesem schrecklichen Tage an hatte Emilie keinen gesunden Augenblick mehr und rührte auch keinen Pinsel mehr an. Sie lebte nur noch für ihren Gatten und den liebevollen engern Familienkreis, der den innigst geliebten Vater umschloß. Hier fand sie selbst noch Augenblicke der Heiterkeit, in welcher ihr feiner Humor oft noch seine nie verletzenden Blitze schleuderte. Ernstere Lektüre, besonders naturgeschichtliche, religiöse oder Menschenkenntnis befördernde Schriften — ihr wißbegieriger Geist lechzte immer nach kräftiger Nahrung und Stärkung — aber auch geistreiche Dichtungen und Erzählungen — Handarbeiten und ihre Haushaltung erfüllten ihre oft sehr einsamen Tage, und gefaßt und ergeben sah sie auf dem achtzehnwöchentlichen Schmerzenslager deren Ende entgegen." Mit rührender Sorgfalt wurde sie von der geschäftigen und im Hause erfahrenen Julie gepflegt. Emiliens Worte, mit denen sie ihr Tagebuch über Lenaus Erkrankung abschloß, lauteten: ‚Dennoch läßt der Kummer über sein unglückselig Los mir keine Ruhe und verdüstert den Rest meines schmerzvollen Lebens.' Sie sollte nicht lange mehr leiden. Am 15. April 1846 hatte sie sich aufs Krankenbett legen müssen, und am Samstag, den 15. August nachmittags 5 Uhr schied sie von hinnen. Zwei Stunden hatte sie im Todeskampfe gelegen und einmal versucht die Arme zu erheben. Sie ließ sie aber wieder sinken und sprach: „O, wie schwer, wie schwer zieht es hinab zur Erde!" „Schwer!" war das letzte Wort, das

ihren sterbenden Lippen entfloh. Der Schmerz des an ihrer Bahre trauernden achtzigjährigen Gatten, sowie des zweiundachtzigjährigen Vaters und der übrigen Angehörigen läßt sich schwer beschreiben.

Am 18. August erfolgte die Beisetzung der sterblichen Hülle auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof. Es ward ihr — ihrem Wunsche gemäß — eine Handvoll Erde aus ihrem Garten, den sie einst besessen, mit ins Grab gegeben. Ein schöner Trost für die Hinterbliebenen war es, daß des Vaters ältester Freund Wangenheim, der auf Emilie dereinst so segensreich eingewirkt, zum Begräbnis kam. Dabei äußerte er: „Es ist so menschlich, daß uns die Trennung von dem, was doch nicht mehr sie ist, so schwer fällt." Gustav Schwab, der Treue, hielt die Gedächtnisrede, in der er — soweit der Geist Lenaus darin berührt wurde — sagte: „Wir dürfen es mit Zuversicht sagen: Der Wandel unserer Verewigten war im Himmel ... Stammte es nicht vom Himmel, dieses für alles Schöne, Edle und Gute begeistert fühlende Herz, das die Schöpfungen des dichtenden Geistes im Freunde mit seinem freudigen Schlage begleiten, das diesem durch die Pforten des Ruhmes folgen, ihn vor Verirrungen warnen, ihm den Himmel zu erhalten suchen, das den Sinkenden stützen, den in Nacht Versunkenen mit so unendlicher Selbstverleugnung pflegen konnte, bis es endlich über den Trümmern zusammengebrochener Herrlichkeit selber brach."

Emilie ruht dicht neben der ihr 14 Jahre früher heimgegangenen Mutter. Schon am Abend ihres Begräbnistages schmückten Blumen ihr Grab. Georg von Reinbeck folgte seiner Gattin am 1. Januar 1849 in das Schattenreich, und der Vater Emiliens schied „lebenssatt und nur durch die Liebe der Seinigen am Irdischen bis zum Ende noch festgehalten," am 4. April 1849 aus diesem Leben. Beide haben mit Emilien auf dem Friedhof ein gemeinsames Grabmal, in dessen Mitte auf abgerundetem Sandsteinpfeiler eine schwebende Taube eingemeißelt ist: als Sinnbild geistiger Erhebung. Julie Hartmann, deren „Gemüt und sinnige Sorgfalt das Witwerleben des Greises erheitert" hatte, und deren holdseliges Walten in Haus und Hof Lenau einst so sehr ins Herz gedrungen war, starb am 23. Februar 1869.

Die Zeitungen, welche die Kunde von dem Ableben Emiliens brachten, meldeten an demselbem Tage die Unmündigkeitserklärung Lenaus — so waltete auch hier des Schicksals unsichtbar-sichtbare Hand. Zeller schrieb aus Winnenthal einen Tag nach dem Tode Emiliens: „Soeben höre ich, daß Frau von Reinbeck gestorben sei. Unser teurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünscht, sie zu besuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um seine Erkrankung ist nach meiner Ansicht eine Haupturſache ihres Todes gewesen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin." Und Schurz schrieb: „So war denn eine der edelsten Frauen und die innigste Freundin von Niembsch noch vor ihm geschieden. Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die ersten furchtbaren Wutausbrüche ihres Freundes anzusehen und zu bestehen gehabt, schneller ihrem Grabe gereift. Ich besuchte dies im Mai 1847. Sie schlief unter Blumen. Ruhe sie süß!"

Ja, sie hatte das beste Teil erwählt: während das Schmerzenskind ihres Herzens noch jahrelang in düsterer Nacht weiter durch das Geisteslabyrinth wandern mußte, lebendig und doch tot, schlummerte sie unter säuselnden Cypressen und blühenden Rosen, gepflanzt von lieber Hand, bewacht von treuem Auge.

Mit Emilie Reinbeck sank eine wahrhaft edle Seele ins Grab. Sie war eine jener selbstlosen Frauen, die nur dann glücklich sind, wenn sie an fremdem Glücke bauen können; denen das Leben die höchste Entfaltung ihres Daseins um deswillen zu versagen scheint, damit ihr weiches Gefühl, geläutert in der reinen Flamme der Entsagung, vertieft gerade durch seine Nichtbethätigung, sturmverschlagene Seelen überströmen, ihnen die verlorene Heimat ersetzen kann, wo sie „ihren Kindestraum träumen"; die durch die Hoheit ihrer Gesinnung, durch die überzeugende Kraft ihres Charakters, durch die Unmittelbarkeit ihres vorbildlichen Waltens und Wirkens auserwählt und berufen sind, jenen Staubgeborenen, denen das Schicksal sein „dunkles Trauerzeichen scharf auf die Stirn geprägt", eine Quelle geistiger Auflebung, seelischer Erstarkung zu sein. Das ist Emilie unserm Dichter gewesen, der an sich das Platensche Wort „Nur Kreatur zu sein" in aller Herbe erleben mußte. Darum sei diese Frau gesegnet, gesegnet, daß sie ihres Herzens

reichen aus Liebe und Treue gemünzten Schatz Lenau weihte; gesegnet sei ihre Hand, die des Dichters Leben bewacht und behütet, verschönt und erfreut und dadurch seinen geistigen Ruin, wenn auch nicht abgewendet — das vermochte kein menschliches Wesen! — ihn doch vielleicht um Jahre hinaus geschoben und bewirkt hat, daß der Freund noch länger im Lichte wandeln konnte. Und will man ein Wort über dieses Frauenleben setzen, ein Wort, das die Summe ihres Seins zieht, so wird man das reine, hohe Wort des Apostels wählen „Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf."

Sophie Löwenthal.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.

Lenau.

Es war im Jahre 1820, als Lenau seinen uns bekannten Jugendfreund Fritz Kleyle in dessen elterliche Wohnung begleitete, die, eine Villa, in der Wiener Vorstadt Landstraße lag. Auf dem Wege in Fritzens Zimmer sahen sie beim Vorüberschreiten am Gartensaal hinter den Fensterscheiben ein 13jähriges Mädchen, das sich ihr schönes, braunwelliges Haar strählte. Das Bild fesselte Lenau derartig, daß er einen Augenblick stehen blieb. Das Mädchen ahnte nichts von dem gebannten Blick des Zuschauers, da es den beiden Knaben den Rücken zukehrte*).

Fünf Jahre später (29. Juni 1825) erhielt Lenau eine Einladung des Hofrats Kleyle, einer Gesellschaft in seiner Villa zu Penzing (bei Wien) beizuwohnen. Niembsch, ein Feind solcher Festlichkeiten sein Leben lang**), als Student obendrein ziemlich

*) Schurz sagt, dieses Erlebnis habe 1820 stattgefunden, Frankl giebt an, Sophie sei damals 13 Jahre alt gewesen, mithin müßte es 1823 stattgefunden haben.

**) So schreibt er an E. Reinbeck (5. Oktober 1843): „Die Geselligkeit, es muß wiederholt werden, ist ein Laster, von dem ich mich immer mehr säubere und herstelle, ein Geist und Leib abschwächendes Laster", und ferner (18. Oktober 1843): „Leute, die zu geistigem Produzieren da sind, müssen das Konsumieren andern überlassen; wer die Welt gestalten helfen will, muß darauf verzichten, sie zu genießen. Ein förderndes Gespräch mit einem geistigen Freunde rechne ich nicht zur

menschenscheu, ging nicht hin und kam so um die Gelegenheit, Sophie, die zweitälteste Tochter des Hofrats, als fünfzehnjähriges Mädchen zu sehen. Erst 1834 war es ihm vom Schicksal beschieden, diesem weiblichen Wesen gegenüber zu treten. Da aber war es bereits zu spät, er fand sie verheiratet.

Sophie*) war die Tochter Franz Joachim Kleyles, der, 1775 zu Haslach in Baden geboren, später Hofrat des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, ward. Er starb 1854. Seine Frau, eine geborene Karoline von Ockel, schenkte ihrem Gatten acht Kinder: drei Söhne und fünf Töchter. Die Mutter erweckte namentlich in ihren Mädchen Lust und Liebe zu einer geregelten Häuslichkeit und betrieb die Erziehung ihrer Kinder in praktischem Sinne, konnte gleichwohl aber nicht verhindern, daß Sophie sich später romantischen Neigungen hingab. Der Vater, der in Wien seine juristischen Studien zum Abschluß gebracht, sorgte für die Geistesnahrung seiner Kinder. Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß er ihnen einigemal wöchentlich naturwissenschaftliche und geschichtliche Vorträge hielt, wobei Sophie sehr lernbegierig war.

Unter den Töchtern des durch Geselligkeit bekannten vornehmen Hauses ragte die am 25. September 1810 geborene Sophie durch Schönheit des Leibes und durch Geistesbegabung hervor. Frankl schildert ihre äußere Erscheinung folgendermaßen: „Sie war von mittelhoher, schlanker Gestalt, von plastisch edlen Formen. Die braunen Haare, besonders wenn sie beim Tanze sich zufällig

---

Geselligkeit; denn diese ist bloß: ein Zusammensein mehrerer, um zusammenzusein, wie Spazieren ein Gehen, bloß um zu gehen. Doch ist letzteres noch vernünftig, denn der Körper macht Bewegung; in Gesellschaften aber macht der Geist wenig oder keine Motion, er schläft vielmehr ein, wie ein Fuß bei langem Sitzen in unbequemer Lage, und er fängt an zu singeln, statt zu singen. Singeln sagt man von dem unangenehmen Nervengeprickel und Gezitter in entschlafenen Gliedern. In der Bekämpfung dieses Lasters also hab' ich bereits einige Fortschritte gemacht."

*) Die Daten des äußeren Lebensganges Sophiens sind in der Hauptsache dem Buche „Lenau und Sophie Löwenthal" von Ludw. Aug. Frankl entnommen.

aufrollten und über den weißen Nacken flossen, verliehen der Gestalt einen besonderen Reiz. Die Wangen blühten in frischer Gesundheit; wenn der anmutige Mund lächelte, schien er Perlen zu säen. Vor allem schön waren ihre blauen, feucht verklärten Augen, beseelte, verhängnisvolle Sterne. Wenn sie angeregt lebhafter sprach, gab sich trotz ihres jugendlichen Wesens ein ihr innewohnender Ernst, ein scharfer, schlagfertiger Verstand kund, der eine etwa versuchte wärmere Annäherung ironisch heiter abzulehnen wußte. In ihrer, wohl von der Mutter her ererbten, etwas herben Weise regte sich nichtsdestoweniger eine leicht anregbare Phantasie, die in einer gewissen Schaffenslust Ausdruck fand. Sie fing mit Vorliebe Blumen zu zeichnen und in Aquarell zu malen an, worin sie es, von einem trefflichen Meister geleitet, zu einer fast virtuosen Vollendung brachte." Außerdem liebte sie sehr Musik. Das Bild, welches Frankl hier entrollt, bedarf nach einigen Seiten hin der Korrektur. Frankl hat seinem Buche ein Portrait beigegeben, das in einer Heliogravüre nach einem Aquarellbildnis Sophiens von Maler Andreas Staub diese Frau im Alter von 27 Jahren darstellt. Das war also 1837, mithin jene Zeit, wo Lenau sie bereits kannte, wie später nachgewiesen ist. Dies Bild nun entspricht der Franklschen Zeichnung in manchem Zuge nicht. Sein Eindruck als Ganzes erweckt in dem Betrachter wenig Sympathie. Sophie ist hier in theatralischer Pose dargestellt: das Haupt wie der Oberkörper nach rechts geneigt; ein weites, etwa türkisch gemustertes mantelartiges Gewand verdeckt Brust und Hüften, läßt die Linien ihres Körpers nicht erkennen, ja, giebt der Gestalt einen etwas plumpen Anstrich; das flache, auf der Mitte des Kopfes gescheitelte Haar drängt sich über die Schläfen, läßt das Antlitz also nicht frei heraustreten und fällt in sogenannten Korkenzieherlocken auf die Schultern. Das starkwangige Gesicht macht einen an Sinnlichkeit gemahnenden Eindruck, wozu namentlich die kräftig gebaute, breite Nase und der üppige, von dicken Lippen geränderte Mund in erster Linie beitragen. Von der Frankl'schen „Anmut" des Mundes ist nicht das Leiseste zu entdecken, im Gegenteil, die herabhängende Unterlippe wirkt unschön. Auch die Augen haben durchaus nicht jenen überwältigenden Aus-

reichen aus Liebe und Treue gemünzten Schatz Lenau weihte; gesegnet sei ihre Hand, die des Dichters Leben bewacht und behütet, verschönt und erfreut und dadurch seinen geistigen Ruin, wenn auch nicht abgewendet — das vermochte kein menschliches Wesen! — ihn doch vielleicht um Jahre hinaus geschoben und bewirkt hat, daß der Freund noch länger im Lichte wandeln konnte. Und will man ein Wort über dieses Frauenleben setzen, ein Wort, das die Summe ihres Seins zieht, so wird man das reine, hohe Wort des Apostels wählen „Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf."

als Beamter — er avancierte bis zum Postdirektor der österreichischen Monarchie — erwarb er sich den Dank seines Kaisers, der ihn in den erblichen Freiherrnstand erhob. So war Max Löwenthal wohl imstande, selbst ein verwöhntes junges Mädchen zufrieden zu stellen. Sophie jedoch, deren Herz im stillen um Ludwig von Köchel trauerte, ging mit einer gewissen Entsagung in ihre Ehe und hat im Zusammenleben mit Max Löwenthal nicht jene Befriedigung gefunden, wonach ihre außergewöhnliche Natur verlangte. Eine Frau, die aus der Ehe im wahren Sinne des Wortes Vollgenügen schöpft, kann unmöglich in eine solche Herzens- und Geistesgemeinschaft treten, wie sie sich in der Folge zwischen Sophie und Lenau bildete. Auch wenn das Naturell der Frau — wie man behauptet hat — mit der Kunst nah verwandt ist, und Sophiens Wesen ausschließlich nach künstlerischen Motiven gelechzt hätte, als sie jenes Band um sich und Lenau wob, so hätte sie, wäre ihre Ehe eine wirkliche Seelen- und Sinnesgemeinschaft gewesen, in dem künstlerisch veranlagten Gatten ein Echo ihres Lebens und Strebens erweckt, wenn auch zugegeben werden muß, daß Lenaus Dichtkunst höher entwickelt war als die Max Löwenthals. Von Lenau wissen wir, daß Sophie ihm die verkörperte Muse war, wie noch des näheren ausgeführt werden wird. Daß sie es auch ihrem Manne gewesen ist, wagt man nicht zu bejahen. So war die Ehe zwischen Sophie und Max — was die Frau anbetrifft — nicht aus inniger lebendiger Herzlichkeit geschlossen, wenn sich auch später, wie es in einem langjährigen Zusammenleben durch die alles beeinflussende Macht der Gewohnheit zu geschehen pflegt, eine gewisse Wärme zwischen den Gatten entzündete.

Die erste Bekanntschaft zwischen Lenau und Max Löwenthal fand in dem „silbernen Kaffeehause" in der Plankengasse zu Wien statt. Dieses Café, nach seinem Besitzer auch wohl kurzweg der „Neuner" genannt, war der Versammlungsort der Wiener Kunstwelt. Grillparzer und Holtei, Raimund und Zedlitz, J. N. Vogl und Seidl, Feuchtersleben und Dr. Görgen, Huber und Deinhardstein, Bauernfeld und Grün u. s. w. haben hier manche Stunde in angeregtem Ideen- und Meinungsaustausch zugebracht und manches Symposion gefeiert. Zu Ausgang des Jahres 1833 machte der

druck, jenes sprühende und glühende Leben, das der feurig begeisterte Lenau in ihnen und aus ihnen sah. Indessen werden es die Augen im Verein mit dem geistigen Medium, das diesem Weibe entströmte, wohl gewesen sein, die seinen undefinierbaren bestrickenden Zauber auf Lenau ausgeübt. Ein dünner Schleier von Wehmut scheint über das Antlitz gezogen, etwas Mattes, Träumerisches, Rätselhaftes. Im übrigen hat diese Erscheinung nichts von jenem Charakteristischen, das sich gleichsam in unsere Seele einbrennt und uns lebenslang gegenwärtig ist. Was man von dem Bilde, das der Wirklichkeit vielleicht nicht genügend entspricht, etwa nicht vergißt, das ist sein theatralischer Aufputz.

Die Liebe zur Musik brachte Sophie in ihren jungen Jahren in eine Leidenschaft zu dem Naturforscher Ludwig Ritter von Köchel (1800—1877), der Lehrer im Hause des Erzherzogs Karl war und sich eingehend mit dem Reich der Töne beschäftigte. Die Hoffnung, welche Sophie im Herzen nährte, erfüllte sich nicht. Sie mußte ihr entsagen, und der Schmerz darüber machte sie den Werbungen der Männerwelt gegenüber verschlossen. Dem Wunsche ihrer Eltern folgend, die dem Kinde außer einer nennenswerten Ausstattung keinen klingenden Reichtum mitgeben konnten, reichte sie ungefähr um ihr zwanzigstes Lebensjahr herum dem wohlhabenden Maximilian Löwenthal die Hand zur Ehe. Dieser, 1799 in Wien als der Sohn eines Kaufmanns geboren, hatte, nachdem er in seiner Heimatstadt Jura studiert, auf Reisen nach Frankreich, Deutschland und England, die er auch beschrieb, seinen geistigen Horizont um ein beträchtliches erweitert und war dann nach Wien zurückgekehrt. Er besaß ein ansprechendes poetisches Talent, das sich in Dramen und lyrisch-epischen Gedichten äußerte. Von jenen seien die Tragödie „Die Kaledonier", das Schauspiel „Karl XII. vor Bender", das ebenso wie sein dem Englischen entnommenen Lustspiel „Anna Lovel" über die Bühne ging, genannt, von diesen sein episches Poem „Der Cid", sowie seine „Lyrischen Gedichte". „Karl XII." genoß sogar die Ehre, im Hofburgtheater aufgeführt zu werden. Max Löwenthal schrieb unter dem anagrammatischen Pseudonym Leo Walther. Er war ein Mann von Geist und Gemüt, von liebenswürdigen Umgangsformen und stattlicher Erscheinung. Auch

als Beamter — er avancierte bis zum Postdirektor der österreichischen Monarchie — erwarb er sich den Dank seines Kaisers, der ihn in den erblichen Freiherrnstand erhob. So war Max Löwenthal wohl imstande, selbst ein verwöhntes junges Mädchen zufrieden zu stellen. Sophie jedoch, deren Herz im stillen um Ludwig von Köchel trauerte, ging mit einer gewissen Entsagung in ihre Ehe und hat im Zusammenleben mit Max Löwenthal nicht jene Befriedigung gefunden, wonach ihre außergewöhnliche Natur verlangte. Eine Frau, die aus der Ehe im wahren Sinne des Wortes Vollgenügen schöpft, kann unmöglich in eine solche Herzens- und Geistesgemeinschaft treten, wie sie sich in der Folge zwischen Sophie und Lenau bildete. Auch wenn das Naturell der Frau — wie man behauptet hat — mit der Kunst nah verwandt ist, und Sophiens Wesen ausschließlich nach künstlerischen Motiven gelechzt hätte, als sie jenes Band um sich und Lenau wob, so hätte sie, wäre ihre Ehe eine wirkliche Seelen- und Sinnesgemeinschaft gewesen, in dem künstlerisch veranlagten Gatten ein Echo ihres Lebens und Strebens erweckt, wenn auch zugegeben werden muß, daß Lenaus Dichtkunst höher entwickelt war als die Max Löwenthals. Von Lenau wissen wir, daß Sophie ihm die verkörperte Muse war, wie noch des näheren ausgeführt werden wird. Daß sie es auch ihrem Manne gewesen ist, wagt man nicht zu bejahen. So war die Ehe zwischen Sophie und Max — was die Frau anbetrifft — nicht aus inniger lebendiger Herzlichkeit geschlossen, wenn sich auch später, wie es in einem langjährigen Zusammenleben durch die alles beeinflussende Macht der Gewohnheit zu geschehen pflegt, eine gewisse Wärme zwischen den Gatten entzündete.

Die erste Bekanntschaft zwischen Lenau und Max Löwenthal fand in dem „silbernen Kaffeehause“ in der Plankengasse zu Wien statt. Dieses Café, nach seinem Besitzer auch wohl kurzweg der „Neuner“ genannt, war der Versammlungsort der Wiener Kunstwelt. Grillparzer und Holtei, Raimund und Zedlitz, J. N. Vogl und Seidl, Feuchtersleben und Dr. Görgen, Huber und Deinhardstein, Bauernfeld und Grün u. s. w. haben hier manche Stunde in angeregtem Ideen- und Meinungsaustausch zugebracht und manches Symposion gefeiert. Zu Ausgang des Jahres 1833 machte der

Dichter Huber den Gatten Sophiens auf Lenau aufmerksam, dessen Ruhm damals gerade die Welt durchflog. Huber, später österreichischer Generalkonsul in Ägypten, vermittelte auch die erste Bekanntschaft zwischen den beiden. Löwenthal erlag bald dem eigenartig bestrickenden Zauber von Lenaus Wesen und lud ihn in sein Haus. Die erste Begegnung zwischen Niembsch und Sophien fand 1834 statt.*) Der Dichter schrieb am 20. September 1834 aus Wien an Emilie Reinbeck: „Von den mir befreundeten Häusern hab' ich bis jetzt nur das Löwenthalsche besucht. Auf nächsten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene gepriesene Unwiderstehliche im hellen Tageslichte werde zu sehen bekommen. Neulich war mir dies Glück nur im Dämmerlichte des Abends zuteil geworden. Die Frau Hofrätin Kleyle, die Mutter der Unwiderstehlichen, ist eine recht heitere Frau, der Ton der ganzen Familie ein ziemlich gebildeter, doch, wie mir schien, ein mehr auf leichteren geselligen Genuß gestellter. Löwenthals Frau scheint mir noch immer das interessanteste Glied dieser sehr zahlreichen Hausgenossenschaft. Ich glaube, ich werde bald wegbleiben. Es sind halt keine Hartmanns. Auf dem Lande wohnen Löwenthals und Kleyles zusammen. Mir wär's lieber, wenn ich die erstern allein haben könnte." Am 22. September schrieb Lenau über jenen Mittwoch (es war der 17. September) an Schurz: „Mittwoch habe ich in Penzing bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um 12 Uhr. Das war nicht übel. Aber, lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —"

*) Frankl giebt in seinem Buche über „Lenau und Sophie" (S. 189) an: „Es war im letzten Monat des Jahres 1838, daß der Dichter von der jungen, schönen Frau, umgeben von ihren blühenden drei Kindern, empfangen wurde." Frankl irrt sich hier abermals, wie aus Lenaus Briefen an Emilie hervorgeht. Allein Lenaus Tagebuch von 1836, voll glühender Liebe zu Sophie, widerspricht dem.

Frankl giebt über den ersten Besuch Lenaus bei Sophie folgenden phantasievollen Bericht: „Sie reichte ihm treuherzig die Hand und begrüßte ihn mit ihrer sympathischen, in ruhig langsamen Sätzen sich ergehenden Stimme. Lenau fühlte sich von ihrer Erscheinung und ihrem natürlich warmen Gruße betroffen. War es die Ahnung eines beginnenden selig unseligen Geschicks? Oder eine in ihm aufdämmernde Erinnerung?“ Das klingt allerdings recht poetisch. Lenau blieb jedoch anfangs ziemlich nüchtern, wie sein oben mitgeteilter Brief und wie auch der folgende Briefauszug (Wien, den 21. Oktober 1834) beweisen: „Einige vergnügte Abende hab' ich in Penzing bei Löwenthal und Kleyle verlebt. Ich bin in dem Hause gern gesehen, und die Glieder dieser zahlreichen Familie zeigen sich bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger. Doch mit der Unwiderstehlichkeit ist's nicht so arg.“ Lenau muß, da der Name Sophie in diesen Briefen an Emilie Reinbeck nicht genannt ist, mit seiner Stuttgarter Freundin über die Gattin Löwenthals mündlich gesprochen haben. Daß Frankls Bericht über das erste persönliche Zusammentreffen Lenaus und Sophiens zu stimmungsvoll komponiert ist, deutet auch Lenaus Äußerung (Brief vom 15. Oktober 1835) zu Emilien an, wo er nicht ohne Grund sagt, daß sein Leben von Seite seines Herzens ruhig genug ist, daß es von Seite seines Geistes frei und ungestört fortrücken kann.

Nun, die anfängliche Herzensruhe Lenaus im Verkehre mit Sophie sollte noch früh genug einem furchtbaren Seelensturm weichen, früh genug, um den heißblütigen Dichter mit der „schwarzen Galle“ in einen — wie er selbst sagt — „heiligen, wonnigen, verschmachtenden Jammer“ zu stoßen, der erst in seiner Geistesnacht enden sollte.

Betrachten wir zunächst die Liebe Lenaus zu Sophie. Aus kleinen Funken entsteht das verzehrende Feuer.

Am 21. Oktober 1834 teilte Lenau seiner Freundin Emilie die Möglichkeit mit, daß er bald nach Stuttgart komme trotz der herrlichen musikalischen Genüsse, die ihn in diesem Winter in Wien erwarten. Aber die Harmonie in ihrem (Emiliens) Hause, das

vergnügte, sich selbst genügende Zusammenleben mit seinen befreundeten Herzen sei auch Musik, und zwar eine sehr schöne. In der That entschloß er sich nach einigem Schwanken zur Abreise in seine schwäbische Heimat. Zuvor aber las er im Hause Löwenthals in Wien vor einer erlesenen Dichtercorona — es waren u. a. Grillparzer, Zedlitz, Hammer-Purgstall anwesend — Teile aus seinem „Faust“ vor; er erzielte einen spontanen Beifall. Am 19. November ging er nach Stuttgart und schrieb zehn Tage später an seinen Freund Max, daß man sich hier in Stuttgart über sein aufgeheitertes Wesen und sein gutes Aussehen wundere. „Das erstere, und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen heiteren Firnis gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer verloschen wähnte.“ Von Stuttgart aus begann nun mit Sophie jener Briefwechsel, der — was Lenaus Briefe anbetrifft — zu den schönsten und leidenschaftlichsten gehört, der wohl jemals stattgefunden hat. Die Briefe Sophiens sind — bis auf einen — nicht vorhanden; Lenau hat sie vermutlich in jenen Schreckensnächten des „vierschrötigen“ Jahres zu Stuttgart verbrannt. Die Briefe Lenaus, wie Schurz und Frankl sie mitteilen, sind oft nur Fragmente und haben jedenfalls eine stellenweise starke Retouche erlitten, bevor sie in die Druckerei wanderten. Ein offenkundiger Widerspruch zwischen den bei Schurz und den bei Frankl veröffentlichten Schreiben Lenaus an die Wiener Frau besteht allein schon in der Anrede: bei Schurz stets „Sie“, bei Frankl „Du“. Man darf getrost — mindestens in den Lenaubriefen aus den Jahren, die auch das Tagebuch umfaßt (1836—1843 sicher, vielleicht bis 1844) — statt des „Sie“ überall das „Du“ setzen. In seinem vorletzten Brief an Sophie ließ man das verräterische „Du“ einmal durchschlüpfen. Wenn in den von Schurz veröffentlichten Briefen wirklich „Sie“ gestanden hat, was aber nicht glaubhaft scheint, so hat Lenau es höchstens mit Rücksicht auf dritte Personen gethan. Auch ist zu bedenken, daß Lenau sein Tagebuch in lateinischer Sprache geführt, Frankl es aber in deutscher ver-

öffentlicht hat; bei der Übersetzung ergab sich genügend Gelegenheit zur Retouche.

Geben alle bisherigen Veröffentlichungen über Lenau und Sophie schwerlich ein wahrheitsgetreues und allumfassendes Bild dieses Verhältnisses, so genügen sie insofern, als man die Grundlinien dieses idealen Liebesbundes mit ziemlicher Sicherheit ziehen kann, wenngleich auch — was Lenaus Tagebuch und jene Zettel an Sophie anbetrifft — erwähnt werden muß, daß manche dieser brieflichen Auslassungen mehr im poetischen Rausche, der von starkem Kaffeegenuß und Nikotinbeize gesteigert ward, als bei klarer, nüchterner Lebensauffassung entstanden sind. Die dichterische Begeisterung war aber andererseits weiter nichts als eine Folge seines Liebesenthusiasmus.

Der erste (publizierte) Brief Lenaus an die Gattin seines Wiener Freundes ist datiert: „Stuttgart, den 14. Dezember 1834." Er ermuntert sie, sich die Blumenmalerei nicht durch professorale „Arroganzen" verleiden zu lassen. „Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eigenes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustande unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eigenes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichtes erkenne und im Bilde festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. s. w. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisiert! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort ebenso treffend als rührend: ‚Heute vorm Busen, morgen vorm Besen.' Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht,

schwindet und nie wiederkommt. Es ist wert, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr sein wird? — Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Korrektionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vorteil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede sein. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten. — Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen. — Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe. — Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Freund Niembsch. — Am 6. Dezember Abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!"

Im nächsten Brief (vom 13. Februar 1835) klagt er ihr seine Not als Redakteur des von ihm herausgegebenen Almanachs, wobei er ihrem ästhetischen Urteil huldigt: „O, wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieses Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Ärgers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urteil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich so viel gefunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern,

das sich in zwanzig Blättern jahraus, jahrein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklatscherei vorkauen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritischen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt sein. Ich bin selten, am allerwenigsten jetzt, zum Schmeicheln aufgelegt."

Und wie nimmt Sophie diese Worte auf? Lenau schreibt darüber am 9. März 1835: „Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenngleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren Schwestern und andern gehörig bewundert worden sei. — Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung sollte Ihnen bloß ein Zeichen sein meiner warmen Teilnahme und meiner Hochschätzung Ihres schönen Talentes und womöglich eine Ermutigung für meine eingeschüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: ‚Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben; denn da thut man ihm gewiß weh.' Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Äußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sei; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist . . . ." Einige Monate später, im November, war Lenau abermals in Stuttgart und schrieb an Sophie (9. Dezember 1835): „Liebe Freundin! Max hat recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thu es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als

ich Ihnen eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe ſittliche Würde, deren Bewußtſein Ihnen ein ewiger Quell ſtiller Freuden ſein muß, wie ſie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen und namentlich mir eine Quelle der Freude iſt und eines der erheiterndſten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren ſtillen, feſten Wandel. Seien Sie heiter, wenden Sie ſich nicht feindſelig ab von ſich ſelbſt! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, iſt ſchön, und ich habe das immer ſo hoch geachtet von Ihnen, aber laſſen Sie ſich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, dieſe Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für dieſe Welt. Und ſomit iſt meine Predigt zu Ende, möge es auch Ihr Trübſinn ſein und Ihr verwünſchter Zahnſchmerz!“ —

Die bislang mitgeteilten brieflichen Auslaſſungen Lenaus an Sophie bewegen ſich in ſtreng freundſchaftlichen Bahnen; ihr Herzensſchlag iſt ſehr moderato. Am 29. Januar 1836 reiſte der Dichter nach Wien, wo er am 4. Februar ankam. Von dieſer Zeit an — wenn nicht ſchon früher, was aber aus den bislang vorliegenden Urkunden nicht zu erſehen iſt — entſpann ſich zwiſchen den beiden Menſchen das folgenſchwere Verhältnis und Verhängnis. Vom April 1836 an reicht Lenaus Tagebuch, dem er ſeine geheimſten Gedanken und tiefſte Sehnſucht eingehaucht hat. Liebeſeliges Stammeln und ſtarrer, in ſich hineinbrütender Trotz, dumpf lähmende Wehmut und feuriges Jauchzen, glühende fauſtiſche Sinnlichkeit und weihevolles Beten, ſtilles Horchen, Sinnen, Sehnen und unabläſſiges Wühlen in ſeiner Seele machen eine Seelenſymphonie aus dieſen Blättern, die nicht nur wegen ihres biographiſchen, ſondern allein ſchon wegen ihres pſychologiſchen Intereſſes den Hörer gewaltſam packen und atemlos in Bann halten. „Wenn ich einmal tot bin“ — ſchreibt Lenau an Sophie — „und Du lieſeſt dieſe Zettel, wird dir das Herz weh thun. Dieſe Zettel ſind mir das liebſte, was ich geſchrieben habe. So unüberlegt ſind mir dabei die Worte aus dem Herzen aufs Papier geſprungen, wie ein Vogel aus dem Neſte fliegt. Wer mich kennen will, muß dieſe Zettel leſen.“

Es wird sich schon lohnen, auf Grund dieser Aufzeichnungen die Frage zu beantworten, was war Sophie unserem Dichter?

Sophie ist ihm — nach seinen eigenen Worten — das Äußerste seiner Wünsche und Empfindungen, so daß er sich von ihr nirgends hinsehnen kann, als in den Tod; sein Leben ohne sie ist ein fortwährendes stilles Bluten seines Herzens; nur mit der äußersten Selbstüberwindung kann er dann arbeiten; er ist unmutig, wenn er nicht von ihrem Blick angestrahlt wird. Jeder Tag, den er ohne sie verlebt, ist ihm aus dem Leben gestohlen, er glaubt sich dann im Exil zu befinden. Seine Schuld an Sophie ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die sie seinem Herzen wieder geschenkt. Er kann nicht an Gott denken, ohne an Sophie zu denken; ein Tag mit ihr verlebt, ist ein flüchtiger Gast aus einer bessern Welt; denn Lenau hat in Sophiens Umgange mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und und Betrachten der Welt. Wenn er in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben sei gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es eine Täuschung; es folgte eine noch schönere Stunde, wo er Sophie noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verkürzen ihm seine Ewigkeit: er erblickt in ihrem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen. Dann ist er glücklich wie nie zuvor, und recht deutlich wird ihm dann, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele atme. In einem so schönen Auge wie dem ihrigen zeigt sich ihm der Stoff, aus dem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe. Einmal erscheint ihm ihr Gesicht wie ein stilles Lied Gottes, ein andermal nennt er sie das Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes; denn er erkennt und er fühlt in ihr den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbesiegende der Persönlichkeit, einer Persönlichkeit, die die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze unmöglich zu stande bringen können. Als er eines Nachts mit schönen, seligen Gedanken an sie aufwacht, ist es ihm auf einmal sonnenklar, was Gott mit ihrer beiden Liebe will: sie ist ein Teil seiner (Gottes) eigenen Liebe. Die Ewigkeit muß sehr schön und herrlich sein,

sonst ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, daß er und sie ihr so eilig zugetrieben werden, von solchen Freuden weg, wie die beiden sie heute gehabt haben. Vorderhand kann er sich aber den Himmel nicht anders denken, als daß dort sicher und bleibend sein wird, was hier unsicher und flüchtig. Er malt sich's genau aus, wie es ist: seine Luft ihr Atem, sein Licht ihr Auge, sein Trank ihr Wort, seine Speise ihr Kuß, sein Lager ihr Herz, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr. Sie ist ihm der liebevollste, schönste Gruß, den ihm Gott gesendet hat, das liebliche Mysterium, dem er ewig nachhängen muß. Sie ist sein Trost, sein Glaube, seine ewige Liebe, sein Glück oder seine Verzweiflung. Seine Seele hängt an ihrem Atem, und sein Leben vergeht mit ihrem Hauche. Sie ist der innerste Kern seiner ganzen Lebensgeschichte, und wenn der Nerv ihres Daseins zerschnitten wäre, so wäre auch sein Leben entzwei. Sophie liebt ihn: sie muß ihn lieben als ihr bestes Werk; denn an ihr haben sich seine erstorbenen Hoffnungen und Freuden wieder aufgerichtet zu einem neuen und schönern Leben; sie ist seine Lebenswärme, seine Offenbarung; ihr dankt er seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort; sie hat mehr Trost und Balsam in ihrer lieben Seele, als das Leben je Verletzendes für ihn haben kann. Er nennt sie einmal das liebe, zudringliche Bild und zweifelt, ob er Rettung vor ihr findet, da die ganze Welt ihm zu ihrem Rahmen wird. Würde ihm ihr Antlitz entrissen, so wäre ihm der Rahmen leer und nichts. Ein andermal heißt er sie das köstlichste Wild, nach dem er jage, und auf dessen Spur alle seine Gedanken sind. Sie ist sein Herzblut; das ganze Saitenspiel seines Herzens hat sie in ihrer Gewalt; sie kann es berühren vom sanftesten Säuseln bis zum größten Sturm mit einem Fingerdruck; darum huldigt er ihr, wie er keinem erschaffenen Wesen sonst huldigen könnte. Wenn er sie so recht anschaut, fängt seine Seele zu klingen an. Sie, die aus dem besten Kernstück der Schöpfung gemacht ist, sie, deren Wesen gediegener Zauber ist, sie, die sein höchstes Glück und seine tiefste Wunde, seine Herz-, Kopf- und Fußbeherrscherin und die Mutter seiner liebsten Gedanken ist, sie hat ihn sogar der Natur entfremdet, wenn er sie einmal allein genießen soll; sie hat ihn mit Gleichgültigkeit gegen die Welt er-

füllt, da sie sein ganzes Leben und Wirken an sich gebunden hat. Manches ist in ihre Hand geliefert. Wenn er in dem quetschenden Einerlei ihrer Ferne weilt, dann schlagen, jagen und fragen seine Pulse nach ihr so treu, so heiß und verlangend, und müssen doch einsam verhallen und verwelken; die Tage vergehen ihm dann in einer dumpfen Geistes- und Herzensstimmung; er ist gelähmt ohne Sophie, da er sich mit tausend Wurzelfasern an sie angelebt hat und ihm dann ist, als ob sie alle zerrissen wären und bluteten. Als er einst von einer Krankheit geheilt aufstehen kann, nennt er seine Genesung eine störende, da sie (Sophie) nun nicht mehr an seinem Bette sitzt. Die Bretter einer Bank, auf der er mit ihr gesessen, möchte er einst zu seinem Sarge haben, und er beneidet, als er einst abwesend von Wien ist, die Tagelöhner in ihrem Garten, da diese sie täglich sehen und grüßen können. Am Abend vor ihrem Geburtstag 1837 schreibt er ihr: „Mit Bewegung erwarte ich diesen Tag, der in meinem Leben wichtig geworden ist wie kein anderer. An diesen schönen Tag knüpft sich meine tiefste Klage und mein unermeßliches Glück. Es ist mein zweites Weihnachten. Deine Geburt wird hinauswirken über mein Erdenleben auf meine Ewigkeit. Ich habe die stärkste Gewißheit davon. Gott habe Dank für diesen Tag. Mögen wir ihn noch oft zusammen verleben. Ich bin durch dich besser geworden. Du überschätzest mich, aber Deine hohe Meinung von mir ist mir heilsam, denn sie ist mir ein dringendes Gebot, mich ernstlich zu veredeln, damit ich nicht allzutief unter den Gedanken bleibe, die Du von mir hast. Der größte Lohn für alles, was ich noch erstreben mag, wird mir in Deiner schönen Seele blühen, und in ihr finde ich die bitterste Strafe für jeden verfehlten Augenblick meines Lebens. Wie Du mir ein rettender und versöhnender Engel geworden bist, so auch ein strafender. Ich bin Dein mit allen meinen Hoffnungen, Wünschen und Werken. Überall, wo ich Gottes starke Hand fühle, spüre ich auch Deine liebe Hand, und ich kann oft beide nicht voneinander unterscheiden. O Sophie! Du bist das Herz meines Lebens, es kommt von Dir und strömt zu Dir zurück. Ich bin ewig Dein."

Von ihrem Auge sagt er ihr: „Heute abend hat wieder der

sonst ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, daß er und sie ihr so eilig zugetrieben werden, von solchen Freuden weg, wie die beiden sie heute gehabt haben. Vorderhand kann er sich aber den Himmel nicht anders denken, als daß dort sicher und bleibend sein wird, was hier unsicher und flüchtig. Er malt sich's genau aus, wie es ist: seine Luft ihr Atem, sein Licht ihr Auge, sein Trank ihr Wort, seine Speise ihr Kuß, sein Lager ihr Herz, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr. Sie ist ihm der liebevollste, schönste Gruß, den ihm Gott gesendet hat, das liebliche Mysterium, dem er ewig nachhängen muß. Sie ist sein Trost, sein Glaube, seine ewige Liebe, sein Glück oder seine Verzweiflung. Seine Seele hängt an ihrem Atem, und sein Leben vergeht mit ihrem Hauche. Sie ist der innerste Kern seiner ganzen Lebensgeschichte, und wenn der Nerv ihres Daseins zerschnitten wäre, so wäre auch sein Leben entzwei. Sophie liebt ihn: sie muß ihn lieben als ihr bestes Werk; denn an ihr haben sich seine erstorbenen Hoffnungen und Freuden wieder aufgerichtet zu einem neuen und schönern Leben; sie ist seine Lebenswärme, seine Offenbarung; ihr dankt er seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort; sie hat mehr Trost und Balsam in ihrer lieben Seele, als das Leben je Verletzendes für ihn haben kann. Er nennt sie einmal das liebe, zudringliche Bild und zweifelt, ob er Rettung vor ihr findet, da die ganze Welt ihm zu ihrem Rahmen wird. Würde ihm ihr Antlitz entrissen, so wäre ihm der Rahmen leer und nichts. Ein andermal heißt er sie das köstlichste Wild, nach dem er jage, und auf dessen Spur alle seine Gedanken sind. Sie ist sein Herzblut; das ganze Saitenspiel seines Herzens hat sie in ihrer Gewalt; sie kann es berühren vom sanftesten Säuseln bis zum größten Sturm mit einem Fingerdruck; darum huldigt er ihr, wie er keinem erschaffenen Wesen sonst huldigen könnte. Wenn er sie so recht anschaut, fängt seine Seele zu klingen an. Sie, die aus dem besten Kernstück der Schöpfung gemacht ist, sie, deren Wesen gediegener Zauber ist, sie, die sein höchstes Glück und seine tiefste Wunde, seine Herz-, Kopf- und Fußbeherrscherin und die Mutter seiner liebsten Gedanken ist, sie hat ihn sogar der Natur entfremdet, wenn er sie einmal allein genießen soll; sie hat ihn mit Gleichgültigkeit gegen die Welt er-

füllt, da sie sein ganzes Leben und Wirken an sich gebunden hat. Manches ist in ihre Hand geliefert. Wenn er in dem quetschenden Einerlei ihrer Ferne weilt, dann schlagen, jagen und fragen seine Pulse nach ihr so treu, so heiß und verlangend, und müssen doch einsam verhallen und verwelken; die Tage vergehen ihm dann in einer dumpfen Geistes- und Herzensstimmung; er ist gelähmt ohne Sophie, da er sich mit tausend Wurzelfasern an sie angelebt hat und ihm dann ist, als ob sie alle zerrissen wären und bluteten. Als er einst von einer Krankheit geheilt aufstehen kann, nennt er seine Genesung eine störende, da sie (Sophie) nun nicht mehr an seinem Bette sitzt. Die Bretter einer Bank, auf der er mit ihr gesessen, möchte er einst zu seinem Sarge haben, und er beneidet, als er einst abwesend von Wien ist, die Tagelöhner in ihrem Garten, da diese sie täglich sehen und grüßen können. Am Abend vor ihrem Geburtstag 1837 schreibt er ihr: „Mit Bewegung erwarte ich diesen Tag, der in meinem Leben wichtig geworden ist wie kein anderer. An diesen schönen Tag knüpft sich meine tiefste Klage und mein unermeßliches Glück. Es ist mein zweites Weihnachten. Deine Geburt wird hinauswirken über mein Erdenleben auf meine Ewigkeit. Ich habe die stärkste Gewißheit davon. Gott habe Dank für diesen Tag. Mögen wir ihn noch oft zusammen verleben. Ich bin durch dich besser geworden. Du überschätzest mich, aber Deine hohe Meinung von mir ist mir heilsam, denn sie ist mir ein dringendes Gebot, mich ernstlich zu veredeln, damit ich nicht allzutief unter den Gedanken bleibe, die Du von mir hast. Der größte Lohn für alles, was ich noch erstreben mag, wird mir in Deiner schönen Seele blühen, und in ihr finde ich die bitterste Strafe für jeden verfehlten Augenblick meines Lebens. Wie Du mir ein rettender und versöhnender Engel geworden bist, so auch ein strafender. Ich bin Dein mit allen meinen Hoffnungen, Wünschen und Werken. Überall, wo ich Gottes starke Hand fühle, spüre ich auch Deine liebe Hand, und ich kann oft beide nicht voneinander unterscheiden. O Sophie! Du bist das Herz meines Lebens, es kommt von Dir und strömt zu Dir zurück. Ich bin ewig Dein."

Von ihrem Auge sagt er ihr: „Heute abend hat wieder der

ganze Himmel Deiner Seele auf mir geleuchtet, der ganze! Gottlob, Sophie, daß so etwas nur ich zu sehen bekomme; denn wer es sonst sähe, müßte Dich auch lieben, und wir würden uns vor Deiner Thür totschlagen. So, wie Du, blickt kein Weib mehr auf Erden. Und vom Auge geht es aus und verteilt sich auf alle die schönen Züge, wie eine Überschwemmung von Seligkeit. Du warst heute rasend schön und lieb." An einer andern Stelle liest man: „Der heutige Tag war einer der schönsten meines Lebens. Mein ganzes Herz zuckte in seliger Wehmut vom Morgen bis in die Nacht. Du standest mir gegenüber in Deiner unbeugsamen Zärtlichkeit, daß ich Dich umschlingen wollte und anbeten zugleich. Es war wieder einmal recht gute Zeit in meinem Herzen, jeder Winkel war beleuchtet. Ich möchte jetzt an Deinem Bette knieen und Dir auf die Füße weinen und sie tausendmal küssen." Vielleicht die Quintessenz seines Fühlens und Sinnens für Sophie enthält das folgende Tagebuchblatt: „Ich freue mich an der allbesiegenden Kraft unsrer Liebe. Wie jeder Kummer und jeder bittere Vorgang so bald verschwindet in der Unermeßlichkeit unserer Liebe, ein bißchen Schaum im Meere ... Die Zeit ist schnell und das Geschick wandelbar. Störe mich durch nichts in dem schönen Leben meines Herzens. Ich fühl' es gleichsam von Stunde zu Stunde, wie meine Liebe immer weiter wird und tiefer. Sie ist wirklich reich an göttlichen Keimen, und in und mit ihr gedeiht mein bestes Wesen. In allen Stürmen der Empfindung werde ich doch stets klarer, bestimmter, weicher und besser. Unsere Liebe ist mir die süßeste Schule ewiger Gedanken und Gefühle. Dein ist mein Herz, so lang es schlägt, und einst wird es stehen bleiben in Deinem Namen. O, Geliebte!"

So liebte Lenau diese Frau, der er die unumschränkteste „Schlüsselgewalt" über sein Herz einräumte. Sie durchströmte nicht nur sein Herz mit den Fluten der Liebesleidenschaft, daß es aufjauchzte in selig unseliger Lust und sinnestrunken Worte lallte, erhaben wie die Heiligkeit des Himmels, rührend schön wie die Poesie, sie schritt auch mit ihm an den Born sprudelnder Geistesfülle und folgte ihm auf seinen kühnen Gedankenpfaden in die Einsamkeit erhabener Ideen, seltsamer Paradoxa, die eine weniger

groß veranlagte weibliche Natur, als die ihrige war, hätte zurückbeben lassen vor dem Gedankentürmer und Gedankenstürmer Lenau. Sophie war ihm — nach seinen eigenen Worten — unersetzlich durch den Verkehr mit großen Geistern, wie Platon, den er fleißig las, ja selbst durch die beglücktesten Stunden seines Kunstlebens; sie war ihm die wunderbare Vereinigung alles dessen und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen. Ein Kriterium, ob ein Buch von den ganz echten und guten sei oder nicht, war ihm sein Gefühl, ob es ihn drängte, dieses Buch ihr zu bringen oder nicht. So schreibt er Oktober 1836: „Ein Gespräch wie unser heutiges erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne; ich finde es in unserem Falle gut und recht. Mir gewährt es großes Vergnügen, Deinen Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung; denn noch jedesmal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den andern käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens. Scheue Dich ja nie, mir Dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemütes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.“ Ähnlich heißt es in einem Briefe Lenaus an Sophie (Stuttgart, 14. Mai 1841): „Ich stehe und wachse in Ihrer*) Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohl geborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die — an Geist und Herz mächtig wie wenige Ihres Geschlechts — in einem höheren Lebenskreise, das für mich gethan, was jene längst modernde andere teure Frau**) so gerne gethan hätte.“

*) Warum in diesem Briefe Sophie mit „Sie“ angeredet wird, ist zu Anfang dieses Abschnittes erklärt.

**) Seine Mutter.

Das also war diese Frau unserm Dichter. Und wie liebte Sophie ihn? Und was war er ihr? Während Lenau 1837 — es seien wiederum seine eigenen Worte angeführt — in ihr die höchste Gewalt für sich erkennt, die sein Leben in der Hand hat, und sagt: „Ich habe das Wagstück einmal gethan, mich mit Leib und Seele einem Weibe zu verkaufen, und dabei bleibt's," verliert Sophie nicht so leicht die Herrschaft über sich selbst. Ihre Liebe, einer leidenschaftlichen Natur und einer wohl kaum über das Konventionelle hinausreichenden Ehe entsprungen, war nicht rein von Eigensucht und Berechnung. Als Lenau zum ersten Male ihren Lebenspfad kreuzte, mochte es ihrer Eigenliebe nicht wenig schmeicheln, den gefeierten Dichter als Freund zu haben und sich von ihm huldigen zu lassen. Wäre unser Poet ein Dichter wie viele andere gewesen, ihr Puls hätte um seinetwillen nicht schneller geschlagen. Aber er war ein gefeierter Mann; mit freudiger Spannung blickte die poesiefreundliche Welt auf diesen interessanten Kopf, lauschte seinen wehmütig schönen Seelenklängen, die in das Auge so manches weiblichen Wesens die Thräne lockte. Es mußte sie reizen, dieses weltfremde und menschenscheue Herz an ihre Brust zu ziehen, ihm die auf seiner Stirn glühende Zornesader zu beschwichtigen, den heißen Strahl seines Auges aufzusaugen und den Strom seiner übermächtigen Liebe in ihr Herz schauern zu lassen, in das Herz, das ein Übermaß an Empfindungsmacht und -pracht besaß und dessen Gefühlsboden brach dalag. Sie liebte Lenau mehr um ihretwillen als um seinetwillen. Daher erklärt sich auch die beständige Angst und Scheu, dies Herz zu verlieren, und wieder in die Gefühlsöde und Finsternis zurückzusinken. Daraus erklärt sich ferner das Unbeständige und Schwankende ihres Gefühls und die Unsicherheit und die furchtbare Tragik dieses ganzen Liebesbundes. Der leidendste Teil dabei ist Lenau; denn der einzige Abstand zwischen ihm und ihr ist, wie er sagt, der, „daß ich Dich mehr liebe, als Du mich." Das klingt schwer genug. Weiterhin schreibt er: „Jetzt ist unser Leben und unsere Liebe ein unstetes Jagen im Gebirge auf rauhen Felsen; wir müssen den guten Augenblick suchen wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen." Das ist gewissermaßen das

schauerliche Motto dieser Liebe und bleibt es auch, trotzdem der grübelnde Sinner sich selbst mit dem glänzenden, aber nicht zutreffenden Vergleich zu beruhigen, ja, man möchte sagen, zu beseligen sucht: „Doch hat unsere Liebe nicht eben dadurch etwas Rührendes und Schönes? War nicht die höchste Liebe, das göttliche Kind, auch auf der Flucht? Unser Pharao, die Welt, wird uns aber wohl immer im Rücken sein, bis wir dahin kommen, wo nur die Liebe etwas gilt und zu sagen hat.“ Daß Sophie unserm glücklich-unglücklichen Lebenspilger durchaus nicht jene Ruhe gab, wie man nach mancher oben mitgeteilten Tagebuchnotiz annehmen müßte, dafür legt eben dasselbe Tagebuch ein leider nur zu authentisches Zeugnis ab. In einer Februarnacht 1837 schreibt Lenau: „Meine Gemütsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne allen Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt.“ — „Ich fahre auf hoher See, und da läßt sich kein Anker werfen. Doch Deiner liebevollen Bekümmernis wegen will ich thun, was ich kann. Du hast freilich recht, daß der Affekt mein Leben verzehrt. Das ist nicht anders möglich. Aber diese Verschwendung macht mir Freude.“ Auf fast jeder Seite dieses Tagebuches finden wir Stellen Lenaus, die uns einen ziemlich unzweideutigen Rückschluß auf Sophie, wie sie Lenau liebte, nahelegen; so, wenn es da heißt: „Du hast es manchmal bedauert, daß Dich die Liebe so ganz absterben macht für alle Freuden des Lebens. Ich bedaure das nicht, obgleich das vielleicht mich mehr betrifft, als Dich. Mir ist es recht, daß Du der alleinige Brennpunkt meines ganzen Lebens bist. Freilich kann der leichter zum Bettler werden, der seine ganze Habe beisammen hat in einem geliebten Herzen, als einer, dem die Freude überall wächst in sicherer Verteilung. Aber mein Glück ist inniger und mir desto teurer, je gefährlicher es ist.“ Diese letzte Äußerung ist so recht charakteristisch für Lenau und Sophie, und mit gutem Grund ist denn auch behauptet worden*), daß Lenau zu den so vielfältig vorkommenden unglücklichen Charakteren gehörte, die immer nur das besitzen wollen, was sie nicht

*) Lenaus sämtl. Werke. Bibliographisches Institut I., S. LI.

erreichen können, dem wirklich Erreichbaren aber keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, und daß das ganze Geheimnis der unbezwinglichen Anziehungskraft, die Sophie auf den Dichter übte, vielleicht nur darin bestand, daß sie für ihn ewig unerreichbar blieb. Das ist psychologisch leider nur zu wahr! Wie unsicher und zitternd der Grund war, auf dem dieser romantische Bund ruhte, beweisen folgende Auslassungen des Poeten. Mai 1837 schreibt er: „Du bist mein Herzblut. Darum hab' ich nie den Wunsch, ohne Dich leben zu können, wie Du ihn hast ohne mich. Versuch' es nur einmal, ohne mich zu leben. Du wirst es vielleicht aushalten eine Weile und vielleicht glücklicher sein; aber plötzlich wirst Du das Alpenhorn hören, und Du wirst ein Heimweh empfinden nach der Gebirgsluft, die ich Dir zu atmen gegeben und aus der Du dann verbannt bist in die ruhige dumpfe Ebene der andern. Versuch es." Recht schmerzbelastet schreibt Lenau am 14. Juni 1837: „Halte nur unsern heutigen Abendgang recht fest in Deinem Gedächtnis, wenn Ungeduld Dich überfällt und Kummer Dich bezwingen will. Unsre Liebe ist einmal gewissermaßen eine unglückliche, und wir wollen unverdrossen und mutig die stille heimliche Tragödie, in der niemand spielt und zuschaut als unsre blutenden Herzen, bis an unser Ende fortführen. Vielleicht, ja, gewiß gewinnen wir dann einst den Beifall der Himmlischen. Ich habe Augenblicke, in welchen ich vergehen möchte vor Schmerz über unser Los; aber ich habe auch andre, wo mir unser Unglück teuer ist, weil ich mir denke, Du würdest mich vielleicht weniger lieben, wenn Dein Gefühl nicht unter Gefahren und Schmerzen aufgewachsen wäre. Vielleicht müssen zwei Herzen erst aufgeschnitten werden, wenn sie ganz zusammenwachsen sollen? Wir haben unsere blutenden Stellen aneinander gelegt und müssen so festhalten, wenn wir uns nicht verbluten wollen. O, ich will Dich halten! Du wirst mich auch halten, ich weiß es." Ja, Sophie hat ihn gehalten, aber wie?! Das wird noch offenbar werden in grausamer Thatsächkeit; sie hat ihn so fest an sich geklammert, daß er zu dem Geständnis kam, seine liebsten Stunden, die er mit dieser Frau verlebt, seien blutige Fetzen eines schlechten Verbandes, und daß er an einem Augustabend 1837, nachdem er einen in

einem einsamen Wiesen- und Waldthal bei Stuttgart gelegenen heimlichen Teich mit Schilf und Fröschen aufgesucht, wo seine Gedanken Einkehr hielten, zu der Überzeugung gelangt: „Mein Schmerz um Dich ist absolut, da giebt's keinen Trost, das ist hin, Du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, so lang noch ein Blut in mir geht." Auf denselben Grundton gestimmt, nämlich auch auf ein „Verrosten aller seiner Freuden," ist das Blatt: „Was wird mir die Zukunft bringen? Hat sie denn noch irgend was für mein Leben? Dich wiedersehn ist schön, aber schmerzlich; denn in der ersten Minute unsres Zusammenseins werden wir schon blutig anstoßen an die eiserne Schranke." Er freut sich, wenn sie ihr Los vergessen und froh sind wie Kinder, die in einer Wüste spielen oder auf Gräbern, hier mit den todentsprossenen Blumen, dort mit dem leeren Becher; bis sie auf dem Grabe plötzlich ihre Verlassenheit merken und unbefangen weinen; bis sie in der Wüste auch durstig werden und nach einem Trunke schreien. Seine ganze Freude ist ein einzig zittern es Blatt; sinkt ihm dieses, so ist für ihn der ganze Wald tot und verloren. Ja, Lenaus Liebe zu diesem Weibe war eine „Rose mit scharfem Dorn": hold gewährend, selig betäubend auf der einen Seite, vorenthaltend und schmerzvoll verwundend auf der anderen. Er wird seiner Liebe nicht sicher, glaubt in fast beständiger Gefahr zu schweben, sie zu verlieren. So nimmt dieses qualvolle Verhältnis seinem Innenleben jene beglückende Harmonie, die jedem Menschen — und einer Lenau-Natur doppelt und dreifach — zum Dasein nötig ist. Einer Stunde gesteigerter Lebensfreude folgen Tage schlimmsten Unmuts, der seine Seele „versumpfen und verdumpfen" läßt. Sophie mit ihrer Liebe, halb verheißende Gewährung, halb bewußte Zurückhaltung, immer aber mehr empfangend als gebend, bezeichnet den tiefsten Spalt in Lenaus Leben. Er ist seiner Liebe nicht froh und kommt deshalb auch nicht zum rechten Genuß. Welche Seelenangst durchzittert das folgende Blatt vom 28. Januar 1838: „Wie wird doch all mein Trotz und Stolz so gar zu nichte, wenn die Furcht in mir erwacht, daß Du mich weniger liebst. Dein Herz ist das Beste, was ich habe, und solche Gedanken lehren mich zittern. Es war

kein Scherz mit Amerika. Ich ginge wahrhaftig dahin und würde in meinem Waldversteck den Rest meines Lebens einsam verbrummen. Daß ich dann für meine Schwester, meine Freunde und die Welt verloren wäre, das hättest Du verschuldet, und das wäre meine Rache, o, Du alsdann Falsche, Heillose, Verruchte! Ich ließe bei meinen Lebzeiten schwerlich mehr was andres drucken als Straflieder an Dich. Die sollten Dir dann fürchterlich herübertönen, jedes Vergnügen stören, und liebtest Du einen andern, so würden meine Lieder den Glücklichen vor Deinen Augen zu Staub zerreiben; denn groß würde ich mich Dir zeigen in meinem Zorne, daß jeder andre, der Dein Herz beäße, neben mir elend herauskäme. O, nicht ungestraft dürftest Du den Frevel verüben an der größten Liebe, die je einem Weibe zu teil geworden. Wenn Du aber so zärtlich bist, wie in den letzten Tagen, so soll es Dich nicht gereuen. Ich bin reich und kann Dich belohnen. Schau Dich um im weiten Kreise Deiner Bekanntschaften, ob Du einen findest, der sich an Herzenskraft mit mir messen kann. Seit drei Jahren steht mein Herz für Dich in Flammen, und Du kannst mir kein Stäubchen Asche zeigen, das dem Brande entfallen wäre, weil hier kein irdisches Material verzehrt wird, sondern alles meine Seele dazu hergiebt. Sophie! Denke, was Du besitzest, und sei stark und ewig frisch in Deiner Liebe!" Das ist nicht die Sprache einer abgeklärten, beglückenden Liebe, sondern die entschlossene Äußerung eines Menschen, der va banque spielt. Sophie war, weil sie ihm nicht das sein konnte und wollte, dessen er bedurfte, der schöne, volle, unergründlich schmerzliche Ausdruck seiner zerstörten Glückseligkeit, so daß ihm, wenn er sich recht vorstellte, was sie war, vor einem Unglück schwindelte, das dann ja auch über ihn hereinbrach. Vielleicht ist die „Frage":

„O, Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

das Kind einer mit Sophie verlebten schmerzvoll glücklichen Stunde. Wie leicht verletzbar diese Liebe war, lesen wir unterm 28. Sep-

tember 1838: Sophie hatte sich einem „Einbäumel“*) anvertraut. Lenau in seiner überschraubten Empfindungswelt schrieb ihr: „Ich muß auf die Geschichte vom Einbäumel noch einmal zurückkommen. Du lieseſt zuweilen mein Geschriebenes wieder, und vielleicht hält es Dich einst von einer ähnlichen Waghalserei ab, wenn es Dir schwarz auf weiß vor Augen steht, was und wieviel es war, was Du dort auf ein frevelndes Spiel gesetzt. Als mir Mikschik**) Deinen Streich erzählte, überfiel mich ein Gefühl, unbeschreiblich bitter und vorwurfsvoll, als sei ich an meinem ganzen Leben, an meiner Sendung zum Verräter geworden. Dadurch, daß ich beides in die Macht eines Weibes gegeben, die imstande ist, mit Wind und Wellen darum zu wetten eines kurzen Vergnügens willen. Daß Du unser Wiedersehen daran wagteſt, mag Dir unsere Liebe verzeihen; sie thut es auch, weil sie eine unglückliche ist; daß Du aber meine ganze Zukunft und alles, was die Welt von mir zu erwarten berechtigt ist, auf jenem Baum tanzen ließeſt, das, Liebe, gehört noch vor einen andern Richterstuhl als den unserer Liebe. Du haſt mich dadurch in einer Gegend meines Herzens verletzt, wohin keine andere Irrung oder Kränkung noch dringen konnte ... Ich war ernstlich ungehalten, und mehr als das. Zum erstenmal, seit wir uns kennen, kam es mir, wenn auch nur vorübergehend, vor, ich müsse die Sache Gottes und die Sache unserer Liebe betrachten als zweierlei. Du haſt freilich in jener Stunde des Leichtsinns, gedrängt von M(ax), angelockt vom abenteuerlichen Reiz eines Wagnisses, und vielleicht getrieben von einem falschen Schamgefühl, nicht feig zu erscheinen, nicht gesehen, was Du thateſt, aber im Falle des Unglückes wäre mein Schicksal nicht weniger verderblich gewesen. Nun ist es, gottlob! glücklich vorüber. Ich verzeihe Dir von ganzem Herzen, aber es thut mir noch immer weh. Je süßer und entzückender Du mir heute warſt, desto ungeheurer erscheint mir Deine Übereilung. Dein seidenes Kleid war heute so schwarz und glänzend wie schwarzes Wasser, und sein Rauschen war mir unheimlich.“ Man sieht aus diesen Worten,

*) Ein Schiff, aus einem Baum gehöhlt.

**) Johannas, Sophiens Schwester, Verlobter.

kein Scherz mit Amerika. Ich ginge wahrhaftig dahin und würde in meinem Waldversteck den Rest meines Lebens einsam verbrummen. Daß ich dann für meine Schwester, meine Freunde und die Welt verloren wäre, das hättest Du verschuldet, und das wäre meine Rache, o, Du alsdann Falsche, Heillose, Verruchte! Ich ließe bei meinen Lebzeiten schwerlich mehr was andres drucken als Straflieder an Dich. Die sollten Dir dann fürchterlich herübertönen, jedes Vergnügen stören, und liebtest Du einen andern, so würden meine Lieder den Glücklichen vor Deinen Augen zu Staub zerreiben; denn groß würde ich mich Dir zeigen in meinem Zorne, daß jeder andre, der Dein Herz besäße, neben mir elend herauskäme. O, nicht ungestraft dürftest Du den Frevel verüben an der größten Liebe, die je einem Weibe zu teil geworden. Wenn Du aber so zärtlich bist, wie in den letzten Tagen, so soll es Dich nicht gereuen. Ich bin reich und kann Dich belohnen. Schau Dich um im weiten Kreise Deiner Bekanntschaften, ob Du einen findest, der sich an Herzenskraft mit mir messen kann. Seit drei Jahren steht mein Herz für Dich in Flammen, und Du kannst mir kein Stäubchen Asche zeigen, das dem Brande entfallen wäre, weil hier kein irdisches Material verzehrt wird, sondern alles meine Seele dazu hergiebt. Sophie! Denke, was Du besitzest, und sei stark und ewig frisch in Deiner Liebe!" Das ist nicht die Sprache einer abgeklärten, beglückenden Liebe, sondern die entschlossene Äußerung eines Menschen, der va banque spielt. Sophie war, weil sie ihm nicht das sein konnte und wollte, dessen er bedurfte, der schöne, volle, unergründlich schmerzliche Ausdruck seiner zerstörten Glückseligkeit, so daß ihm, wenn er sich recht vorstellte, was sie war, vor einem Unglück schwindelte, das dann ja auch über ihn hereinbrach. Vielleicht ist die „Frage":

„O, Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

das Kind einer mit Sophie verlebten schmerzvoll glücklichen Stunde. Wie leicht verletzbar diese Liebe war, lesen wir unterm 28. Sep-

tember 1838: Sophie hatte sich einem „Einbäumel“*) anvertraut. Lenau in seiner überschraubten Empfindungswelt schrieb ihr: „Ich muß auf die Geschichte vom Einbäumel noch einmal zurückkommen. Du liesest zuweilen mein Geschriebenes wieder, und vielleicht hält es Dich einst von einer ähnlichen Waghalserei ab, wenn es Dir schwarz auf weiß vor Augen steht, was und wieviel es war, was Du dort auf ein frevelndes Spiel gesetzt. Als mir Mikschik**) Deinen Streich erzählte, überfiel mich ein Gefühl, unbeschreiblich bitter und vorwurfsvoll, als sei ich an meinem ganzen Leben, an meiner Sendung zum Verräter geworden. Dadurch, daß ich beides in die Macht eines Weibes gegeben, die imstande ist, mit Wind und Wellen darum zu wetten eines kurzen Vergnügens willen. Daß Du unser Wiedersehen daran wagtest, mag Dir unsere Liebe verzeihen; sie thut es auch, weil sie eine unglückliche ist; daß Du aber meine ganze Zukunft und alles, was die Welt von mir zu erwarten berechtigt ist, auf jenem Baum tanzen ließest, das, Liebe, gehört noch vor einen andern Richterstuhl als den unserer Liebe. Du hast mich dadurch in einer Gegend meines Herzens verletzt, wohin keine andere Irrung oder Kränkung noch dringen konnte . . . Ich war ernstlich ungehalten, und mehr als das. Zum erstenmal, seit wir uns kennen, kam es mir, wenn auch nur vorübergehend, vor, ich müsse die Sache Gottes und die Sache unserer Liebe betrachten als zweierlei. Du hast freilich in jener Stunde des Leichtsinns, gedrängt von M(ax), angelockt vom abenteuerlichen Reiz eines Wagnisses, und vielleicht getrieben von einem falschen Schamgefühl, nicht feig zu erscheinen, nicht gesehen, was Du thatest, aber im Falle des Unglückes wäre mein Schicksal nicht weniger verderblich gewesen. Nun ist es, gottlob! glücklich vorüber. Ich verzeihe Dir von ganzem Herzen, aber es thut mir noch immer weh. Je süßer und entzückender Du mir heute warst, desto ungeheurer erscheint mir Deine Übereilung. Dein seidenes Kleid war heute so schwarz und glänzend wie schwarzes Wasser, und sein Rauschen war mir unheimlich.“ Man sieht aus diesen Worten,

*) Ein Schiff, aus einem Baum gehöhlt.

**) Johannas, Sophiens Schwester, Verlobter.

in denen Sophie nach mancher Seite hin gekennzeichnet ist, das Bittere und Unhaltbare des Verhältnisses. Und was soll man zu folgenden Worten sagen: „Ich habe in früheren Zeiten an der Unsterblichkeit gezweifelt; jetzt lehrt mich die Not, mich an diesen Glauben zu klammern. Der Gedanke des Todes wird mir immer freundlicher, und ich verschwende mein Leben gerne. Der neuliche Abend, wo ich vor Schmerz im innersten Marke zuckte, war wieder ein tüchtiger Ruck grabwärts. Ich werde der Sprache ordentlich feind und hasse die Worte, daß sie mit ihrer plumpen Unbeholfenheit und Stammelei schon so viel Leid zwischen uns gebracht haben. Halte Dich an mein Herz. Das ist fest, rein, unzweideutig und Dein.“ Aus derartigen Äußerungen sieht man das häufige Wanken und Schwanken der Liebe zwischen den beiden mit greifbarer Deutlichkeit. Die Unsicherheit, in der Sophie in ihrer zwischen Lenau und Löwenthal geteilten Empfindungskraft sich befand, die fast aprilartige Launenhaftigkeit dieses Verhältnisses überhaupt, das, vielfach durch äußere Vorkommnisse im Leben beider bedingt, zwischen Frühlingsweben und Winterkälte schroff wechselte, war der giftige Nährboden für des Dichters eingewurzelte Zweifelsucht. Sie fraß an seinem Leben jetzt mehr als je, und ihre unheimliche Schwester war die gallsüchtige Hypochondrie. Selbst ein weibliches Wesen, das in seiner Liebe selbstloser als Sophie gewesen wäre, hätte, sofern es nicht mutig den entscheidenden Schritt unternommen, dem Dichter auch vor der Welt anzugehören, ihm infolge ihres Verhältnisses als Ehegattin und Mutter Anlaß zu Zweifeleien und Klagen geben müssen. Wieviel mehr die lebenskluge und gefühlsreife Sophie, der es schmeichelnd wohlthut, wenn Niembsch mit den Blüten seines Gemütes und Geistes ihr Leben bekränzt und sie mit der ganzen Elementarkraft seiner Vulkannatur liebt, die aber immer genügend Verstand besitzt, um die Grenze nicht zu überschreiten, jenseit welcher Lenaus Gefühl abkühlen könnte. Das Wort ist durchaus nicht so unrichtig, daß das Glück nicht im Geiste, sondern im Gefühle wurzele; bei Sophie erklärt es manches. Mit der ersten Stunde, in der sie Lenau einen intimeren Einblick in ihre Seele gestattet, zieht in des Dichters Brust ein unheilvoller Genosse seiner angeborenen Hypochondrie ein: gesteigerte Unzufrieden-

heit, die, je mehr er das Weib seiner Sehnsucht liebt, desto verhängnisvoller Besitz von seinem Innenmenschen ergreift. Und Sophie, indem sie Niembschens Gefühl immer mächtiger entfesselt, stärkt diesen unholden Gast in Lenaus Leben, ohne daß dies ihr vielleicht zum klaren Bewußtsein kommt. Noch mehr aber kommt er zur Herrschaft, wenn Lenau Grund zu haben glaubt, Sophiens Gefühl für ihn sei im Erkalten begriffen. Da lesen wir z. B. das Blatt vom 26. Oktober 1838: „Als wir neulich zusammen über die Bastei gingen und Du von alten Zeiten sprachst, den Tagen Deiner Sehnsucht, da ward ich traurig. Ich muß, wenn uns der Frühling der Liebe dahin ist, doppelt um ihn trauern, weil uns die Frucht des Sommers versagt geblieben. Wer weiß, ob der alte Zug der Sehnsucht in Deinem Herzen wiedererwachte, wenn uns das Zusammensein erschwert würde. Waren wir ja doch getrennt im letzten Sommer, und ich glaube, Dein Herz hat damals viel ruhiger gepocht als einst, wenn Du meiner gedachtest. Hat sich Deine Sehnsucht überwacht? ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann? Hab' ich in Deinen Augen verloren und findest Du mich geringer, als Du mich einst glaubtest? Hat Deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf? Solche Fragen kommen mir oft und machen mich dann sehr finster. Dann mag es geschehen, daß ein Wort und ein Blick von Dir mich ganz verstört und verwildert. Unsere Liebe war mir immer die heiligste Stätte meines Lebens. Alles, was ich Teures habe und Liebes auf der Welt, das habe ich zusammengetragen in diese heimliche Kapelle; aber wenn ich darin eine einzige Scheibe trüb und abgestorben finde, so wird mir, als müsse ich den ganzen Bau zertrümmern. Nicht aufhören kann mein Gefühl, aber ich würde nicht zusehen, bis Deines versiegte, sondern Dir Dein Restlein erlassen. O, Sophie! laß es nicht kalt werden! Doch, da hilft nichts. Laß es gehen, wie es geht. Nur nichts *machen*. Diese Gedanken sind Gift, und ein böser Geist hat sie in meinem Kopf gemischt, wenn sie nicht wahr sind. Ich will aufhören. Die Liebe aber soll mehr sein als das schönste Lied, das man bis zur Gleichgültigkeit hören kann, wenn's immer fortgeleiert wird, und endlich zum Überdruß. Ich will mir etwas Ewiges schon diesseits ein-

richten, sonst giebt es kein Jenseits. Thue ich darin einen Mißgriff, so ist's der schrecklichste. Küssest Du mich nicht für die Ewigkeit, so gilt mir Dein Kuß nicht mehr als der Knall einer Peitsche. O, welch ein wildes Gewäsch!" Am nächsten Tage, nachdem Lenau diese Worte noch einmal genau überlegt und durchdacht, fügt er hinzu: „Ich überlese meine Zeilen von gestern und finde sie ganz recht. Ist es nicht mehr wie einst, so ist es gar nichts. Wenn die Liebe nicht mehr Dein ganzes Wesen erfüllt, so ist sie fort; denn das ist ja eben die Liebe, daß sie dem Menschen nicht nur seine Brust, sondern die ganze Welt erfüllt, wie die Luft, die er atmet. Atmest Du eine andere Luft als ich, so lebst Du schon auf einem andern Stern, und Du bist der schauerlichen Strophe meines Gedichtes „Am Rhein"*) schon verfallen. O, ich kann es nicht denken, ohne daß mein Innerstes zittert." Die Unruhe und Unzufriedenheit, die Sophie über ihn gebracht, ist zuweilen so groß, daß er ihr Andenken in sich zu betäuben suchen muß, wenn er arbeiten will. Das schöne innige Vertrauen, das der Liebe die reinste Weihe giebt, wenn es nicht vielleicht ihr eigentlicher Lebensboden ist, fehlte oft diesem Bunde. „O, liebe Sophie! vertraue! vertraue!" ruft Lenau einmal sehnsuchtsvoll aus (6. Mai 1840). „Der Tag, an dem Du mir sagst: ‚ich glaube wieder ganz an Dich', ist der schönste, den ich noch auf Erden zu hoffen habe. Erscheint er mir nie, so hab' ich mein bestes Gut unwiederbringlich verloren. O, Du liebes Herz! wag' es nur, Dich mir anzuschließen. Du kommst doch nicht durchs Leben ohne mich, wie ich nicht ohne Dich." Das stimmt dem Sinne nach mit seiner Äußerung drei Jahre später: „Was hilft das Schreiben? ich möchte lieber bleiben. Schon wieder eine Trennung und eine ärgere als die frühere, weil wir unterdessen wieder um ein Stück Leben dem großen Schweigen näher gerückt sind. Ach, könntest Du mich doch überzeugen vom Wiederfinden, es wäre alles gut und leicht zu tragen. Aber da steckt's. Wir zehren mit jeder

*) „Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Mut."

Vergl. auch „Lotte Gmelin" in diesem Buche.

Stunde vom einzigen Kapital unseres Erdenlebens; wären es doch nur Zinse der Ewigkeit! Aber, aber, ich fürchte, wir geben alles aus und haben doch nichts davon."

Der Unmut, der Lenau packte, wenn er an die Unmöglichkeit dachte, Sophie ganz sein nennen zu können, war zuweilen derartig, daß er ihn an den Abgrund seiner Leidenschaft, an die Grenze des Todes, brachte. Im Dezember 1837 war er nahe daran, Selbstmord zu begehen. So trieb ihn — er gesteht es selbst — die Liebe zu dieser Frau von einer Raserei zur anderen, von der zügellosesten Freude zu verzweifeltem Mißmut. Warum? Weil er am Ziel der höchsten, so lang und heiß ersehnten Wonne immer wieder umkehren mußte; weil die Sehnsucht nie gestillt ward, wurde sie irr und wild und verkehrte sich in Verzweiflung, und seine Liebe, ewig mit sich selbst im Streite, ewig sich selbst verkürzend und quälend, zerwarf sich mit sich selbst und ward ihm zur Pein, aus der er in unglückseligen Augenblicken Erlösung wünschte. Das ist die Geschichte seines Herzens. Er verliert in diesem Verhältnis seine freie Selbstbestimmung, seine Vernunft sinkt zum Diener seines Herzens herab, das mit souveräner Verachtung heller, klarer Verstandes- und Vernunftgründe seine männliche Entschlossenheit, ja, sein ganzes Sein in Fesseln schlägt. Und das war Sophiens Werk: zu ihr ins Gefängnis — das ist Lenaus eigener Ausspruch — kam er immer wieder zurück. Mit — man möchte sagen — grausamer Wahrheitswollust zeichnet er die starren Grundlinien dieser Liebe in folgenden Betrachtungen (30. September 1838): „Du sagtest mir heute beim Weggehen, daß ich mich vielleicht besinnen würde, Dich zu heiraten und dadurch meine Freiheit zu verlieren. O, meine Freiheit! Die ist schon sehr geschmälert. Ich habe in der Zeit unserer Liebe meinen Willen vernächlässigt. Eine so abgöttische Scheu habe ich vor diesem Gefühl, daß ich jede Regung meines Willens dagegen als eine verbrecherische im Keime zurückdränge. Noch habe ich dem Sturm meiner Leidenschaft niemals ein ernstliches Halt! zugerufen. Thäte ich's einmal, so wäre ich gewiß ruhiger und gesichert. Zuweilen ist es mir vorgekommen, als schlummere eine Kraft in mir, die ich nur heraufzulassen brauchte, um mit einem Satze auf dem alten

Boden der Freiheit zu stehen, aber mir graut davor. Fast satanisch erscheint mir diese Bravour, und doch steckt sie in mir, ich muß es bekennen. Du fühlst das auch, obwohl nur dunkel, und das ist vielleicht ein Teil der Gewalt, die Dich an mich bindet. Wenn Du Dich recht erforschest, so wirst Du finden, daß Du an mein Gefesseltsein allerdings fest glaubst, aber mich doch immer noch als Deinen freiwilligen Gefangenen hältst, während ich überzeugt bin, daß Du keine Willenskraft in Deinem Herzen birgst, Deine Fesseln zu sprengen. Wenn wir miteinander zerworfen sind, so möchtest Du mich verlassen wollen, aber Du kannst es nicht, ich könnte Dich verlassen wollen, aber ich mag es nicht, eben weil Du es nicht kannst. Das ist die mächtige Ohnmacht des Weibes und die ohnmächtige Macht des Mannes. Hierin liegt, wenn es Dir auch auf den ersten Blick als eine Spitzfindigkeit erscheinen sollte, eine wahre, tiefgreifende Verschiedenheit unseres Geschlechtes, und es ließe sich daraus eine ganze Theorie der Liebe entwickeln.

Es ist meine Lust, mich auf den ungestümsten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen und mein Ruder in die Flut zu werfen und meine Arme lieber dazu zu brauchen, daß ich Dich recht fest an mein Herz ziehe, Du liebes, herrliches Weib!

Wenn ich aber auch weiß, daß Du mit Deinem Willen gegen Deine Liebe nichts vermagst, so fürchte ich doch zuweilen, es möchten die Bande, die Dich halten, von selbst erschlaffen, und Du solltest recht sorgfältig sein, den kleinsten Anlaß solcher Befürchtung von mir ferne zu halten."

Diese stellenweise recht spitzfindigen, um nicht zu sagen an Sophistik erinnernden Zergliederungen ihres Seelenzustandes machten Sophie stutzig. Ahnte sie trotz aller Gegenbeteuerungen ihres Dichters etwas wie eine auf Freiheit und Selbständigkeit hinarbeitende Regung in Lenaus Innern? „Was heißt diese Freiheit?" fragte sie. Und Niembsch antwortet ihr (31. September 1838): „Eine Erloschenheit des tiefsten und mächtigsten Gefühls meines ganzen Lebens könnte es nimmermehr sein, was ich mit einem gewaltsamen Entschlusse zu erzwingen imstande wäre. Was denn? Lies doch meine Worte genauer: ‚Zuweilen ist es mir

vorgekommen, als u. s. w.' Wann war dieses zuweilen? Dann, wenn Du mich recht innerlich gekränkt oder aufgebracht hattest. Da ist mir allerdings manchmal zu Mute geworden, als wäre ich meiner noch mächtig genug, mich loszureißen und, wie sehr auch mein Herz bluten möchte, mich zu behaupten in einer finstern Einsamkeit. Das nämliche sagt Dir die Strophe:

O, rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel mit verschwieg'nem Kummer
Auf immerdar den Rücken weist.

Was im Falle einer wahrhaften, erwiesenen und ungeheuren Kränkung mir möglich zu sein scheint, das hast Du heute genommen für das Vermögen, aus beliebiger Laune alles wegzuwerfen und zu vergessen, was mir das Liebste ist.' Wenn ich ihm den Rücken wiese, wär' es immer noch mein Himmel, und wenn ich der Heimat mich entrisse, stünd' ich immer in der Fremde. Aber ich wäre frei; mit welchen Wunden und auf wie lange? weiß Gott."

Während Lenau in dieser Frau sein Höchstes und Bestes, den Abglanz irdischer und die Verheißung himmlischer Lust und Seligkeit, aber auch sein Unglück und sein Verhängnis sah, das er aber, gerade weil es von ihr kam, um so mehr liebte, war sie manchmal weniger als seine Freundin. Der Unmut über die Fesseln, die sie seinem Leben mit leiser, aber geschäftiger Hand schmiedete, und in die er sich im Anfange ihres Verhältnisses, eben weil es Liebesfesseln waren, so gerne hatte schlagen lassen, ließ später — wie unzweideutig aus mancher oben abgedruckten Stelle hervorgeht — einen gewissen Stolz und Trotz gegen diese Frau in ihm aufkeimen. Dann hatte er doch noch genügend Besinnungskraft, um das Unwürdige dieses Verhältnisses, das Qualvolle und Peinliche seiner Lage zu erkennen. Dann stürmte seine Seele wild auf gegen diese Frau, die sein Schicksal in der Hand hatte; dann machte er verzweifelte Versuche, sich diesem schwankenden Boden zu entziehen, ihre Nähe zu fliehen und in den Armen wirklicher Freunde sein Elend zu vergessen und den Rest seiner ihm noch gebliebenen Selbstwürde zu retten. Die unaufhörlichen Hin- und

Herreisen zwischen Wien und Stuttgart sind nur der sichtbare Ausdruck seiner durch diese Frau zerrissenen Innenwelt. Das wußte Sophie auch sehr wohl, ebenso, was Emilie Reinbeck unserm Dichter war, weshalb sie in dieser Freundin Lenaus instinktiv ihre Gegnerin sah. An eine Trennung ihrer Ehe mit Max Löwenthal dachte Sophie nicht. Dazu waren die Verhältnisse für sie auch zu ungünstig gemischt. Ganz abgesehen davon, ob sie die Überzeugung, ja, überhaupt den Mut besessen, mit Lenau als Gemahl glücklich werden zu wollen, da sie seine Proteusnatur kannte, so befand sie sich in einem Lebensbunde, dessen Lösung die katholische Kirche damals Schwierigkeiten entgegensetzte, Hemmnisse, die unabwendbar wurden, sobald sie eine neue Ehe eingehen wollte. Auf diese kirchliche und staatliche Unlösbarkeit der Ehe in Österreich zur Zeit Lenaus ist bei Lotte Gmelin bereits hingewiesen. Allerdings hätte es Sophie und Niembsch frei gestanden, zur protestantischen Religion überzutreten und so dieses Hindernis hinwegzuräumen. Daß Lenau hiervor nicht zurückgeschreckt wäre, hätte er dadurch sein Leben mit dem der heißgeliebten Frau verflechten können, bekundet sein beabsichtigter Glaubenswechsel, als er Marie Behrends heiraten wollte. Aber ob Sophie jemals während der mit Lenau verlebten Zeit diesen Schritt ernstlich in Erwägung gezogen? Das ist mehr als unwahrscheinlich. Sie befand sich in geordneten Verhältnissen, Lenaus Leben war Unsicherheit und Zukunftsmusik. Sie war außerdem Mutter, und diese Fessel bindet oft die Herzen der Gatten, wenn deren gegenseitige Neigung auch bereits stagnierend geworden ist. So sagte ihr die Klugheit schon, daß es ratsamer sei, Lenau als liebenden Freund, denn als Gatten zu besitzen, zumal Max Löwenthal dem Verhältnis der beiden mehr beobachtend, als störend entgegentrat. Niembsch schrieb am 30. September 1838 an seine Geliebte: „Es geht außer dem guten Gesellen*) noch ein schlechter, schadenfroher Kerl durch die Menschenwelt, und Rübezahl mit seinem neckischen Schabernack

*) Hinweis auf Lenaus Gedicht: „Der gute Gesell"; er ist des Menschengeschlechts uralter Gefährte, der nie von seiner Seite gewichen seit dem Verluste des Paradieses; er ist ein heimlicher, namenloser

ist nur die launige Auffassung desselben; in seiner ernsthaften Gestalt ist er uns beiden auch erschienen. Daß gerade zuerst Max es war, der mich Dir zuführte, daß der verstorbene Fritz*) mich nicht in euer Haus gebracht, daß Max eben ein Dichter ist und soviel Interesse an mir gefunden hat als nötig war, um sich über manche Bedenklichkeiten hinwegzusetzen und durch schonende Duldung unser Unglück recht gedeihen zu lassen — das alles ist jener arge Kerl." Gewiß ist es ein grausames Spiel des Schicksals, daß der Gatte seiner Frau den Mann zuführt, der für den Frieden und das Glück des Hauses die schwersten sittlichen Gefahren heraufbeschwören sollte. Das lebhafte Interesse, das Sophie an Lenau nahm, konnte Max im Anfange nicht überraschen; teilte er doch selbst diese Gesinnung. Zudem hatten alle drei ein gemeinsames Band in der Poesie. Auch die schon in der ersten Zeit manches Mal über die Grenzen warmer Freundschaft hinübergreifenden Huldigungen Lenaus mochten den Hausherrn schwerlich überraschen, da er Niembschens leicht überquellende Begeisterung kannte und zudem als Poet diese Huldigungen als platonische richtig werten zu können glaubte. Andererseits war er Menschenkenner genug, um zu wissen, daß, wenn er den beiden Liebenden störend oder gar feindselig entgegenstrebte, er ihren Trotz nur erwecken und ihre Leidenschaft nur noch mehr reizen würde. Von Bedeutung in dieser Hinsicht ist Lenaus Niederschrift vom 12. Juni 1837, wo es mit deutlichem Hinweis auf Max Löwenthal heißt: „Man hat uns heute ein wenig üble Laune zu fühlen gegeben. Mag es drum sein! Unser Glück ist unantastbar, unnahbar jeder Macht auf Erden. Wenn man uns je den Umgang beschränkt, unser Gefühl wird man nie beschränken können. Man spielt ein gefährliches Spiel, wenn man es wagt, ein Verhältnis, das man bisher geduldet und gewissermaßen selbst veranlaßt hat, zu stören, zu hemmen. Es ist gewiß, daß dann in unsern Herzen ein Trotz

---

Wohlthäter der armen sterblichen Menschen; wir spüren ihn alle, doch kennt ihn keiner; es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind, der Glaube sein Bruder und seine Mutter gewiß die Liebe.

*) Fritz Kleyle, der früher mehrfach erwähnte Jugendfreund Lenaus.

erwacht, gegen welche alle äußeren Veranstaltungen zu Schanden werden. Wir lieben uns, und die Liebe hat ihren Heldenmut von Ewigkeit her. Doch so weit wird es nicht kommen. Es ist vielleicht sehr gut, daß ich jetzt reise. M(ax) scheint es sehr zu wünschen. Ich will ihm das zu gute halten. Es ist menschlich. Er ist überzeugt, daß wir nicht zu weit gehen; aber es wurmt ihn, daß Du mir mehr bist, daß ich Dir mehr bin, als er. Zurücksetzung schmerzt an sich, wenn auch kein tieferes Interesse dabei verletzt ist, wie hier offenbar. Er ist ein guter Mensch und verdient darum schon, daß wir uns Wort halten. Aber er soll uns unser ungefährliches Glück auch fortan gönnen. Das wird er auch. Er hat uns doch beide lieb." Es ist bislang noch nichts an die Öffentlichkeit gedrungen, ob Max Löwenthal energisch Versuche gemacht hat, das Verhältnis zwischen seiner Frau und Lenau, das er bald klar durchschaute, entweder auf den Grad der Freundschaftstemperatur zurückzuführen, was er allerdings nie erreicht hätte, oder zu sprengen, was bei einer Natur wie Niembsch einen Eklat zur Folge gehabt haben würde, den er scheuen mußte. Aber das eheliche Leben ward durch diese quälende Liebe heftigen Schwankungen ausgesetzt. So steht auf dem Tagebuchblatt vom 13. Dezember 1837: „Sie war gestern abend über meine Entfernung so verstimmt, daß sie, alle besonnene Rücksicht vergessend, mit mir und Max kein Wort sprach und sich lieber seinen bitteren Bemerkungen aussetzte, als sich ein wenig überwunden hätte. Sie wollte mir zeigen, wie ich sie gekränkt hatte." Unterm 23. Oktober 1838 steht: „Ich muß mich in widersprechenden Empfindungen üben. Einerseits freut mich's, daß Max wieder da ist, denn ich habe ihn lieb, und er verdient es; dann wieder bin ich ärgerlich über den Zwang, den uns seine Gegenwart auferlegt. So wird uns in unserm ganzen Leben wahrscheinlich keine Freude ganz und rein werden, ohne bittern Bodensatz und Beigeschmack. Daß ich meine liebste Freude bis zum Grab unterm Mantel werde tragen müssen, das ist eben der wundeste Punkt meines Lebens. Ich möchte doch einmal die schöne freie Sonne Gottes darauf scheinen lassen. Eine solche Liebe ist gewiß ein wertes Geschöpf Gottes, und die arme Unglückliche muß immer nur Kellerluft atmen. Ich wundere mich

über mich, daß ich manchmal noch fröhlich sein mag.“ Übrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch Sophiens Leben, trotz seiner glänzenden Außenseite, ein langjähriges, peinigendes, stummes Martyrium war, was sie mit echt weiblichem Stolz der Welt zu verbergen suchte. Das möge nie und nie vergessen werden, und das hebt etwas wenigstens die Schuld auf, die sie an Lenaus Zusammensturz hat. Diese ist immerhin aber noch groß. Um hier einen klareren Einblick zu gewinnen, müssen wir auch auf Lenaus äußeren Lebensgang zurückgreifen.

Nachdem Niembsch Ende Mai 1837 für einige Wochen nach Penzing gezogen war, wo er unweit des Hauses von Sophiens Vater in der Schmiedgasse wohnte, siedelte er 1838, um der geliebten Frau ganz nahe zu sein, in ihr Haus über. Die Lage und Dekoration dieses Gemaches entsprach dem düstern Charakter seines Bewohners. Das nur einfenstrige Zimmer ließ dem Tageslicht wenig Zutritt, zumal es auf einen kleinen Hofraum hinausging. Auf einem Hängekasten stand ein ausgebälgter Geier, neben diesem ein Totenschädel. Von dem Vogel singt Lenau:

„Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, atmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetztest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

* * *

Du, toter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften."

Um die wunderliche Trias, die Lenaus Zimmer schmückte, zu vervollständigen, so stand nicht weit von Geier und Totenkopf eine seltene Büste Beethovens, ein Geschenk des Dichters Gustav Ritter von Frank. Lenau schrieb Emilie von Reinbeck am 24. Dezember 1840 über dieses Schaustück: „Neues, liebe Emilie, hab' ich nichts als eine herrliche Büste Beethovens, von meinem Freunde Gustav Frank, der Sie vielleicht besuchen wird, mir zu überraschendem Geschenk gebracht. Die Büste ist überaus herrlich und mir eine wahre Lebensfreude. Auf meinen Ofen gestellt, ist sie des Morgens mein erster Anblick, und seit ich sie habe, geht es wieder vorwärts mit der Arbeit." Zu Emma Niendorf äußerte er: „Es ist außerordentlich viel Streben in diesem Kopfe; Nase, Kinn, Haare, alles aufwärts." In seinen Gedichten singt Lenau:

„Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb ein Strahl der Freude offen.

— — — — — — — — — —

Kämpfen lern' ich ohne hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,

Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere.

— — — — — — — — — —

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundne
Stehn geblieben in Gedanken;

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge."

Ja, auch Lenau mußte fallen, stummes Leiden in seinen edlen Zügen.

Einen gefährlichen Stoß erlitt Lenaus Leben im Winter von 1839—1840, wo er sich in die dramatische Sängerin Karoline Unger verliebte.*) Er brachte sich dadurch nicht nur in neue schmerzensvolle Wirren, sondern auch — was weit mehr zu beklagen ist — in noch größere Abhängigkeit von Sophie. Mit dem feinen Instinkt des eifersüchtigen Weibes erkannte sie sofort, als Lenau sich für Karoline zu erwärmen begann, den Verlust, der ihrem Herzensleben drohte, und ruhte und rastete nicht eher, als bis Lenau, sehnsuchtsvoller und begehrender, denn je, zu ihr zurückkehrte, dafür zeugen sein Tagebuch und seine Briefe an Sophie. Da heißt es (Stuttgart, den 27. Februar 1840): „Diesmal beweise ich Dir doch, daß mir die Korrektheit meiner Bücher weniger am Herzen liegt als Dir Wort zu halten. Der Wiederaufbau Deines Vertrauens ist zunächst meine wichtigste Angelegenheit. Denkst Du meiner auch oft? Hast Du mir geschrieben! . . . Bald seh' ich Dich wieder. Du bist, solange ich hier bin, nicht aus meinen Gedanken gewichen. Der Anfangsbuchstabe Deines Namens drängt sich mir unwillkürlich heraus, so oft ich eine meiner hiesigen Freundinnen nennen

*) Entstehung und Verlauf dieses Verhältnisses im einzelnen ist im nächsten Abschnitt dieses Buches beschrieben. In dem obigen Zusammenhange ist es nur soweit berührt, als Sophie dabei beteiligt ist, und auch hier nur flüchtig. Der Leser muß schon auf das nächstfolgende Kapitel verwiesen werden.

will. Glücklicherweise fasse ich mich dann sogleich, doch weiß ich nicht, was ich mit dem S, das einmal heraus ist, anfangen soll, und meine Freundin stutzt über das unbegreifliche Zischen. O, Herz! ich bin Dein bis ins Äußerste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens; recht eigentlich in Dir getränkt. — Hätt' ich Dir nur nie einen Augenblick weh gethan. Gute Nacht, Schönste, Liebste!" Der Versuch Lenaus, sein Leben von dem Sophiens zu lösen, mißlang schmählich; fester als je hielten Sophiens Herzensinteressen ihn umzweigt, und mit einer gewissen verzweifelten Seligkeit hing sich der Dichter an die Frau, da sein Herz nach dieser Niederlage liebesheißer und liebesbedürftiger als vorher war. Nicht ohne Grund nannte er am 1. Mai 1840 seine Zurückkunft zu ihr seine Rückkehr ins Gefängnis. Er beurteilte mithin sein Verhältnis zu ihr scharf genug, sah klar die Unfreiheit, die ihn in Wien erwartete, besaß aber trotzdem nicht die Festigkeit des Willens, einen Schnitt durch dieses Band zu machen. Im Gegenteil! Er fleht sie an, ihm wieder ganz zu vertrauen. Und nachdem er am 8. Mai 1840 „ein paar sehr schöne Stunden" mit ihr verlebt, schreibt er ihr: „Du scheinst mir so glücklich, und ich war es. Ich überlasse mich so gern der Hoffnung, daß Du wieder das alte feste Vertrauen zu mir fassen werdest; o, störe mir diese Hoffnung nicht, die meine liebste ist. Das Scheiden aber und plötzliche Abschneiden unseres Zusammenseins war traurig und schmerzlich. O, Sophie! Du liebes, liebes Herz! Glaube nicht, daß ich so vielfach und fest mit der Welt zusammenhänge. Freilich ist diese Welt mein Feld, aber Du bist meine Welt. Dort zeige ich mich und muß es ja als öffentlicher Mensch, doch Du allein hast mich und beglückst mich. Und darin teilst Du mein Herz mit niemand. So ist es. Glaube!" Am nächsten Tage sendet er ihr folgende tiefpoetische Verse:

„Sie.

I.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich wie das erste Grün im Wald.

Und wenn sie sprach, drang mir's zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum entschwand.*)

II.

Ich sah den Lenz einmal
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.**)

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O, still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Gegend nicht entdecken,
Die ungestört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe." ***)

Diesen in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1840 geschriebenen Versen fügte er am letztgenannten Tage morgens die Worte hinzu: „So oft sie kam, erschien mir die Gestalt so lieblich wie das erste Grün im Wald. Guten Morgen, liebe Sophie! ich habe heute lang in den Tag hinein geschlafen, so lang, als ich in die Nacht hinaus gewacht. Ich freue mich, Dich heute zu sehen.

---

*) Der Titel heißt jetzt „Kommen und Scheiden".

**) In Lenaus Werken steht es unter dem Titel „Liebesfrühling".

***) In Lenaus Werken steht in der zweiten Strophe jetzt statt „Gegend" „Stelle".

Es ist in meinem Herzen sehr lebendig von Dir." Aber Sophiens einmal unheimlich aufgerüttelte Zweifelsucht war nicht so bald zu ersticken; sie ist vielmehr rege geblieben, bis das Schicksal den Lebensfaden Lenaus jäh durchschnitt. Am 13. Mai „weiht" er ihr wieder einen Liebes„zettel": „Alexander*) sagte heute von ohngefähr: ‚Was treu ist, muß fort', und ich dachte dabei an Dich und an die Möglichkeit, daß Du von mir fort müßtest, und mich befiel ein Schmerz zum Aufschreien. Ich könnte das nicht lange überleben. Gewiß, Sophie! Du bist mir notwendig zum Leben, es wurde mir bei dem Gedanken an Deinen Verlust stockfinster vor den Augen, und ich spürte schon den Ansatz der Verzweiflung in meinem Herzen, die dann mein Los wäre. O, lebe! und liebe mich!

Ich weiß wohl, warum Alexanders Worte mich so faßten, es war Deine Äußerung von gestern: ‚Ich muß ja doch sterben'. Du warst dabei so aufgeregt, daß Du mich erschrecktest. Dich würde nach meinem Tode noch die Pflicht für Deine Kinder halten, mich kann, wenn Du einmal nicht mehr da bist, nichts halten, es ist aus, ganz und gar." So opferte Lenau sich Sophie. Aber es gelang ihm nicht, selbst nicht mit dem ganzen Aufwand seiner poesievollen Sprache und den ursprünglichsten Naturlauten seines Herzens, den Argwohn in ihr zu beseitigen. Gerade darin, daß er immer und immer wieder Sophie seiner treuesten Anhänglichkeit versichern zu müssen glaubt, liegt ein untrüglicher Beweis für die nicht zu beschwichtigende Zweifelsucht dieser Frau einesteils, wie für das Unstete und Ungewisse dieser Liebe überhaupt. Sophie hatte das Mittel entdeckt, mit dem sie das Leben des Dichters, falls es von dem ihren ab und in andere Bahnen einzulenken schien, an sich schmieden konnte: sie ließ sich dann von Todesgedanken anwandeln oder fühlte sich krank. Dieses Strafmittel verfehlte selten seinen Zweck: der allzu leichtgläubige Lenau ward in Angst versetzt, die nicht selten eine furchtbare seelische Überspannung in ihm erzeugte, während ein leiblich und physisch Gesünderer und von Liebesleidenschaft weniger Umstrickter sehr bald diese weibliche Schlauheit durch-

*) Baumann, Verfasser des bekannten „Versprechens hinter dem Herd", Dramatiker und Dialektdichter.

schaut hätte. Besonders macht sich dieser Schachzug Sophiens bei ihrem Eingreifen in Lenaus Liebe zu Karoline Unger bemerkbar, was daselbst nachzulesen ist. Es scheint, als wollte sie dem Dichter damit stets gegenwärtig halten, was er mit ihr verlieren würde. Wir stoßen bei Lenau auch hier wieder auf den schon oft betonten Mangel an moralischer Stärke und an nüchterner Lebensauffassung. Sophiens Charakterbild zeigt dadurch einen tiefen Schatten mehr. Einer solchen umdüsterten Stunde ist das an Sophie gerichtete Gedicht „Tod und Trennung" entsprungen:

„Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durch's ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen."

Im Mai 1840 ging Lenau wieder nach Stuttgart. Er fordert Sophie auf, seinen „Faust" und seinen „Savonarola", von denen eine neue Auflage nötig sei, zu recensieren. „Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre*) Bemerkungen; der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir." Und am 13. Juni: „Überwinden Sie die letzte Scheu und recensieren Sie mich. Von Beethoven, dem

*) Der Widerspruch zwischen dem „Sie" in den von Schurz und dem „Du" in den von Frankl mitgeteilten Briefen Lenaus an Sophie ist bereits oben erwähnt.

Meer, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und das meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein Hochmut, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?" Lenau hatte der geliebten Frau in diesem Brief auch schon vorher die Bekanntschaften mehrerer weiblicher Personen mitgeteilt, so der Gräfin Fernanda Pappenheim, Agnes von Großmann (Calatin) und ihrer Schwester Emma von Suckow. Darauf hatte Sophie ihm einen von Argwohn und Eifersucht diktierten Brief geschrieben, auf den er (nach Frankl) am 15. Juni antwortet: „Nun ist's wieder stiller hier. Die fremden Frauen sind fort, und ich bin abgeschnitten von den Gesellschaften . . . Aber glaube nicht, wie Du aus Deinem heutigen Brief zu glauben scheinst, daß mich die Frauen irgend sonst interessiert haben. Du bist mein liebes Sopherl mit allen Zweifeln. Aber die Brücke zu meinem Herzen ist hinter Dir eingestürzt, und eine traurige schwarze Tafel steht am Eingang, worauf geschrieben ist, daß ich einmal verrückt war in dem Gedanken, ein Glück zu finden außer mit Dir." Am 20. Juni schreibt er ähnlich (nach Schurz): „Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften." Zwei Tage später, als er bei seinem Freunde Alexander auf Serach weilt, schüttet er ihr abermals sein übervolles Herz aus, das vielleicht gerade durch die abweisende Kälte Sophiens in wehmütige Schwingungen versetzt ist: „Die Empfindung dieser Stunde ist wieder ein starker Zug in meine alte Trauer. O, die Nacht ist so voll Wehmut und Sehnsucht wie mein Herz. Ich bin allein in meinem abgeschiedenen Oberstübchen und denke an Dich . . . o, Du meine Seele. Warum so fern? Immer warst Du mir's und mußt es mir bleiben. Ich

muß dieſen Schmerz hinaustragen bis in den Tod, und dann werd' ich ſagen müſſen: ich habe mein Leben zweimal verloren. — Wär' es doch bald vorüber! Ich ſcheine jetzt am heiterſten und bin am traurigſten. Es kann niemand mich erfreuen, niemand mich kränken, ich habe die Welt freundlich und ſtill von mir abgeſtreift, ich gehe mit den Menſchen um, recht brauchbar und lächelnd; denn je mehr ich fühle, daß mein Herz ſich ihnen verſchließt, je weniger will ich es an der äußern Freundlichkeit fehlen laſſen, damit ſie doch etwas von mir haben. Und gerade in dieſer Zeit kam ein Brief von Dir, worin Du klagſt, daß ich neuen Bekanntſchaften nachhänge und mich von Dir entferne. — Da iſt nichts. Du biſt das viel und herb geprüfte Herz meines Lebens, Du biſt, woran ich glaube, was ich liebe, und worin ich fühle, daß ein lebendiger Gott mich liebt."

Wie ſchroff, leicht reizbar und eigenſüchtig Sophie war, beweiſt ihr Trotz, mit welchem ſie dem Dichter die erbetene Recenſion ſeiner Gedichte vorenthielt, weil — Lenau früher Karoline Unger, die die Abſicht hatte, den Operngeſang mit dem Schauſpiel zu vertauſchen, in dieſem Fall verſprochen hatte, eigens ein Trauerſpiel für ſie zu ſchreiben. In dieſem Sinn ſagt Lenau: „Der von Karoline mit mir beſprochene Trauerſpielſtoff iſt Ihnen längſt bekannt, und jene Mitteilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre verſprochene Recenſion vorenthalten; ſuchen Sie aber einen ſolchen, ſo will ich mich beſcheiden." Vorläufig blieb Sophie bei ihrer zielbewußten Hartherzigkeit, die man in einzelnen Fällen als Berechnung zu deuten verſucht iſt; wenigſtens mußte der ſtolze Lenau oft genug ſeinen Nacken unter das Joch dieſer ſchönen Hände beugen. Vorderhand wies ſie nicht nur die Beſprechung, ſondern auch die Widmung ſeiner Poeſien, die er ihr voll dankbarer Liebe bringen wollte, „unfreundlich" ab. Sophie glaubte die Angelegenheit auf dem Gebiete geſuchten Scherzes erledigen zu können — echt weiblich! „Mein Antrag der Dedikation" — ſchreibt der ſchnöde Abgewieſene ihr — „war nicht im Scherz gemeint. Dieſe Ehre iſt doch zu erheblich, als daß ich ſie jemand im Spaß anbieten möchte; denn meine ſämtlichen Schriften ſind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein ſämtliches Leben, und ich

hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse." Aber auch jetzt, wo Sophie sich zu einer ernsteren Auffassung schon bequemen muß, findet sie, um seinen Wunsch nicht zu erfüllen, den Ausweg in der Behauptung, daß das Erscheinen seiner sämtlichen Schriften ja noch der Zukunft angehöre, worauf Lenau ihr schreibt: „Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch ein vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dies der Fall ist, will ich meine Zukunft und alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sei das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre." (Ischl, am 2. August 1840). Lenau hat seiner Herzenskönigin dann doch eine „Zueignung" gewidmet, die später mitgeteilt wird.

Manche dieser Zerwürfnisse zwischen den Liebenden sind übrigens, wie gerechterweise betont werden muß, dem Zwange zuzuschreiben, dem ihr Leben vor der Welt unterworfen war. Sie führten ein Doppelleben, was Lenau klar an demselben Tage ausspricht, wo er ihr die zuletzt oben mitgeteilte Briefstelle schickt. Bei Frankl steht unterm 2. August 1840: „Ich habe Dir heute geschrieben. Diese Briefe sind mir als lebendige Mahner an das zwangvolle und verfehlte Leben eigentlich immer unlieb und ein Opfer. Wir sollten uns nie anders als allein sprechen, aber täglich, immer! Ich habe vor, Dich mit meiner Ankunft zu überraschen; denn gern möcht' ich meinen achtunddreißigsten Geburtstag mir von Dir segnen lassen, o, Du mein liebes, süßes Herz! Wirst Du Dich freuen, wenn ich komme? Mir klopfen alle Adern, wenn ich dran denke, Dich wieder zu sehen. Sopherl! Liebste!"

Lenau kam diesmal jedoch nicht nach Wien; am 10. August reiste er von Ischl, wo er sich aufgehalten hatte, um seine Briefe von Karoline Unger zurückzuerhalten, wieder nach Stuttgart, wohin ihn geschäftliche Verhandlungen mit Cotta und Hallberger, seinen Verlegern, riefen. So verlebte er seinen Geburtstag ohne den

„Segen" Sophiens, die sich ihre Gefechtsstimmung selbst durch das Geburtsfest Lenaus nicht herabmindern ließ. Der Dichter schreibt darauf am 18. August: „Liebe Sophie! Ihr letztes schwindsüchtiges Briefchen hab' ich hier (Stuttgart) erhalten. Gleich am Kopf desselben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrscheinlich diesmal nur darum weggelassen haben, um meinen beglückwünschten Geburtstag in keinerlei Weise mit Blumen in Verbindung zu setzen. Ich danke Ihnen für diese sinnig-schweigende Anspielung auf mein ödes Leben, wie für die Erinnerung an den Tag, wo es seinen Anfang genommen."

Im Herbste kehrte Niembsch nach Wien zurück und war wieder, in der alten Gefangenschaft, den heftigsten Gefühlsstürmen von seiten Sophiens ausgesetzt. „Nur weil ich versprochen habe zu schreiben," steht unterm 5. Oktober 1840, „nicht weil ich mich eben heute besonders dazu gestimmt finde, will ich es thun. Du warst heute morgen bei meinem Fortgehen von so auffallend herbem und verletzendem Wesen, daß Du mir, als ich die Thüre zuschloß, wie ein fremdartiges Traumbild verschwandst. Woher diese immer häufiger wiederkehrenden Schnödheiten? Ich muß Dich auf einen mir peinlichen Widerspruch in Dir aufmerksam machen. Du behauptest, daß Du an mich nicht mehr glauben könnest, und es sei Dir gar wohl denkbar ein völliges Erkalten, Abscheiden meines Herzens; und doch gestattest Du Dir oft ein Benehmen gegen mich, wie es nur von der größten Zuversicht in ihrer mutwilligsten Steigerung eingegeben werden mag. Welch ein Widerspruch! In solchen Augenblicken, wo Deine Empfindung für mich, durch irgend eine vermeinte Vernachlässigung meinerseits, niedergehalten wird, tritt Deine gestörte Überzeugung von meinem Charakter hervor, und Du beträgst Dich gegen mich, wie man pflegt, wenn Worte und Mienen nicht mehr unter der Hut einer zarten Achtung stehen. Ich werde Dir eine Herrschaft über mein allzuheftiges Gefühl aufweisen, wovor Du Respekt haben sollst." Aber diese jähe Aufwallung seiner Männlichkeit war Strohfeuer; nur zu bald trieb ihn seine schrankenlose Leidenschaft wieder auf den Flugsand des Lebens mit der schonungslosen Frau derart, daß er im April nächsten Jahres ihr schrieb: „Der letzte Winter hat mich erst recht

in Deine Gewalt gegeben. Es ist wirklich Wahnsinn, wenn Du daran zweifelst, daß ich Dein bin für immer!“ Um so weniger ist die abermalige Erschütterung der Vereinigung der beiden begreiflich, die aus Lenaus Briefen erhellt, in denen er der Wienerin von seiner Erkrankung am Scharlach im Reinbeckschen Hause Kunde giebt. Oder ist Sophie auf Emilie Reinbeck eifersüchtig, daß diese und nicht sie selbst Lenau pflegen darf? Anziehend genug beschreibt der Dichter der fernen Geliebten die aufopfernde und aufheiternde Pflege allerdings, die Emilie ihm gewährt, wie aus dem vorigen Abschnitt erinnerlich ist. Aber man höre: „Stuttgart, den 25. April 1841. Liebe Sophie! Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte, und beinahe erschrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Teilnahme vielleicht überladend, eine Reihe anderer habe folgen lassen, welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als Gesunder schreiben. Freilich giebt das eine gar langweilige Lektüre, mit einem Sandschen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht schreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind. Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Teilnahme auch hierin zu viel zugemutet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nötige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden.“ Bei Frankl steht unterm 23. April, also zwei Tage früher: „Ich habe Dir heute gegen alles Verbot des Schreibens ein paar Zeilen geschickt, ich mußte. So oft ich krank bin und an die Möglichkeit einer Trennung erinnert, drücke ich mich noch heftiger und enger an Dich an, o, Du mein Liebstes!“ Darauf schrieb Sophie jenen Brief, von dem Lenau (bei Frankl) sagt: „24. April. Mit großer Ungeduld er-

wartete ich gestern die Post, und sie brachte mir auch einen Brief von Dir, aber einen, der mich kränkt." Es ist derselbe Brief, den Lenau mit den obigen Worten vom 25. April beantwortet, und worüber er am 28. sagt: „Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur einen Brief und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt." Unmittelbarer noch geht sein Schmerz über das unerquickliche Benehmen Sophiens aus folgenden Zetteln hervor: „25. April. Ja, es hat mich gekränkt und kränkt mich noch heut, daß Du so wenig Freude an meinen Briefen hast und meine Krankengeschichten gleichgültig abweisest. Jetzt ist's wieder auf lange Zeit aus mit meinem zutraulichen Wesen, Du hast es verscheucht." — „28. April 1841. Ich habe Dir heute wieder geschrieben, um Dich auch zum Schreiben zu treiben. Ich sehne mich nach Deinen Briefen. Du bist nicht sehr eifrig, Du bist es wohl nie gewesen. Und kommt endlich einmal ein Brief, so hat er meist seinen Haken." Endlich am 30. April kam der ersehnte Brief; Sophie schien sich besonnen zu haben, sie zeigte sich besorgt und geängstigt, was Lenau „tausendmal herber war als seine Krankheit selbst." Und nun glaubt er sich gewissermaßen bei ihr entschuldigen zu müssen und schreibt am 3. Mai: „Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und bissigen erhielten; doch ich habe für jeden dieser Tage an Sie geschrieben, nur die Briefe nicht abgeschickt, weil sie mir zu rauh waren. Der dritte war es auch mitunter, aber doch schon viel geschmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht. Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht so verletzen, so könnte auch ein freundliches mich nicht so beglücken. Das ist die Schlüsselgewalt, die Sie über mein Herz haben." Durch einen am 2. Mai von Sophie erhaltenen Brief, der ihm „erquickend, stärkend und beseligend ins Innerste" drang, war er wieder ganz in sehnsuchtsvoller Liebe der fernen angebeteten Tyrannin ergeben. „Ich bin den ganzen Tag mit Dir, und wie ein frommer Mönch alles im Namen Gottes thut, so thu' ich alles in Deinem Namen, in Deinem Andenken, Deiner Liebe."

Bald aber traten wiederum Verstimmungen ein. Während Lenau mit Recht von seinen Briefen an Sophie sagen darf, daß

man es ihnen anmerken muß, wie sie aus der wärmsten Herzgegend kommen, bleibt sie, in der er den „Herzpunkt der ganzen Welt“ verehrt, in ihrem Benehmen gegen ihn vorsichtig und berechnend, so daß er am 18. Mai 1841 seiner galligen Stimmung in folgenden heftigen Worten Luft macht: „Warum schreibst Du nicht? Das ist heillos. Ich soll fleißig schreiben, sagen mir Deine Briefe und werden doch seltener. Was ist geschehen? Teufel hinein, warum schreibst Du nicht? Ich bringe nichts heraus als diese Frage. Aber bang ist mir, sehr bang. Hole der Teufel eure Landpartien und Visiten! Ich werde, wenn morgen kein Brief kommt, auch selten schreiben.“ — „Warum schreibst Du denn aber nicht?“ — heißt es am nächsten Tage weiter. „Nur zwei Worte: lieber Niembsch — o, dies wäre ja zur Not schon genug. Was zur Not! In diesen Worten liegt mein ganzes Glück.“ Solchen Klagen begegnet man nur zu oft, und sie geben der Frau, an die sie gerichtet sind, kein schönes Zeugnis. Gewiß wird der Lenau-Kenner die Gefühlsextravaganzen des Dichters in seinen Briefen an Sophie schon auf ihr richtiges Maß zurückzuführen wissen und manches anführen, wodurch Sophiens angebliche Gleichgültigkeit und Herzenslauheit in weniger greller Beleuchtung erscheint; aber von dem Vorwurfe ist sie nicht freizusprechen, daß sie durch ihr mehr als zweideutiges Verhalten dem Dichter eine beständige Angst und Unruhe ist. Ihr fehlte Mut nach zwei Seiten hin. Wollte sie Lenaus Liebe nicht erwidern, wie sie konnte und wohl möchte, so hätte sie entweder ihm klar die Linien, über die hinaus sein Gefühl nicht zu ihr dringen durfte, bestimmen oder — wenn Lenau diese Grenze doch überschritt — das Verhältnis abbrechen müssen, was hätte geschehen können, wenn ihre Liebe rein von Selbstsucht gewesen wäre. Denn zweimal bot sich ihr Gelegenheit dazu, zweimal, wo Lenau sich aufraffte, diese Fessel von sich zu streifen und eine Liebe, die mehr das ihre suchte, zu fliehen: das erste Mal, als er Karoline Unger fand, und das andere Mal, als er mit Marie Behrends den sehnsüchtig begehrten eigenen Herd gründen wollte. Beide Male bestand Sophiens Herz die Probe der Läuterung nicht. Beide Male — und bei dem zweiten noch mehr als bei dem ersten — wußte die unselige Frau zu ihrem eigenen Vor-

teil des Dichters Gemütsleben dermaßen aufzustacheln, seine Verstandeskraft und Vernunft durch heftige Gefühlsausbrüche dermaßen zu betäuben, daß er das Licht der Freiheit hinter sich ließ und in die ihn bestrickende Dämmerung der Herzenssklaverei reuiger und unterwürfiger als vorher zurückkehrte. Aber darin beruhte die gefährliche Kunst und das Hauptgeheimnis ihres Einflusses auf den weichherzigen Poeten: durch Lauheit und Kälte, die sie seinem glutvollen Empfinden entgegensetzte, entfesselte sie des Dichters Begehrlichkeit nur noch mehr. Stand diese dann auf dem Punkte, in ihr Gegenteil umzuschlagen, so empfing der Lechzende einige Tropfen aus dem Kelch ihrer Liebe, die ihn wieder bethörten und berauschten; ihre Briefe kommen ihm dann „in seine Lebensdürre wie ein süßer Frühlingsregen" herein und erquicken ihn. Daraus erklärt sich die auffallende Zwitterstimmung, die einzelnen Briefen Niembschens ihren fast widersinnigen Inhalt gegeben. So lesen wir unterm 2. Juni 1841: „Hättest Du in diesen Blättern oder lieber in meinem Herzen selbst gelesen, so wäre Dein letzter Brief anders geworden ... Ich habe, ärgerlich über Dein streitsüchtiges Wesen, in diesem Augenblicke keine andere Lust, als Dich recht auszuzanken, im nächsten darauf, das heißt jetzt schon habe ich keine, als Dich rasend zu küssen, Du süße Närrin! Lerne doch einmal glauben, daß ich Dich liebe, liebe über alles und ewig. Aber so bist Du. Gleich grübelst Du Dir einen Grund zum Zweifeln heraus, und dann ist alles vergessen, nur nicht das schwarze Gespenst. Sopherl, Du bist eben nicht anders, und ich möchte Dich nicht anders haben; denn ich fürchte, daß mit den kleinen Unliebsamkeiten auch ein Stück von Deiner Liebenswürdigkeit wegginge. Bleibe also, bleib' so und bleib' mein, dann ist alles gut." Ja, unter ihrem Glücke lauschte immer der Zweifel, und bei der geringsten Veranlassung sprang er hervor und wollte ihr alles zerstören — so diagnostiziert der Dichter das Übel seiner Sophie. Aber auch darin sah er ganz klar, daß der Zweifel bei ihr alle Thüren offen fand, daß sie ihn gern selbst herbeilockte. „Wenn Du mein Herz nicht hämmern hörst, daß es zu zerspringen droht, so glaubst Du gleich, es stehe still." Und in welcher furchtbaren Mischstimmung mußte sich Lenau befinden, wenn er der fernen Geliebten das Zärtlichste und Innigste, was sein Herz

in sich barg, darbrachte, und sie nach langem Zögern ihm frostige Briefe sandte, die „am Schlusse abschnappten, daß er's in allen Nerven spürte," so daß er zuweilen nicht mehr den Mut hatte, zärtlich zu sein?! „Eine verlorene Liebkosung ist ja das Kränkendste für ein Menschenherz." Deshalb kann man es schon verstehen, wie Lenau einmal zu der Äußerung kommt, daß es ihm scheine, ihr sei es unmöglich, den Zustand innersten Einverständnisses zwischen ihnen beiden festzuhalten, wenn es an dem äußeren Zeichen fehle. „Ich habe heute Deinen Brief wieder und wieder gelesen und darin immer nur Verstimmung und schmerzliche Spannung gefunden. Kann ich Dir einen andern Beweis geben meiner Liebe, als mein Wort? Genügt Dir das nicht, so hab' ich nichts anderes, und Du verdienst auch nichts anderes. Über das Lügen bin ich wenigstens hinaus, wenn auch meine Fehler groß und viel sind. Es ist wirklich besser, das Korrespondieren ganz aufzugeben, als sich selbst das Glück der Sehnsucht zu verkümmern." Einen Tag später schreibt Lenau ihr folgende Zeilen:

„Ach! wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's ein Kämpfen nur und Trauern
Und ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind Freudenbilder mir, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde."

Von den stürmischen Scenen, die Lenaus Werben um Marie Behrends mit Sophie voraufgegangen sein müssen, meldet das Tagebuch, so wie es vorliegt, nichts, und auch die bislang publizierten Briefe geben keinen sicheren Anhaltspunkt. Wohl aber zeigen sich hier und da die flatternden Wolkenschatten, die den Ereignissen von 1844 voraufgingen. Von Bedeutung in dieser Hinsicht ist die folgende Niederschrift aus dem Jahre 1843, wenn nicht von 1844: „Du sollst Dir keinen Vorwurf darüber machen, daß Du in mein Leben eingedrungen bist und es erschüttert hast. Ich segne diese Invasion und freue mich an dieser heilsamen Erschütterung. Allerdings hast Du scharf und tief eingeschnitten in mein Herz und hast

es aufgerodet; doch Du haſt ihm einen neuen grünen Frühling gegeben. Aber jede Kälte von Dir thut dieſem Frühling weh, und Du ſollteſt etwas ſchonender ſein gegen Dein eigenes Werk. Öfter hat ſich der Gedanke bei mir angemeldet: Entſchlage Dich dieſer Abhängigkeit und geſtatte dieſem Weibe keinen ſo mächtigen Einfluß auf Deine Stimmungen, kein Menſch auf Erden ſoll Dich ſo beherrſchen. Doch bald ſtieß ich dieſen Gedanken wieder zurück als einen Verräter an meiner Liebe, und ich bot mein reizbares Herz wieder gerne dar Deinen zärtlichen Mißhandlungen. O, geliebtes Herz! mißbrauche Deine Gewalt nicht! Ich bitte Dich, liebe Sophie!"

Treten wir nun mit unſerer Betrachtung in die Zeit der Zertrümmerung des Lenauſchen Geiſtes ein. Überblickt man im voraus dieſe Zeit mit ihrem Seelenaufſchwung an Hoffnung und Liebe und ihrem leidesdumpfen Ausgang, ſo wird man verſucht, auf den Dichter die Worte ſeines „Fauſt" anzuwenden, als er auf ſeinem „Abendgang" ſein Schickſal aus einer Wolke lieſt:

„O Wolke dort im Untergang! . . .
Du Wolke, zeigeſt meinem Blick
Vielleicht prophetiſch mein Geſchick.
Erſt haſt du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenſtrahle überglüht; —
Dann wardſt du ſchwarz, es ließ der Schein
Verſunkner Sonne dich allein; —
Und nun zerfließet und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
Mir iſt ein Troſt die Hoffnung nur,
Daß einſt, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finſtres Traumbild der Natur.
Da unten winkt die dunkle Tiefe,
Wo ich vielleicht geſichert ſchliefe."

Am 17. Juli 1844 verlobte ſich Lenau mit Marie Behrends. Der Verſpruch ſollte vorderhand geheim bleiben, ſelbſt Sophie gegenüber. Ja, in ſeinem letzten (vor der Verlobung geſchriebenen) Briefe an ſie hatte er, ſoweit das Schreiben veröffentlicht iſt, von

Marie, die er um diese Zeit bereits kannte, kein Wörtchen erwähnt, was bei der sonstigen Intimität dieses Verhältnisses um so auffallender ist. Aber er kannte die herrische Eigenliebe dieser Frau, vor der ihm jetzt, wo er sein Leben in ruhige Bahnen lenken wollte, mehr denn je graute. Wollte er zum Ziel kommen und sein Schicksal selbst bestimmen, statt von der Gewaltleidenschaft Sophiens abhängig zu machen, so mußte er ihr mit einer vollendeten Thatsache gleichsam vor die Brust springen, wenn diese Thatsache an sich auch vielleicht nicht als eine für Lenaus Leben so segensreiche zu betrachten ist. Aber er hatte allen Grund, diesen Schritt vorläufig vor der eifersüchtig wachenden Wienerin geheim zu halten. Allein die Verlobung ward dennoch bekannt, und zwar durch die Allgemeine Zeitung. So eilte diese Kunde Lenau voraus auf seiner Reise nach Wien, vor der ihm äußerst bangte, weshalb er anfangs sogar einen andern an seiner Stelle hinschicken wollte, um die zur Heirat nötigen Papiere zu erlangen. Ein Wiedersehen und eine Aussprache mit Sophie, der er jetzt so gern aus dem Wege gegangen wäre, ließ sich nun nicht vermeiden, und was Lenau von der Wienerin erwartet und gefürchtet, sollte mit grausamer Wirklichkeit bestätigt werden.

Seine Reise dahin war eine sehr traurige. An seinem Geburtstag, den er unterwegs verlebte, weinte er viel und bitterlich. Am 14. August traf er in Lainz (südwestlich bei Wien) bei Sophie ein. Ihre erste Frage war: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „Ja!“ sagte er — „doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.“ Ungefähr einen Monat weilte er in Lainz — Zeit und Gelegenheit genug für die um ihre Liebe besorgte Frau, um sich seines Besitzes wieder von neuem zu bemächtigen. Lenau ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er überhaupt so lange Zeit sich ihrem verhängnisvollen leibhaftigen Einflusse aussetzte. Seine Stimmung war geradezu eine schreckliche, was folgender Vorfall verrät, der im „Lloyd“ später (7. September 1850) berichtet ward. „Nach Tische setzte sich Lenau [in Lainz bei Sophie] in ein anstoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnstuhl und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erst halb geraucht, als sie im

Eifer des Gesprächs verlöschte. Nach einigen Minuten versuchte er es, sie von neuem in Glut zu versetzen, und empfing demnächst jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er sie von sich und sagte:

‚Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,
Gebrochnes niemals wieder ganz zu leimen.'"

Der ungenannte Berichterstatter hielt diese Verse für ein Impromptu, wußte also nicht, daß Lenau diese Worte vor langen Jahren schon gesagt in einer Stunde, wo sein Herz, wie jetzt durch Marie Behrends, ebenfalls durch die Liebe zu einem edlen Mädchen in traumselige Hoffnung versetzt, bitter entsagen mußte, weil in sein Leben sich ein düsterer Schatten — das Zerrbild Berthas — reckte. So trat auch jetzt wieder eine Frau zwischen ihn und Marie und durchkreuzte mit dem ganzen Aufgebot ihrer furchtbar einschneidenden Macht seine Pläne. Bislang ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, was das Dunkel aufhellen kann, das über dem vierwöchentlichen Aufenthalte Lenaus — seinem letzten — bei Sophie in Lainz ruht; nichtsdestoweniger wird der Leser aus den nachfolgenden Briefen und Thatsachen einen Einblick darin bekommen, wie Sophie ihre Macht über Lenau in dieser schwersten Zeit seines Lebens schonungslos geltend machte.

Mitte September befand sich Niembsch auf seiner Rückreise nach Stuttgart und Frankfurt zu Marie. An Sophie schreibt er aus Linz, am 17. September 1844: „Liebe Sophie! Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen .... Wenn man von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorene trauert, so ist es gut, in einen Strom zu schauen, wo alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens.*) Diese Wehmut hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener

*) Vergl. Lenaus später mitgeteiltes Gedicht „Blick in den Strom".

Abendstimmung, die mich manchmal in Lainz überfallen . . .*) Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: ‚Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!' bringen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können." Das Schiff, auf dem Lenau sich befand, war nämlich in Gefahr gewesen zu scheitern. Er sagt dann weiter: „Gestern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich sieht, ähnlich an Gesicht und Gestalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, sprach ich sie an, doch hier hörte die Ähnlichkeit auf; denn die Stimme ist das Allerpersönlichste . . . Die Ähnlichkeit der Frau mit Ihnen, und daß sie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener seltenen sinnreichen Einrichtungen des Geschicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraschende Veranstaltung unsichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erscheinung, teure Sophie, nicht plötzlich entschwunden sein, sondern mich in einem schwachen Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen sollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen." Emma Niendorf ergänzt die Abschiedsscene zwischen Lenau und Sophie dahin, daß sie behauptet, Sophie habe in der Trennungsstunde mit fieberhafter Stimme zu dem Scheidenden das schaurige Wort gesagt: „Eines von uns muß wahnsinnig werden," während eine andere Behauptung Lenau beim Abschied die Worte in den Mund legt: „Dein fest und ewig." Im Eilwagen ging es von Linz bei schlechtem Wetter und abmüdenden Gedanken an seine Zukunft nach München, wo er am 18. September eintraf. Unausgesetzt stand das Bild Sophiens vor ihm. Am 19. schreibt er aus der Isarstadt an sie: „Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgestiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendstimmung einen Besuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe." Diese war ihm nicht beschieden: Die ungewisse Zukunft einesteils und der ihn unabläßig peinigende Gedanke an sein Zwitterverhältnis zu seiner seelenmilden Braut, an die ihn seine Ehre band, und

*) Das bedeutet: er weinte.

Sophie andernteils — all dies erzeugte in dem Poeten ein Chaos, aus dem seine Seele keinen rettenden Ausweg zu finden vermochte. „Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag" — fährt er am 19. September fort. „Ich möchte in einer bessern Stimmung sein, um von diesem Tage mit Ihnen zu sprechen. Mir ist er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebster Todestag." Er hofft, morgen in Stuttgart zu sein. „Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Heute kann ich nicht mehr schreiben. Mir saust der Kopf, und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erst wieder gesund, so kommt der Mut wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott selbst anstoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten."

Am 20. September traf Lenau bei seinen schwäbischen Getreuen ein, reisematt, angegriffen, gedankendüster. Sah er den Knoten seines Lebens sich enger und immer unentwirrbarer schürzen? Sophie zog die Bande, mit denen sie Lenau gefesselt, enger und enger. Sie gab ihn nicht nur nicht frei, sondern drängte ihr Ich gewaltsam in sein Leben vor. Der Gedanke seines Verhältnisses zu ihr breitet sich auf seine Seele wie ein düsterer Schatten und verdunkelt ihm das Bild seiner Braut. Unter dieser dämonischen Herrschaft Sohiens ist es erklärlich, daß Lenau, um von den rasenden Leidenschaftsstürmen der Wiener Frau nicht hinweggerafft zu werden, ihr seine Liebe und sein Leben, das Marie von nun an gehören sollte, aufs neue verpfändet. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier der schreckliche Mangel an sittlicher Kraft in Lenaus Leben, ein Mangel, der durch Sophie, wenn auch nicht hervorgerufen, doch in schlimmster Weise verschärft wird.

Am 24. September empfängt er ein Schreiben Sophiens: sein ganzes Elend bringt wieder auf ihn ein. Emilie Reinbecks Tagebuch sagt: „Den andern Tag kam ein Brief aus Wien, der gewaltigen Sturm erregte. Er rannte stumm, weinend und händeringend in meinem Zimmer auf und nieder und brach endlich in die Worte aus: ‚Ich kann nicht, kann nicht heiraten!' — Die Sophie schreibt, daß die Gräfin Charlotte die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen habe und ihn beschwören lasse, die Verbindung nicht zu schließen ohne die Sicherheit eines jährlichen

Einkommens von allerwenigstens 2500 Gulden, sie hätten zusammen alles aufs genaueste berechnet, und die Verwandten der Braut müßten durchaus das Fehlende zu dieser Summe zuschießen. Er war untröstlich.“ Und was schreibt Lenau der fernen Frau? Man höre: „Stuttgart, den 24. September 1844. Liebe Sophie! Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. In Ihnen, teure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange atme ich den reinsten lebendigsten Äther des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu sein. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschiede gesprochen . . . Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatsächliches zur Kenntnis bringt. — Die Lainzer Abendstunde pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüt. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etui kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thu' ich's so gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, teure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das schmerzlichste, aber auch auf das beglückendste erschüttert. Leben Sie wohl! Morgen ist Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: ‚Ihr sollt leben und Euch nie verlassen!‘ Ihr Niembsch.“

Wie sehr Lenau wieder auf Schritt und Tritt im Bann dieser Frau stand, zeigt die Thatsache, daß er bald seiner Braut in Frankfurt nicht mehr eigenhändig schrieb, sondern Emilie Reinbeck

um diesen Dienst bat; ihn greife es zu sehr an. Mit Sophie jedoch blieb er in ununterbrochenem Briefwechsel und schickte ihr seine rasenden Liebesstammeleien; er erwartete ihre Briefe mit qualvoller Ungeduld und gab dem Postboten, der sie brachte, Geldgeschenke. Es ist schon glaubwürdig, wenn Emilie Reinbeck sagt, daß diese Briefe aus Wien immer den nachteiligsten Einfluß auf seine Stimmung hatten, und daß er oft heiß und bitter weinte. Am 28. September wiederholt er Sophie: „Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert." — In dieser Mahnung Sophiens an Lenau, praktischen Lebensboden zu gewinnen, einer Mahnung, die an sich bei dem hülflosen Dichter mehr als je berechtigt war, hatte die Gattin Löwenthals ein Mittel an der Hand, das ihr unschätzbare Dienste für ihre wirklichen Absichten leisten konnte. Selbst der vorurteilsloseste Leser wird, wenn er alle hier in Betracht kommenden Momente sorgfältig erwägt, sich nicht des Zweifels entschlagen können, ob diese praktische Lebensfrage die wahre Triebfeder für das energische Eingreifen der Frau in das Leben des Dichters 1844 gewesen ist. Auf Lenau konnte sie damit tief wirken, zu ihrem eigenen Vorteil, das wußte sie, da sie die gedrückte äußere Lage des Dichters genau kannte. Daher ist es auch erklärlich, daß diese Frage so ziemlich in allen Briefen Lenaus an sie jetzt auftaucht. Sophie bringt damit seinen Entschluß zur Heirat ins Wanken, sie wirft damit aber auch ein entsetzlich beunruhigendes Ferment in die ohnehin schon genug gärende Seele Lenaus und bereitet so seinen Untergang vor. So kann es uns nicht überraschen, daß wir im weiteren Verlauf des zuletzt mitgeteilten Schreibens an sie die Worte Lenaus lesen: „Außer der Verzinsung meines Kapitals werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz sein soll. Ich

bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte . . . Meine Gesinnung ist gegen Sie, teure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmals in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir womöglich sogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten . . . Tausend Lebewohl! Mein Herz ist schwer, mein Auge naß. Ihr Niembsch." Das allerdings ist bereits der geisteskranke Lenau, dessen Seele den Körper zu sprengen droht. Seiner sanften Braut muß er, weil „es ihn zu sehr angreift", das kargste Liebeswort vorenthalten, um die aufgeregtesten und aufregendsten Briefe an die gefühlsüppige Wienerin zu schreiben. Und diese, von ihrer selbstsüchtigen Liebe hingerissen, läßt nicht ab, neue und neue Brandfackeln in das fieberheiße Herz Lenaus zu werfen. Am 2. Oktober, nachdem er, wie aus den nachfolgenden Worten hervorgeht, inzwischen einen Brief Sophiens erhalten, schreibt er ihr: „Liebe Sophie! Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings rätselhaft; aber in einem andern Sinn, als Sie meinen. In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirat, wenn diese überhaupt noch zu stande kommt, nichts verlieren."

Inzwischen war — am Sonntag, den 29. September — Lenau von einem Schlaganfall getroffen worden. Dieser Vorfall ist bei „Emilie Reinbeck" bereits erwähnt. Der Dichter berichtet Sophie darüber und sagt, anknüpfend an den Schlaganfall, den er ihr als solchen ausdrücklich bezeichnet: „Was nach meiner festen Überzeugung das Übel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend, und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der

rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Teil abgekriegt, und ich weiß ein für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruiniert sein, wenn ich bei jeder Gemütsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüts vor allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie!" Diese Äußerung, die nur zu berechtigt war, bestätigt, was oben wiederholt von der Mitschuld Sophiens an seiner Erkrankung und damit an seinem Wahnsinn behauptet worden ist. Lenau fährt fort: „In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Teil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mir's schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig." — Man könnte, wenn man diese Äußerung Lenaus liest,

fast in Versuchung kommen, ihr eine gewisse Absichtlichkeit zuzuschreiben; vielleicht ist sie dem Dichter im Augenblicke des Niederschreibens instinktiv von seinem Verlangen nach Ruhe eingegeben. Jedenfalls verdient hervorgehoben zu werden, daß Niembsch in demselben Schreiben, in welchem er Sophie anfleht, ihm weniger aufregende Briefe zu schreiben, das ruhige und sanfte Wesen seiner Braut betont. Weiterhin heißt es: „Für die Lainzer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — Mein Zustand ist für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden sich sammeln, und beruhigen werden sich meine armen Nerven. Ich möchte am liebsten sterben, doch wünsch' ich mir's jetzt, so müd' und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd ist. Schreiben Sie mir sogleich hierher. Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr um meinetwegen. Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß ich eine lahme Wange behalte. . . . Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Niembsch."

Die nächsten Tage bringen je einen ausführlichen Brief an Sophie. Es sei ihnen folgendes entnommen: 6. Oktober. „Wenn ich nachts erwache und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmut über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen näheren Rapport getreten zu sein. Mein Übel bessert sich nur sehr langsam . . . Gemütsruhe wird alles heilen, wenigstens fürs nächste. O, Ruhe, wie sehn' ich mich nach Dir! — Matt bin ich, als brauch' ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifle noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst bloß einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmählicher Vorbereitung. In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut

zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, teure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre zu heiraten. Bessere Nerven und eine sanftere Gemütsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heiraten, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß . . . Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig." — Am 7. Oktober: „ . . . Ich schlafe jede Nacht nur drei bis vier Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; eben nicht so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten sein; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heiratsgedanken." Ein schlimmer Brief ist der vom 8. Oktober: „Liebe Sophie! Heut geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf, und meine Kräfte sind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! . . . Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heiraten. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemütserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer [soll heißen: Stein] und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal töten wird.

Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüt und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durchs ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen treuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir teuer, weil es eine gar süß-schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick in den Strom.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! keine trübe! Ihr Niembsch." Allerdings hat das Lied etwas von Sophiens Seele; Lenaus Bemerkung jedoch, daß die zweite Zeile nicht wahr sei, beleuchtet ziemlich grell die Absicht, in der die Strophen verfaßt sind. Aber freilich: Lenau hatte gute Gründe, Sophie von seiner wahren Resignation, daß das mit ihr genossene Glück nie wiederkäme, nichts zu verraten. Konnte Sophie nicht daraus entnehmen, daß Lenau dieses Glück infolge seiner beabsichtigten Heirat mit Marie als tot betrachte?

Am 11. Oktober nachmittags kam eine große Kiste mit Büchern für Lenau aus Wien, auf die er schon ungeduldig gewartet. Er ließ sie auf sein Zimmer bringen und beschäftigte sich mit dem Inhalt der Kiste bis ziemlich in die Nacht. Am nächsten Morgen empfing er wieder einen Brief Sophiens. Wenigstens ein Teil seines Inhalts läßt sich aus Lenaus Antwort unschwer erkennen; denn wir wissen aus ähnlichen Anlässen von früher her, wenn der Dichter krank war, wie Sophie die Berichte darüber aufzunehmen pflegte. Jetzt sieht sich Niembsch, nachdem er angedeutet, daß er bald wieder genesen sein werde, zu folgenden Worten veranlaßt: „Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte." Der Ton dieser Antwort Lenaus läßt ahnen, in welchem liebevoll besorgtem Geiste Sophiens Schreiben gehalten war. Fast wie Hohn auf das Benehmen Sophiens klingt es, wenn Lenau ihr weiter schreibt, daß ungestörte Ruhe ihm zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht sei, daß er, so gut er könne, sie sich zu gewinnen suche und darum seit fünfzehn Tagen nicht an Marie geschrieben habe, um jede Aufregung von dort zu vermeiden! — Trotzdem sagt er unmittelbar danach, daß Marie von großer Ruhe sei. Aber mit der schonungslosen, reizbaren und eifersüchtigen Sophie steht er in unausgesetztem Verkehr. Fürwahr: eine graufige Selbstverblendung des geängstigten Dichters! Er fährt fort: „So viel ich Ihnen auch mitteilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein ziemlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heiraten, und das Gefühl erregte mir

ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten meiner Verheiratung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung . . ." Über seinen in Aussicht genommenen Wohnsitz nach seiner Verheiratung sagt er ihr: „Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, teure Sophie! Ihr heiterer, ja, freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Mute, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neue Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüts mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich teure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenig festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Äußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß."

Dieser Brief ist eine arge Selbsttäuschung Lenaus, begangen in einem Augenblick, wo er abermals von hochgradigen Gemütserregungen willenlos hin und her geschleudert ward, worauf einige Stunden später die Katastrophe erfolgte. Schon rein äußerlich beweist dieses Schreiben seine getrübte Geisteskraft insofern, als der Brief ohne Schlußgruß und Unterschrift blieb. Und prüft man seinen Inhalt, so häufen sich die Bedenken. Mit einer Naivetät, die bei diesem Verhältnis, namentlich wenn man die voraufgegangenen Gewalteingriffe Sophiens bei Krisen in Lenaus Leben in Betracht zieht, unbegreiflich ist, teilt der allzu vertrauens-

selige Niembsch Sophie alle seine Zukunftspläne mit. Er sieht in ihr seinen Seelenbeistand, er leuchtet in die geheimsten Abgründe seines Innern. Er malt ihr in freiester Weise sein Leben mit Marie und mit ihr aus und denkt nicht daran, daß seine in zukünftigem Glück schwelgenden Äußerungen eine selbst erheblich weniger eigensüchtige Liebe, als Sophie für ihn besitzt, verletzen müssen. Aber Sophie widersteht diesem „Reiz des fröhlichen Betruges", wie Herder einmal sagt; sie erkennt sofort die unechten Glieder in der Denkreihe Niembschens. Immer aber, trotzdem sie den Freund in furchtbarer Herzensbedrängnis weiß, kann das Edle und Bessere in ihrem Wesen ihre Selbstsucht nicht niederringen. Sie giebt Lenau nicht frei. Das, wonach seine heißeste Sehnsucht stand — zum Überfluß sagt er es ihr in seinem zuletzt mitgeteilten Briefe abermals — seine Sehnsucht nach häuslichem Glück, half sie ihm nicht befriedigen. Gewiß wäre es jetzt offenbarer Wahnsinn gewesen, hätte Lenau unter den obwaltenden tragisch verketteten Umständen das Leben Mariens mit dem seinen vereinigt. Aber von diesem Schritte hätte er — seine Briefe an Marie und auch an Sophie beweisen es — auch ohne das Abraten Sophiens Abstand genommen. Wehe Lenau, hätte Marie Behrends eine etwas leidenschaftlichere Natur, ein Karoline Unger- oder gar ein Sophie Löwenthal-Temperament gehabt! Er wäre zwischen solchen zwei Leidenschaften schon längst zermalmt worden.

Als Lenau den letzten Brief (vom 12. Oktober) an Sophie schrieb, hauste bereits der Wahnsinn in ihm. Dieses Schreiben hatte ihn — nach Emilie Reinbecks Tagebuch — sehr ermattet; er weinte auch wieder viel. In der darauf folgenden Nacht brach der Irrsinn aus. Emilie Reinbeck schreibt: „Die Leute des Vaters, die gerade unter Lenaus Zimmer schliefen, machten eine schreckliche Beschreibung von dem unausgesetzten Rumor, den er gemacht mit Laufen und Herumwerfen der Möbel, Bücher u. s. w. Er erzählte mir am Morgen, daß er in einem furchtbaren Zustand der Verzweiflung gewesen, mit Selbstmordgedanken umgegangen sei und endlich eine Menge Papiere zerrissen und verbrannt habe. Er hatte diese, wie es schien, meist aus der Kiste genommen, aus versiegelten und überschriebenen Umschlägen, die halb zerrissen im Zimmer um-

herlagen, das in größter Unordnung war, die Waschschüssel zersprengt, unzählige abgebrannte Zündhölzer u. s. w. Er schauderte oft zusammen bei der Erinnerung an diese Nacht, fing aber an, eine Schilderung davon niederzuschreiben, wobei er sehr aufgeregt war, mich versicherte, es würde mir ohnmächtig, wenn er mir's erzählte, erst in einigen Jahren könne er mir vielleicht die Geschichte dieser Nacht ganz mitteilen. Eine Probe davon müsse er mir indes doch geben. Und er las mir einige Seiten vor. Das war furchtbar! Ich fing an zu zittern, bat ihn einzuhalten, die Papiere zu vernichten. Später teilte er auch dem Arzte einiges davon mit, und dieser bestand auf der Vernichtung des schauerlichen Dokuments, was auch geschah." Der Verlust dieses Aktenstückes zu dem Leben des großen deutsch-österreichischen Lyrikers, sowie die Vernichtung der Briefe, zu denen aller Wahrscheinlichkeit nach auch die von Sophie stammenden gehörten, bleibt stets zu beklagen. Man geht nicht fehl, wenn man in dem schauerlichen Dokument, das Emilie Reinbeck erwähnt, einen Beitrag zur Kenntnis der verhängnisvollen Liebe des Dichters zu Sophie vermutet, einen Beitrag, obschon mit vom Wahnsinn durchzuckter Hand geschrieben, doch überaus wichtig. Die Annahme, daß Sophie das Centrum war, um welches Lenaus Leben in der ersten Wahnsinnsnacht brandete, wird durch nachfolgenden Brief bestätigt, den er am Morgen nach dem Ausbruch der Katastrophe an sie schrieb. Was Lenau über sein Befinden sagt, läßt sich nach obigen Mitteilungen schon auf seinen wahren Wert zurückführen: „Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion, an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rotgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre teure herrliche Seele hinein und gute Botschaft von meinem Befinden . . . Seien Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich lang hindehnende Rekonvalescenz . . . Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh' schon auf.

Mein Gesicht ist zwar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nr. 1." Dann schreibt er ihr von seinen Arzneimitteln und von seiner Absicht, in einer Gebirgsgegend Genesung zu suchen. Er hat Ischl in Aussicht genommen, weil er mit ihr dort häufig schöne Wochen zugebracht. „Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unseren Fragen sehen. Also die Heirat. Wenn Marie wenigstens 20000 fl. in allem mitbekommt, so werde ich wohl heiraten, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Fron geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen." Das Widerspruchsvolle in diesem und früheren Briefen wird um so schlimmer, wenn Lenau fortfährt: „Meine Nacht von gestern $9^1/_2$ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen und habe gesehen, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch war's gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll sein ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembsch."

Am Abend dieses Tages war er — nach Emilie Reinbecks Zeugnis — sehr liebenswürdig für ihre Unterhaltung besorgt und las den Hausgenossen aus Heines neu erschienenen und aus seinen eigenen Gedichten gar schön vor. Die Nacht auf den 14. Oktober war ziemlich ruhig. Am Vormittage aber kam ein Brief aus Wien,

der wieder neue Aufregung brachte. Er schrieb an demselben Tage an Sophie: „Den 20. l. M. oder vielleicht schon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich ist, reise ich ganz langsam pomali nach unserm lieben Ischl. Der Nachtschweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen schon, ich fange schon wieder an mit Vergnügen zu essen, schlief diese Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor allem ist mein Gemüt stärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schicksal endlich erfaßt und weiß, was zu thun ist. Seien Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein gestriger Brief sagt. Morgen, und bis zu meiner Abreise täglich, schreibe ich wieder. Es ist mein liebstes, ja, einziges Geschäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein sehr schönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, senden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir sehen uns bald wieder. Ihr Niembsch, der schläfrige. Mein Album wird Sie freuen." In welcher seelischen und körperlichen Verfassung Lenau diese Worte schrieb, beweist zunächst seine Vergeßlichkeit, das Heinesche Lied (gemeint war: „Es ragt ins Meer der Runenstein") mitzuteilen, sodann sein eigenes Geständnis, mit dem er den nächsten Brief — den vorletzten an Sophie — einleitet. „Stuttgart, den 15. Oktober 1844. Liebe Sophie! Gestern hab' ich Ihnen einen wunderlich duseligen Brief geschrieben; ich war sehr schläfrig und wollte doch durchaus an Sie schreiben, weil ich Ihre freundliche und sorgenvolle Teilnahme für mich kenne. Ich schrieb etwas von Ischl, wie im Traume, und schlief gleich darauf ein. Nach einem sehr erquickenden Schlaf bin ich gestärkt und ungemein heiter, wie seit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Ischler Grille, sie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erschrak sehr darüber, daß ich Ihnen den Unsinn geschrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch besann ich mich auch zugleich darauf, daß ich mit Niembsch, dem schläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was sie ist, und überzeugt sein würden, daß alle meine Freunde, besonders Schelling, solche Reise nimmermehr zugeben würden, und ich von

medizinischer Polizei festgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieser Einfall nicht als absoluter Unsinn erscheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Lust hatte und noch habe (schreiben Sie mir auch hierüber), das Bayersche Haus in der Klause*) zu kaufen. In Ischl sitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Genesungszeit leichter und schneller mit Bayer wegen des Hauses verhandeln. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigen Vorstellungen war mir die Hin- und Wiederreise, eben weil ich dem Übermaße daran meine Krankheit verdanke. Hieran spann ich folgenden Nonsens: Meine völlige Wiederherstellung, dünkte mich, würde wenigstens den Winter hindurch währen, unterdessen könnte ich alle Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Ischl abholen, sodann nach Mödling hinabreisen, wo ich mich mit Mariechen idyllisch vermählen ließe. Ich hatte schon vor einigen Tagen diesen raffinierten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen schien; doch erzählte mir gestern abend Emilie, als ich bereits selbst das Verkehrte dieses Vorhabens erkannt hatte, Doktor Schelling habe ihr gesagt, er habe mir nicht widersprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er sei aber völlig überzeugt gewesen, daß ich von selbst davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie ist es doch so traurig, daß der Körper den Geist so dunkeln und schwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu' ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, teure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz schweißlosem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtsein und wiedergeborenem Lebensmute. Die Nervenleiden schwerster Art hatten mir fast alles verzerrt, entstellt, verfälscht, verstümmelt. O, teuerste Sophie, was haben Sie mir für heute für liebe, erquickende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bett gelegt und

*) Ein Landhaus in Mödling bei Wien, wo er mit Marie wohnen wollte.

konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebet um Hilfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus [der Frau Bayer] ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Übereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt! Es giebt für uns alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirate, das mir nun wieder so ganz edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Heute hat mir das Essen zum ersten Male wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit $^2/_3$ Wasser, eben so wenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut sein, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hineinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, teure, teure Freundin! Ich bleibe bei Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Äußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, so hätt' ich das alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben, guten

Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich sehr freue. Schreiben Sie mir hieher."

Mit schmerzlicher Rührung liest man diese Worte des Dichters, der, sich selbst furchtbar täuschend, noch keine Ahnung zu haben scheint von dem Unhold, der in seiner Brust lauert und den Arglosen hinterrücks mordet. Unendliches Mitleid ergreift uns bei diesen lichtvollen Phantasiegebilden, die in verlockendem Lebensglanze gleißen. Wie Moses von der Höhe des Nebo mit verklärtem Auge das Land der Verheißung schaute, es aber nicht betreten durfte, so richtet sich hier des Dichters sehnsuchtsvoller Blick auf eine liebliche Zukunft, deren Zugang das Schicksal ihm schroff verwehrte. Die Pforte seines Edens schlug krachend vor ihm zu, als er den müden Fuß auf die Schwelle setzen wollte. Für Sophie mußte dieser Brief eine qualvolle Marter sein: hätte sie sich doch niemals dazu verstehen können, neben sich ein anderes weibliches Wesen zu dulden, das den ersten und höchsten Anspruch auf des Dichters Sein hatte. Mußte sie jetzt durch diesen wunderlichen Brief sich in ihrem Besitze Lenaus doch aufs furchtbarste bedrängt fühlen, da sie eine Aufschiebung, wenn nicht gar die Unmöglichkeit der Heirat Niembschens mit Marie bereits für gesichert hielt. Und nun kam eine solche Kunde, die all ihre Errungenschaften und Hoffnungen zu Schanden werden ließ!

In der Nacht auf den 16. Oktober verdichteten sich in Lenau die Wahnvorstellungen dermaßen, daß ihn der Irrsinn packte. Diese Nacht war es — der Zusammenhang verlangt hier eine Rekapitulation der bereits beschriebenen Vorgänge — wo er Emilie Reinbeck zum erstenmal mit dem Vertrauen bewährter Freundschaft seine wirklichen Beziehungen zu Sophie Löwenthal auseinander setzte, wo er ihr auch sagte, Sophie habe ihm in einem Briefe geschrieben, erhielte er einmal einen ganz heiteren Brief, so sei dies ein sicheres Zeichen, daß ihr Tod nahe sei. Dann sei ein solches Schreiben gekommen, dem innerhalb des gewohnten Zeitraumes kein anderes folgte, so daß er glauben müsse, sie sei tot. Sie hätte ihm auch geschrieben, wenn er sterbe, würde sie sich sofort vergiften, und dann erhielt er plötzlich wieder einen Brief von ihr, einen ganz gleichgültigen. — Es läßt sich schwer feststellen,

was in diesen Äußerungen des geistesumdüsterten Kranken Wahngebilde und was Wahrheit ist. Was Lenau seiner Freundin Emilie nach jenem Anfall über seine wirklichen Beziehungen zu Sophie sagte, war zusammenhängend und logisch klar.

Am Morgen des 16. Oktober ereignete sich jenes Erlebnis mit der Violine, dessen schon bei Emilie Reinbeck gedacht ist. Lenau glaubte in der göttlichen Musik das Allheilmittel für seine Leiden gefunden zu haben. An Sophie schrieb er an demselben Tage seinen letzten Brief, ein unzweideutiges Memento mori: „Stuttgart, den 16. Oktober 1844. Liebe Sophie! Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings helfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wütend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembsch. Vertatur. — Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bißchen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und *) schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl alle! Bald komme ich nach Ischl, aber diesmal ernstlich. Niembsch. Aus der Festigkeit**) meiner Hand sehen Sie, wie gut es mir gut***). Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft, und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehen!"

Am 16. Oktober nachmittags war er — nach Emilie Reinbecks Zeugnis — vollkommen klar; alles, was er ihr über Vergangenheit und Zukunft sagte, war im hellsten Zusammenhang. Emilie fährt in ihrem Tagebuch fort: „Er trug mir auf, jener Frau zu schreiben,

---

*) bin.

**) Das gerade Gegenteil war der Fall.

***) Statt: geht.

daß sie ihn mit ihren Zuschriften verschonen möge, so lange er noch krank sei, er habe eine wunderbare Angst vor all ihren Briefen und so starken Widerwillen vor ihren leidenschaftlichen Äußerungen, daß er mich bittet und beschwört, alle, die von nun an für ihn einlaufen, in Empfang zu nehmen und ihm aufzubewahren; sie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben, auf Abwege geraten, wolle ihn ganz allein besitzen, niemand andern einen Anteil an seinem Herzen gönnen und habe auch an all seinen Freunden zu mäkeln und zu tadeln; ich möchte ihr doch zureden, daß sie sich fassen und ihre Liebe ihren Kindern zuwenden solle." Dieses schwerwiegende Zeugnis enthält nur eine zusammenfassende Bestätigung all unserer früheren Darlegungen über Sophie. An Emilie Reinbecks Behauptung, daß Lenau im Augenblicke, als er ihr dieses Geständnis machte, geistesklar war, zu zweifeln, liegt nicht der geringste Grund vor. In Lenaus Krankheit während der ersten Monate wechselten klare und getrübte Tage und Stunden miteinander ab, wie aus später (im letzten Abschnitt dieses Buches) mitgeteilten Briefen Zellers hervorgeht. — Am 17. Oktober wollte er von Stuttgart abreisen, wovon er jedoch zurückkam. Als er seinen Reisesack wieder auspackte, gab er Emilie zwei Daguerrotypbilder Sophiens mit der Weisung, sie sogleich in den Abtritt zu werfen; dann bat er wieder: „Schont sie; sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!" So wechselten Haß und Milde jäh miteinander ab. Jetzt rühmte er ihren hohen Geist und edlen Sinn, dann verabscheute er sie wieder, weil sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet. In der Nacht auf den 18. Oktober verbrannte er abermals eine Menge Schriftstücke, zu denen wohl auch die letzthin eingelaufenen Briefe Sophiens gehörten. Am 18. Oktober sagt er von ihr: „Sie ist mein Glück und meine Wunde!" und weiter: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht Sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand!" Einmal zeigte Niembsch dem Bedienten im Hause seine beiden Füße und sagte: „Siehst Du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Am 22. Oktober bezog Lenau seine vorletzte Leidensstation hienieden: seine Zelle in Winnenthal. Zwei Tage vorher hatte Sophie an Emilie Reinbeck folgenden (in der Wiener „Neuen Freien Presse" mitgeteilten) Brief geschrieben: „Wien, den 20. Oktober 1844. Verehrte und liebe Frau Hofrätin! Mit bangem Herzen wende ich mich an Sie um Nachricht von unserm Freunde Niembsch. Er scheint über seinen Zustand nicht im klaren zu sein, und seine Briefe zeugen von einer Aufgeregtheit, die mich zum Tode erschreckt. Was sagt Dr. Schelling? Ich bitte Sie, teure edle Frau, mir die ganze Wahrheit zu sagen und umgehend. Niembsch schreibt mir vom 16., er habe sich durch Geigen völlig hergestellt, das schreibt er aber in einer Weise, die mir durch Mark und Bein gedrungen ist. Sie wissen, was ein Freund wie Niembsch wert ist, Sie lieben und ehren ihn, Sie werden daher meine namenlose Angst verstehen und, wenn sie übertrieben oder ungegründet ist, mildern. Ich rufe ein edles Frauenherz an, und ich weiß es, nicht umsonst. Schreiben Sie mir gleich und ausführlich und ohne Schonung, auf meinen Knieen bitte ich Sie darum, auf meinen Knieen will ich Ihnen dafür danken. Verzeihen Sie, wenn ich, alle konventionellen Formen beiseite setzend, die geängstigte Seele zu einer ihr verwandten Seele sprechen lasse. Ich bitte Sie, den Brief zu vernichten und unserm teuren Kranken nichts davon zu sagen. — Gott gebe, daß ich vergelten könne, was Sie an mir thun werden, liebe gütige Frau! — Meine Adresse ist: Wien, Mehlmarkt 1065. Sophie Löwenthal. — Was träumt Niembsch denn immer von Ischl?"

Aus diesem kurzen, aber wertvollen Aktenstück spricht Sophiens ganzes leidenschaftliches Gefühl. Hätte Sophie in ihren Briefen an Lenau mehr an ihn, als an sich selbst gedacht, sie hätte die dunkeln Irrgänge, in denen seine Seele einhertastete, erkennen, sie hätte, da ihr sein Wesen wahrlich nicht verschlossen war, einsehen müssen, daß für sein Leben eine schwere Gefahr im Anzuge war. Der aufgeregte Wellenschlag in seinen Briefen, das unruhige unmotivierte Abspringen von diesem zu jenem, das geradezu verblüffende Widerspruchsvolle — all dieses hätte eine weniger selbstisch liebende Frau von Sophiens Scharfsinn stutzig gemacht und an-

getrieben, dem Unglücklichen zu helfen. Statt dessen schürt sie — wie Lenaus und Emilie Reinbecks Worte beweisen — den Geist der Unrast und inneren Selbstaufreibung in Niembsch. Gewiß: die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß Sophie sich von den falschen Versicherungen Lenaus über sein Befinden hat täuschen lassen können; schrieb Niembsch ihr doch noch am 13. Oktober „gute Botschaft" von seinem Befinden, sie „möge vollkommen beruhigt sein auf sein Wort". Aber das hebt nicht Sophiens Schuld auf; die offenkundigen sachlichen Gegensätze in Lenaus Briefen wären ihr jedenfalls auch nicht entgangen, wäre sie mehr auf das Wohl Lenaus und weniger auf ihre eigene Person bedacht gewesen.

Nun war es da, unabwendbar! „Beste Frau Hofrätin!" schreibt Sophie in einem undatierten Briefe. „Die Wohlthat, um die ich Sie gestern dringend gebeten, haben Sie mir heute erzeigt. Wenn auch mein Herz bricht bei dem Gedanken, daß Niembsch nicht mehr selbst zu mir sprechen kann, muß ich doch diese Schonung dankbar anerkennen. Wofür erklärt Schelling sein Übel? Ich bitte und beschwöre Sie, mir ausführlich und ganz wahr zu schreiben. Ich habe es gelernt, Bitteres und Schweres zu ertragen, und wenn ich darunter erliege, um so besser. Ich bitte Sie, mir täglich zu schreiben. Wenn Sie die Angst kennen, wenn Sie schon erfahren haben, was es heißt, in der Ferne um das teuerste Leben zittern, werden Sie meine Bitte erfüllen. Ewig Ihre dankbarste Sophie Löwenthal."

Emilie Reinbeck erfüllte ihr den Wunsch, worauf Sophie den folgenden Brief schrieb: „Wien, den 29. Oktober 1844. Verehrte Frau Hofrätin! Ich weiß, was Sie gelitten haben, ich trage den Maßstab dazu in meiner Brust! Gottes Hand liegt schwer auf uns! Die ganze Wahrheit ist entsetzlich. Um sie einigermaßen zu lindern, bitte ich Sie flehentlich, mir einiges, was Ihnen gerade im Gedächtnis geblieben von Niembschs Phantasien, mitzuteilen, damit ich mich besinnen könne, ob wirklich etwas der Art in meinen unseligen Briefen gestanden. So weit ich mich erinnere, waren in meinen ersten Briefen Klagen über seine Entfernung auf unbestimmte Zeit, dann Trostworte und Bedauern seiner Krankheit, und als ich ihn besser glaubte, Pläne für die Zukunft. Die

letzten Briefe, in denen ich hauptsächlich seine pekuniären Verhältnisse besprach, hat er nicht mehr gelesen. O, Gott, in so weiter Ferne weiß man nicht, in welcher Stimmung so ein Brief einen Freund trifft, und Worte, die in einer Stunde Balsam gewesen wären, können in einer andern ein Dolchstoß sein. Auch waren seine Briefe so gelassen, vernünftig und zusammenhängend, und in keinem, die vom 15. und 16. ausgenommen, auch nur die geringste Spur von Geistesstörung, daß ich wie vom Schlage gerührt war, als mir der Brief vom 15. zukam. Aber auch da glaubte ich noch, daß an dem Wanken seiner Entschlüsse nur seine bekannte und von ihm selbst oft lachend zugegebene Inkonsequenz schuld sei, und schrieb ihm deshalb einen halb erschrockenen, halb ärgerlichen Brief, den er, Gott sei Dank, nicht gelesen hat. Grollen Sie mir nicht, Frau Hofrätin, ich trage das schwerste Leid! Erbarmen Sie sich meiner, wie Sie sich des verschmachtenden Bettlers an Ihrer Thür erbarmen würden, und geben Sie mir oft und ausführlich Nachricht von dem teuren Unglücklichen. Wenn ich, wie ich leider fürchten muß, nie in die Lage kommen sollte, Ihnen zu vergelten, so ist ein Höherer über uns, der meine Schuld zahlen wird. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen Fragen stelle, nach deren Beantwortung ich mich unendlich sehne. — Hat Niembsch nach dem 17. keine lichten Augenblicke mehr gehabt? Hat er jetzt welche? Wie weit ist er von Ihnen? Dürfen Sie ihn besuchen und kennt er Sie? Was thut er den ganzen Tag, was spricht er? Ist er zu Bette, oder geht er in den Garten? Welche Mittel wendet man jetzt an, und was wurde noch in Ihrem Hause angewendet? Hat er Fieber? Kann er essen und schlafen? Giebt der Arzt Hoffnung seiner Wiederherstellung, oder fürchtet er für sein Leben? Was äußert er jetzt für Delirien, und äußert er keine Sehnsucht, fortzugehen, und wohin? Hat er Schurz gesehen, und was machte das für einen Eindruck?

Noch eine Bitte hab' ich, wenn sie Ihnen auch in dem Augenblicke kleinlich scheint, erfüllen Sie sie, wenn es möglich ist. Niembsch hat mir in seinem drittletzten Briefe ein Lied von Heine zu schicken versprochen, was ihn sehr gefreut habe. Kennen Sie das Lied? Hat er Ihnen davon gesprochen, und wenn das der Fall ist,

wollten Sie auch noch diese große Güte für eine arme Fremde haben, es mir zu schicken? Ach, wenn ich Ihnen lästig falle, verehrte Frau, zürnen Sie mir nicht. Üben Sie Milde und Barmherzigkeit an mir. Sie haben vielleicht nie wieder Gelegenheit, einem Menschen die größte Wohlthat zu erzeigen, die man von einem Sterblichen empfangen kann.

Leider haben die hiesigen Ärzte die Überzeugung, daß die Lähmung schon Folge einer Gehirnkrankheit war. Auch zeugte wohl die Schwäche und Aufregung, die sich durchaus nicht geben wollte, von einem tiefen, physischen Leiden.

Ich empfehle mich Ihrer Gnade!

Lassen Sie mich nicht lange ohne Nachricht.

Sophie Löwenthal."

Dieses Schreiben enthält mehr Mitteilungen, die es verschweigt, als solche, die es ausspricht. Wer den bisherigen Darlegungen dieses Abschnittes gefolgt ist, wird diese unausgesprochenen Gedanken und Gefühle, unter deren Eindruck Sophie bei Abfassung des Briefes stand, schon erkennen.

Sophie hat noch einen Brief mit Emilie Reinbeck gewechselt. Sie empfing das Heinesche Lied: „Es ragt ins Meer der Runenstein" und dankte der Stuttgarter Dame in folgenden Zeilen: „Geehrte Frau Hofrätin! Ich wage es noch einmal, Sie zu belästigen, um Ihnen für die gütige Mitteilung des Liedes von Heine meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Es ist sehr schön und sehr traurig. — Ich bedaure unendlich, die Zahl Ihrer Mühen und Unannehmlichkeiten durch eine Zudringlichkeit, die nur die höchste Angst und Not in mir erwecken konnte, vermehrt zu haben. Ihrer Großmut, Frau Hofrätin, muß ich es überlassen, ob Sie mein Betragen meinem Schmerze zugute halten wollen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner größten Hochachtung!

Frau Hofrätin!

Ihre ergebene Sophie Löwenthal."

In diesem undatierten Briefe steht die Schreiberin wieder ganz auf der Höhe der kühlen konventionellen Höflichkeit. Sie hatte sich selbst wiedergefunden; darum zeigen diese Worte einen

frostig-vornehmen Ton, der von dem des voraufgegangenen Schreibens zu grell absticht, um nicht die Gesinnung Sophiens gegen Emilie Reinbeck zu verraten.

Der unglückliche Niembsch begann unterdessen sein Scheinleben in jener Weltabgeschiedenheit, auf die man seine eigenen Worte anwenden kann:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen."

Als Schurz am Mittwoch, den 13. November abermals seinen Schwager besuchte, brachte er auch einen Brief von Sophie mit. Zeller hielt es für ratsam, dem Kranken zunächst nur den Brief Marie Behrends zu geben. Lenau nahm ihn zwar freudig an, las ihn aber nicht sofort. Als Schurz dann äußerte, von Therese hätte er auch einen Brief mitgebracht, stotterte Niembsch: „Von Theres?" Dabei „lehnte er sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen." Wie Schurz, von dem dieser Bericht stammt, hinzufügt, mochte Lenau gedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch tot?" Als Schurz am Nachmittage des 13. November wieder zu seinem Kranken kam, gestattete Zeller nach einer Mahnung Schurzens die Übergabe eines Briefes von Sophie an Lenau. Mit den Worten: „Auch von Sophie ist ein Brief da," empfing Lenau das Schreiben vom 5. November, das eine gewaltige Erregung bei dem Kranken verursachte. Sein „ganzes Gesicht ward Blut, sein Auge blitzte." Sophie hatte in diesem Brief dem Leidenden zur Tröstung den Spruch aus Julius Wilhelm Zinkgreff mitgeteilt:

„Duck dich und laß vorübergan;
Das Wetter will seinen Willen han."

Lenau durchstrich diese Worte mit einem Bleistift und fügte am Schluß in wankenden Zügen den Ausruf hinzu: „Ich ducke mich nicht!!!" — das „nicht" dreimal unterstrichen und durch

drei Ausrufungszeichen bekräftigt. Und doch kam später die Stunde, wo der vermessene Stolz in ihm gebrochen war, wo er seinen Nacken unter das harte Geschick beugen und in ein Notizbüchlein schreiben mußte: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch?“ und ferner: „tamen, ego vobis dixi!“

Als am 24. April 1845 im „Morgenblatt“ ein mit N. L. unterzeichnetes, ganz im Lenauschen Geiste gehaltenes Gedicht erschien, ward die falsche Hoffnung erweckt, Lenau könne oder sei schon genesen. Dieses Sonett stammte jedoch nicht von Niembsch, sondern hatte einen Verfasser, dessen Vor- und Zuname mit n resp. l abschloß. Durch ein Versehen des Setzers waren statt der kleinen große Buchstaben gebraucht worden. Durch dieses Pseudo-Lenaugedicht wurden drei schöne Sonette*) Anastasius Grüns auf den armen Kranken hervorgerufen, und durch diese wieder ein Brief Sophiens an Lenau, den einzigen, der publiziert worden ist. Im Anschluß hieran hat Schurz einen Brief Sophiens veröffentlicht, der folgendermaßen lautet: „Lieber Niembsch! Haben Sie Auerspergs Sonette gelesen? Als sie mir von Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustriert zu senden; aber die „Allgemeine Zeitung“ hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte. — Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältnis zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund und ein unbestechlicher Richter, und, wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektieren von dem Augenblicke an, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt, einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist imstande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und

*) A. Grün, Ges. Werke, II. 121—132: „In der Veranda“.

das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talentes nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slovake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos und schaute mit seinen dunkeln, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O, die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmann, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht."

Was Lenau einst vom Geschick erflehte, sollte nicht in Erfüllung gehen:

„Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen

Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle."

Das gerade Gegenteil harrte seiner.

Da die Hoffnungen auf die Genesung des Dichters sich nicht erfüllten, so entstand in den österreichischen Verwandten Lenaus der durchaus berechtigte Wunsch, ihn möglichst in ihrer Nähe zu haben. Die Überführung Niembschens von Winnenthal nach seinem Heimatlande geschah im Mai 1847. Schurz, der den Transport seines kranken Schwagers leitete, beschreibt die Ankunft Lenaus folgendermaßen: „So stieg denn vom Dampfschiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf (bei Wien) der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, ans kaum erkannte heimische Ufer, von seiner abwärts stehenden, durch ihre Töchter fast nicht zurückzuhaltenden, treuen Schwester Therese mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm trotz dessen Einladung nicht ins Haus. ‚Nein, nein, durchaus nicht!' sprach er kopfschüttelnd, ‚Ihr kriegt mich vielleicht ohnedies einst noch früh genug hinein!'"

Es steht nirgends, daß Sophie den teuren Kranken zu Winnenthal in Schwaben besucht hat. Jetzt that sie es. Es ist schon anzunehmen, daß die Stunde, wo sie diese Geistesruine zum erstenmal sah, eine schreckliche für Sophie gewesen ist. War die Selbstanklage, die sie gegen sich zu schleudern hatte, doch schwer genug. Dachte sie in diesem Augenblick an Lenaus flehentliche Bitte vor Jahren: „Mißbrauche Deine Gewalt nicht! Ich bitte Dich, liebe Sophie!"? Nun, wo sie das erstemal durch die angelehnte Thür auf den Armen blickte, da hat sie vielleicht eine Ahnung von der

abgrundtiefen Liebe bekommen, die einst das Herz des Gebrochenen da vor ihr mit schmerzvollen Krämpfen durchzogen, da mag das Schicksal auch den Schlußstrich auf der Schuldseite im Buche ihres Lebens gezogen haben. Schurz berichtet kurz und trocken: „Sophie erschien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einsicht, nicht Eintritt zu Niembsch gestattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geschlossenen Thür ihn sehen. Späterhin aber trat sie immer ein. Nur das erste Mal regte ihn ihr Anblick auf.“ Die Dürrheit dieser Notiz ist bei der Bedeutung Sophiens für Lenaus gesamtes Leben zu auffallend, um nicht zu befremden. Wäre Schurzens Buch über seinen Schwager nach Sophiens Tode erschienen, so hätte es wahrscheinlich sich nicht auf diese paar kargen Sätze beschränken müssen. Aber Schurz befand sich bei Abfassung seines Werkes in Abhängigkeit von der Gattin Löwenthals, da diese die wichtigsten Dokumente des Dichters im Besitz hatte. Übrigens berichtet Frankl im Gegensatz zu Schurz, daß Sophie „ihn nie wieder gesprochen hat, sie durfte, wenn sie in die Irrenanstalt in Döbling kam, ihn nur durch die halb offen gelassene Thüre seiner Stube, in der er von ihr abgewendet saß, sehen. Der Arzt fürchtete sie eintreten zu lassen.“

Lenaus letzte Worte sollen — nach Schurz — gewesen sein: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich.“ Am 22. August 1850, morgens 6 Uhr verließ seine irrende Seele den Leib: „Die dumpfe Trommel hatte ausgeschlagen den Trauermarsch: das Herz stand still.“ Ob Sophie an der Beisetzung Lenaus teilgenommen, ist nicht berichtet.

Sophie stand ein hartes Geschick vor. Zu dem Schmerz, zeitweise wohl auch tiefen Reue, über Lenaus Untergang kam das herbe Leid um den Verlust ihrer Tochter Zoë, die nach kurzer glücklicher Ehe starb. Die Schlacht bei Königgrätz raubte ihr einen verheißungsvollen Sohn, Ernst, der als Offizier auf einem einsamen Ordonnanzritt vom Blei getroffen ward. Verschärft wurde der Schmerz ihres Lebens ferner durch den Tod ihrer Eltern; auch ihr Gatte sank vor ihr in die Gruft. In seinen Grabstein in Traunkirchen ließ sie das Wort des „Wandsbecker Boten“ einmeißeln: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben.“ Damit erschöpft

Zusammenhang sei nur noch eine Stelle aus einem „Zettel“ an Sophie abgedruckt, wo Lenau schreibt: „Je unglücklicher, desto empfindlicher. Mich beunruhigt der Schluß des heutigen Tages. Du fandest mein Gesicht falsch, als ich neben Dir saß, wie eine Katze, sagtest Du. Ich hoffe, Du sagtest es zum letztenmal; denn das ist ein Punkt, worin ich keinen Spaß verstehe, liebe Sophie. So hoch steht mir kein Mensch, daß ich es der Mühe wert fände, gegen ihn falsch zu sein; und hinwieder stehst Du mir zu hoch, als daß ich's könnte. Statt dieser herben und spitzen Worte hättest (Du) heute viel süßere und weichere bekommen, hättest Du mir noch einen freundlichen Blick gegönnt. Es erweckt mir eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen Dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend. Das ist eine Verletzung, welche immer Blut giebt, wenn sie noch so leise ritzt, welche aber selbst nicht von Dir geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte.“ Lenau mit seiner hohen, heiligen Liebe mit der Falschheit einer Katze in Zusammenhang zu bringen, ist geradezu eine Blasphemie. Aber seine Frage vom 20. Oktober 1837 an Sophie, ob sie sich kennen gelernt hätten, um sich aneinander zu üben, zu betrüben, erscheint mit Hinsicht auf diese Frau nicht als eine überflüssige.

Das Endergebnis all unserer Ausführungen über dieses Verhältnis ist mithin folgendes: Lenau gab der Frau alles, was er war und was er hatte. Infolge der Überschwenglichkeit Lenaus auf der einen und der bewußten Zurückhaltung Sophiens auf der anderen Seite, die nur dann in die Tiefe ihres Herzens griff, wenn Lenau sich seiner würdelosen Selbstentmündigung, in welche sie ihn gebracht, erinnerte, zeigt dieses Verhältnis von Anfang an einen krankhaften Zug, ganz abgesehen von anderen Ursachen, die oben größtenteils erläutert sind. Hier wäre höchstens noch nachzutragen, daß die gesellschaftliche Lebensatmosphäre der beiden einander zu sehr widerstrebende Bestandteile besaß, als daß eine Vereinigung möglich gewesen wäre. Sophie war eine Dame des Salons, wo satter Lebensgenuß sein schillerndes, prunkendes Pfauenrad schlug; Lenau hat sich nie in diesem Kreise heimisch gefühlt, dazu war sein Blick zu sehr auf das Wesen der Dinge gerichtet,

sich seine fein organisierte Seele an dem Gitter dieser Gefangenschaft wund rieb, dann, wenn er des mildernden Zuspruches am meisten und nächsten bedurfte, zu trösten, hatte sie für seine Leiden Bitterkeit und Kälte, goß sie in seine Wunden statt Öl und Balsam Kummer und Gram. So kann Sophie nicht einmal den Anspruch erheben, dem Dichter, der in ihr alles Wundersame und Göttliche sah, eine Freundin im vollen Sinne dieses schönen Wortes gewesen zu sein. Deshalb schüttelt man mit leider nur zu großer Berechtigung den Kopf, wenn man bei Schurz, da wo es sich um die beabsichtigte Heirat Lenaus mit Marie Behrends und um die dadurch heraufbeschworenen Sorgen des Dichters handelt, liest: „Hätte er wie damals (Karoline Unger ist gemeint) wieder sich Sophie vertraut, die sein Heil von Herzen wünschte, die Sache wäre sodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerst beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichsten Sinne, wohl wahrscheinlich zu glücklichem und doch jedenfalls besserem Ende gelangt." Solche Urteile nähern sich gar zu bedenklich jener Grenze, jenseit welcher die Schönfärberei beginnt.

Es giebt eine Art Frauen, namentlich in den sogenannten höheren Kreisen, die immer etwas Aufregendes erleben müssen, deren Natur sich mit einem ruhigen, in der Tiefe des Seins begründeten Glücke nicht begnügen können. Zu dieser Art möchte man Sophie rechnen, zumal wenn man die in Emilie Reinbecks Tagebuch vorkommende Äußerung Lenaus liest: „Ich hoffte durch diese Eile (bei der Verlobung mit Marie Behrends) jedem Einwurf zu begegnen, alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen; aber ich hatte mich verrechnet. Ich soll und darf nicht glücklich sein. — Man läßt mich nicht los, und ich werde nun das Opfer der ungezählten Leidenschaften dieser Frau," womit Sophie gemeint ist. Und mit nicht minder deutlichem Hinweis auf sie sagte Lenau: „Eine leidenschaftliche Frau würde mich zur Verzweiflung bringen." Wie grausam wahr hat sich dieses Wort in Lenaus Leben verwirklicht! „Du bist mir verfallen," hatte Sophie einst dem Geliebten geschrieben. Diese Frau blickte klar und wußte von ihrer Macht über Lenau den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Das ist oben im einzelnen nachgewiesen. In diesem

Zusammenhang sei nur noch eine Stelle aus einem „Zettel" an Sophie abgedruckt, wo Lenau schreibt: „Je unglücklicher, desto empfindlicher. Mich beunruhigt der Schluß des heutigen Tages. Du fandest mein Gesicht falsch, als ich neben Dir saß, wie eine Katze, sagtest Du. Ich hoffe, Du sagtest es zum letztenmal; denn das ist ein Punkt, worin ich keinen Spaß verstehe, liebe Sophie. So hoch steht mir kein Mensch, daß ich es der Mühe wert fände, gegen ihn falsch zu sein; und hinwieder stehst Du mir zu hoch, als daß ich's könnte. Statt dieser herben und spitzen Worte hättest (Du) heute viel süßere und weichere bekommen, hättest Du mir noch einen freundlichen Blick gegönnt. Es erweckt mir eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen Dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend. Das ist eine Verletzung, welche immer Blut giebt, wenn sie noch so leise ritzt, welche aber selbst nicht von Dir geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte." Lenau mit seiner hohen, heiligen Liebe mit der Falschheit einer Katze in Zusammenhang zu bringen, ist geradezu eine Blasphemie. Aber seine Frage vom 20. Oktober 1837 an Sophie, ob sie sich kennen gelernt hätten, um sich aneinander zu üben, zu betrüben, erscheint mit Hinsicht auf diese Frau nicht als eine überflüssige.

Das Endergebnis all unserer Ausführungen über dieses Verhältnis ist mithin folgendes: Lenau gab der Frau alles, was er war und was er hatte. Infolge der Überschwenglichkeit Lenaus auf der einen und der bewußten Zurückhaltung Sophiens auf der anderen Seite, die nur dann in die Tiefe ihres Herzens griff, wenn Lenau sich seiner würdelosen Selbstentmündigung, in welche sie ihn gebracht, erinnerte, zeigt dieses Verhältnis von Anfang an einen krankhaften Zug, ganz abgesehen von anderen Ursachen, die oben größtenteils erläutert sind. Hier wäre höchstens noch nachzutragen, daß die gesellschaftliche Lebensatmosphäre der beiden einander zu sehr widerstrebende Bestandteile besaß, als daß eine Vereinigung möglich gewesen wäre. Sophie war eine Dame des Salons, wo satter Lebensgenuß sein schillerndes, prunkendes Pfauenrad schlug; Lenau hat sich nie in diesem Kreise heimisch gefühlt, dazu war sein Blick zu sehr auf das Wesen der Dinge gerichtet,

sein Gefühl zu sehr verinnerlicht, er selbst zu menschenscheu. Lenaus Kardinalfehler in seiner Liebe zu der Frau bestand in der Überschätzung des Gefühls bei Sophie. Und nicht ohne ein gewisses Mitleid mit dem allzu gläubig Liebenden lesen wir deshalb seine Worte vom 20. Juli 1837: „Wir sterben ja doch zugleich, gelt Du Liebste? gelt? Ich glaube nicht, daß nach Deinem Tod ein Tropfen meines Blutes so treulos wäre, noch länger sein Wesen zu treiben, jeder würde dem Leben den Gehorsam aufkünden und schlafen gehen. Und wenn ich stürbe, würdest Du auch nicht gar lange mehr leben. Unsre Liebe ist nicht bloß Gefühl, Wille, Bedürfnis; es ist mehr als das alles, was uns zusammenhält. Ich kann's nicht nennen. Unsere Seelen decken sich; jede friert ohne die andere und verblutet sich." Ja, ein Lenau durfte von sich das sagen, aber indem er es auch auf Sophie übertrug, befand er sich in einer furchtbaren Selbsttäuschung. Wenn man auch nicht übermäßig schnell an gebrochenem Herzen zu sterben pflegt, so wird doch auch nicht oft ein Herz unter der Einwirkung so herber Schicksalsprüfungen, wie Sophie sie nach Lenaus Tod erlitt, mit fast achtzig Jahren noch schlagen; jedenfalls muß es über ein gewisses robustes Gefühl verfügen. Sophiens Blutstropfen haben — wenn man den Lenauschen Maßstab an sie legt — dem Leben nicht den Gehorsam aufgekündet, sie hat den armen Getäuschten um fast ein halbes Jahrhundert überlebt!

Gewisse überfromme Sittenrichter von bestimmtem Kaliber haben die willkommene Freude sich nicht versagen können, mit verzückten Augen und gehobener Stimme auf die „gerechte Strafe" hinzuweisen, die Lenau für seine Verirrung, Sophie zu lieben, getroffen, wobei sie die schöne Gelegenheit benutzten, eine Art Gegenstück zu Seumes „Wildem" in höchst himmlischer Person zu liefern. Wer den obigen Ausführungen vorurteilslos gefolgt ist, wird das Unsinnige dieser pharisäischen Moralitätssucht sofort erkennen. Man braucht durchaus sich noch nicht zu dem starren Programm meinetwegen eines Nietzsche zu bekennen und die Existenz der Tugend — das Wort im landläufigen christlichen Sinne gebraucht — zu negieren, den Willen des Menschen von Natur aus als unfrei hinzustellen und das Gewissen, die „innere Stimme" in uns, als

das Resultat vererbter oder anerzogener Vorurteile zu definieren, um bei Lenau und Sophie zu einer milderen, man möchte sagen: menschlicheren Beurteilung zu gelangen. Nicht aus sinnlich lüsternen Motiven haben sie einander geliebt, nicht, um nach Zertrümmerung des Glückes naheſtehender Personen (Max Löwenthal) sich selbst ein Heim zu bauen. Die Gefühlsfäden ihrer Liebe waren rein geistigen Elementen entkeimt, Seele floh zu Seele, Geist gesellte sich zu Geist. Daß wohl hin und wieder auch der Wunsch aufflammte, eine noch innigere Vereinigung einzugehen, kann den Menschenkenner nicht überraschen. Sophie war Lenaus Muse; sie entlockte seiner Äolsharfe Töne, die zu wundersam rauschenden Accorden zusammenflossen. Ihr Geist war der Bundesgenosse des seinigen; vereint flogen sie zu den reinen Höhen der Kunst. Ganz in diesem Sinne sagt Anastasius Grün: „Nicht durch die unwiderstehliche Macht eines einzigen bewältigenden Augenblickes, sondern allmählich und langsam, durch die süße Macht der Angewöhnung, durch die befriedigte Sehnsucht nach dem Verkehre mit einer als verwandt erkannten Seele, durch das sich immer inniger aufschließende gegenseitige Verständnis ist des Dichters Herz der anmutigen, durch Bildung und Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand ausgezeichneten Frau unlösbar zugefallen. Sie war die Gattin eines brüderlichen Freundes, die Mutter lieblicher, hoffnungsreicher Kinder; Gründe genug für beide, wird man sagen, der Annäherung und erwachenden Neigung mit klarem Einblick und festem Entschlusse Einhalt zu thun . . . Die Erklärung davon, daß die Kraft Lenaus in dem von seinem starken sittlichen Gefühle gebotenen Kampfe unterlegen, wird wohl nur darin zu suchen sein, daß er ein Kind träumerischen Gewohnheitslebens, den Kampf erst begonnen hat, als es schon zu spät und der Erfolg bereits ein hoffnungsloser war. Es darf hiebei nicht übersehen werden, daß, wie Gutzkow über ein ähnliches Verhältnis so treffend bemerkt, gerade jene, ‚welche mit der Welt in Hader leben, das Bedürfnis, einen felsenfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden.‘“ Gewiß: Das hat Lenau in ihr gesucht und glaubte, es auch in ihr gefunden zu haben. Und selbst da,

wo Sophie sich dieser hohen und schönen Aufgabe so wenig gewachsen erwies, wollte Lenau es in ihr sehen. Aber weiter. Liegt nicht gerade in der rührenden Treue, mit der unser Dichter Jahre und Jahre hindurch selbst unter den widrigsten Wechseln, denen Sophiens Gefühl unterworfen ist, sie liebt, eine Heiligung dieses Bundes? Sein Gefühl für sie nimmt nicht ab, sondern schwillt bald zu seinem mächtigsten Lebensstrom an, der bis zu des Dichters Tode an Breite und Tiefe nichts einbüßt. Selbst da, wo Lenau sich von Sophie abwenden will, geschieht es nicht etwa, weil seine Liebe für sie erloschen ist — man weiß ja, wie lebendig und tief sie auch da in ihm blieb. Ich mache ganz Max Kochs Urteil zu meinem eigenen, der in dieser Hinsicht sagt: „Den handwerksmäßig in sittlicher Entrüstung schwelgenden Pharisäern mag es unbenommen bleiben, in Lenaus Untergang die Strafe für die Sündenschuld mit Wohlbehagen zu bewundern. Ein anderes aber ist es, wie ich meine, ob jemand in widerlicher Lüsternheit sich im täglichen Verkehre mit Pariser Grisetten die wohlverdiente Rückenmarksschwindsucht zuzieht, während er sich abwechselnd sentimentale Liederchen als Buch und Zoten als „neuen Frühling“ schwer bezahlen läßt; oder ob eine große, Jahrzehnte hindurch gleichbleibende Leidenschaft das ganze Sein und Wesen eines Menschen ausfüllt, indem der geistig hochstehende Dichter in einer selten begabten Frau die geistig ebenbürtige Genossin findet, in deren Liebe allein er das ernst und heilig genommene Werk und die Aufgabe seiner Kunst ausführen zu können glaubt. Eine solche den Menschen überwältigend ergreifende Naturgewalt der Leidenschaft ist heilig wie jede Naturgewalt; und bleibt die sittliche Schuld für den einzelnen auch bestehen, so können wir doch fragen, ob nicht eine größere Schuld dabei die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft selbst belastet.“ Aber es scheint fast, als ob Lenau geahnt, daß er einst in den liebevollen Schutz handwerksmäßiger Sittlichkeitsapostel und augenverdrehender Tugendheuchler fallen sollte. Ihnen sei des Dichters ernste Mahnung gewidmet:

„Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;

Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest."

Der beste Beweis für die unergründliche Seelentiefe dieses Liebesbundes ist des Dichters Poesie; diese erst giebt dem von Sophie entworfenen Bilde die letzte Ergänzung und eine erfreuliche Harmonie.

Was für eine — namentlich in künstlerischer Hinsicht — fein empfindende Seele Sophie besaß, ist aus mancher mitgeteilten Auslassung Lenaus bekannt. Gleichsam einen zusammenfassenden Überblick über den künstlerischen Einfluß, den diese Frau — und darin beruht zur Hauptsache das Positive dieses Liebes- und Leidbundes; auf die fein gestimmte Seele des Dichters ausgeübt, giebt er in seinen „Zueignungs"-Strophen:

„Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Lied durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sähe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken."

Sophiens „Lobsprüche waren Hafer für seinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist", sagte der Dichter einmal zu Sophie, und: „es kann gar nicht schaden, wenn Sie zuweilen davon aufschütten." Von seinem „Savonarola", dessen poetischer Gehalt vielleicht höchstens nur von dem des „Don Juan", der schönsten Frucht von Lenaus Poesie, übertroffen wird, durfte er mit Recht sagen, daß er ihn ohne Sophiens Beifall überhaupt nicht geschrieben hätte (25. Mai 1838). Und am 23. Februar 1837 schreibt er der Geliebten: „Gleich in der ersten Zeit unseres Bundes war der Gedanke: mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele, und er hat Dich zu einem Lied begeistert*). Diesem Lied verdanke ich meinen Savonarola. Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich." Ungefähr ein halbes Jahr später (17. Juli 1837) schreibt er ihr: „Wenn nur mein Savonarola bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr,

*) Das ist die einzige Andeutung bei Lenau, daß Sophie selbst poetisch thätig war.

in Deine liebe Hand zu kommen; denn er verdankt Dir wohl das meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm."

Die an anderer Stelle in diesem Buche mitgeteilte Äußerung Lenaus: „Wer hat Genie? kann es das Weib haben? Thörichte Frage! Der Mann und das Weib haben es zusammen" ist ebenfalls an Sophie gerichtet (30. Juni 1839), und er giebt die ihn persönlich betreffende Erläuterung dazu, wenn er im unmittelbaren Anschluß daran sagt: „Ich habe nur mit halber Seele gearbeitet, so lang ich ungeliebt war, und bin ich von Dir getrennt, so geht's wieder so." Dann ging es schlecht mit dem Dichten. Trieb auch hier und dort ein Gedanke in ihm, so welkte er doch bald, und zwar, bevor er gereift war. „Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüten mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen giebt, in welche getaucht welke Blumen wieder aufblühen. Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst, doch kann sich in meinem Unmut alles nur flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne Dich geht's nicht." Diesen Grundgedanken spinnt er noch weiter aus in folgenden Worten: „O, Sophie, was helfen denn diese Verse, die ich mache in meiner einsamen Werkstätte? Unbefriedigendes Treiben! Wärst Du mein Weib, so würde ich's besser machen, und was ich gemacht habe, gefiele mir auch besser. So aber scheint mir beides elend, so oft ich mir mein verfehltes Lebensglück recht lebhaft denke und mich dann durch mein Geschick angewiesen fühle, in meiner Schriftstellerei einen Ersatz für jenes zu suchen. Ich möchte meine Schriften mit Füßen treten, wenn sie sich einbilden wollen, mich darüber zu trösten, daß Du nicht mein bist." Ebenso wahr — wenn auch in anderer Deduktion — leitet Lenau den innigen geistigen (künstlerischen) Zusammenhang zwischen sich und der Geliebten her in dem Worte vom 10. Mai 1838: „Wenn ich jemals von einem poetischen Plane so lebhaft und leidenschaftlich ergriffen werden könnte, daß ich darüber Deiner weniger zu gedenken schiene, so solltest Du an solcher scheinbaren Untreue eine Freude haben. Dies wäre für mich eine Kur an der ewigen Heilquelle, die mir neue Kraft ins Herz gösse, meinem Geschicke standzuhalten, und von der ich nur um so freu-

diger und liebeskräftiger heimkehrte an Dein liebes Herz.“ Sophie hat verschiedentlich versucht, den Dichter auf das Gebiet des Dramas und zwar der Tragödie zu bringen, wozu jedoch der Poet nicht gekommen ist. Übrigens eignete sich Lenaus melancholisch-lyrische Natur wenig oder gar nicht für den energisch aufwärts und vorwärts strebenden Gang einer Tragödie, überhaupt des Dramas, wie seine Versuche auf diesem Felde beweisen, die doch zur Hauptsache lose an einander gefügte Bilder sind; den dramatischen Gesetzen entsprechen sie nicht. Immerhin ersehen wir aus Sophiens Wunsch ihre Bemühungen, den Poeten zu fördern. So schreibt er im September 1837 in sein Tagebuch: „Wenn sie so sehnlich wünscht, ich möchte ein Trauerspiel schreiben, so ist das vielleicht ein dunkles, doch wahres Gefühl ihres Herzens. Es wäre allerdings besser, ein Trauerspiel zu schreiben, als mein und ihr Leben schonungslos ins Tragische hinauszutreiben.“

Lenau hat einstmals das unheimliche Wort geäußert — und es ist bereits im Zusammenhang erwähnt — er wolle sich selbst ans Kreuz schlagen, wenn er damit gute Gedichte gewönne. Dieses Wort kommt dem Leser unwillkürlich in den Sinn, wenn er die Reihe jener Poesien mustert, durch die seine Geliebte verewigt worden ist. Es ist erklärlich, daß das Traurige und Tragische dieses Martyriums, das Lenau zu tragen hatte, in Tönen ausklingt, und daß diese Klänge sich zu Liedern des Schmerzes verbinden. Der Schmerz, den er seinem Tagebuch und den Briefen an die geliebte Frau eingehaucht hat und der dort oft in gestaltloser und regelloser Form, gleichsam sich selbst überspudelnd, hervorbricht, kristallisiert sich in seiner Dichtung zu Strophen abgeklärter Kunstvollendung und rhythmischer Schönheit. Es sind folgende: „Zueignung“, „An eine Freundin“, „An*“, „Erinnerung“, „Die Blumenmalerin“, „Thränenpflege“, „Frage nicht“, „Wunsch“, „An*“, „Meine Furcht“, „Wunsch“, „Einsamkeit“, „Bei Übersendung eines Straußes“, „Tod und Trennung“, „Traurige Wege“, „Der schwere Abend“. Die überwiegende Mehrzahl derselben steht unter der Abteilung: „Liebesklänge“. Mehrerer dieser genannten Gedichte ist bereits an geeigneter Stelle gedacht.

In dem Poem „Der schwere Abend“ vibriert die ganze süße Wehmut, in welche die Liebe Lenaus zu Sophie getaucht war. Sein Gefühl für die geliebte Frau war ja oft Abendstimmung: weich, elegisch wie das Säuseln der Blätter, wolkenverhangen und sternlos:

„Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsere Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.“

Heißeres Atmen, sehnsuchtsvolleres Werben zeigt der „Wunsch“:

„Urwald, in Deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsträumen:
O, komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn,

Und weit hinunterblicken
Ließ sie mein starker Arm:
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!"

Bezeichneten diese Strophen — gegen die vorhergehenden gehalten — ein Crescendo in der Liebessymphonie Lenaus, so sind die nachfolgenden freien Rhythmen, deren Titel gleichfalls „Wunsch" lautet, das Forte. Hier ist der Dichter der kühn, stark und heiß Liebende und Genießende. Das Gedicht besitzt — abgesehen von der dem Inhalt feinsinnig angepaßten äußeren Architektonik mit ihren blühenden Arabesken — durch den darin zum Ausdruck gebrachten Kontrast einen wundersam künstlerischen Liebreiz. Es heißt:

„Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher,
Die kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer;
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,

Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken ins Auge
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
So selig und sicher!
Doch flüsterst Du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose!
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.

Im Osten erhebt sich
Der klare Mond,

Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen.
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen!"

Das Gedicht „Meine Furcht" zeigt ein ähnlich sinnfälliges Kolorit, einen ähnlichen Zug ins Große und Gewaltige. Aber es schleicht sich auch hier jener leise klagende Ton ein, der in so vielen Briefen Lenaus an Sophie an unser Ohr klingt, jener schmerzentstiegene Accord, der seinen Ursprung in der tragischen Liebe der beiden hatte.

Meine Furcht.

O, stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O, reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O, flammt, ihr Blitzesgluten,
O, rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr."

Hat Lenau das folgende Gedicht konzipiert, als er in einer Stunde seine „Zukunft rauschen" hörte und seinem Verhältnis mit

der begehrten Frau klar auf den Grund schaute? Fast möchte man's glauben, wenn man die Strophen liest:

„Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergess'nen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Wiederschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen."

Konkreter, als in den eben mitgeteilten Versen, wird die Liebe Sophiens nach einer Seite hin in dem Dreistropher „An* charakterisiert:

„O, wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O, spiele nicht mit meinem Herzen!
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrennte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimat nannte
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O, rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel mit verschwieg'nem Kummer
Auf immerdar den Rücken weist."

Dieser Zug ins Wehmutsvolle steigert sich in den folgenden Liedern zu schmerzlichem Verzichten, so in „Traurige Wege“:

„Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach, wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?“

Aus dem tiefsten Lebensschmerz Lenaus herausgeboren ist das schwermütige Lied „Einsamkeit“:

Wild verwachsne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten.

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,

Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!"

Diese genannten Gedichte sind zweifellos an Sophie gerichtet. Dazu kommen einige, von denen sich nur vermuten läßt, daß Lenau sie ihr gewidmet hat. Hierher sind zu rechnen (wobei ich mich bis auf eins [„An den Wind"] in Übereinstimmung mit Professor Max Koch weiß): „Stumme Liebe", „Neid der Sehnsucht", „Frage" und „Blick in den Strom". „Stumme Liebe" und „Neid der Sehnsucht" scheinen mir von der letzten Gedichtreihe am ehesten als an Sophie gerichtet, da sie — man möchte sagen: in dem Lebensmilieu atmen, das diesem Bunde sein charakteristisches Gepräge gab. Das erstgenannte Gedicht lautet:

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne!"

Das andere Gedicht, das sich, wie der „Wunsch", in freien Rhythmen ergießt, und sich fast wie einer der bekannten „Liebeszettel" Lenaus liest, heißt:

„Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,

Hell ſingen die Vögel,
Es lauſchen die Blüten,
Und ſprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Buſen:
Und ich muß trauern,
Denn nimmer ſtrahlt mir
Dein Aug', o, Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Oceanes,
Nicht über den Sternen
Und nicht im Lande
Der Phantaſieen
Iſt meine Heimat;
Ich finde ſie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beſeelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnſucht:
Entſchwundner Kindheit
Fröhliche Tage
Und meiner Jugend
Himmliſche Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick:
Das alles find' ich
In deinem Auge,
O, meine Geliebte!
Nun biſt du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menſchen und Sterne,
An die du vergeudeſt
Die ſüßen Blicke."

Ja, Lenau durfte von sich sagen: Sophie war ihm seine Heimat, die Sehnsucht seiner Jugend und seiner Gottheit stärkender Anblick. Wie sehr hat sich das erfüllt, was er Sophie einst (am 7. Oktober 1837) schrieb: „Deine Schwelle ist die letzte, an der ich was begehre; von dieser wende ich mich nur noch an jene dunkle, über welche ich freudig schreiten werde oder zögernd und klagend, wie es unsere Liebe will.“ Lenaus Lieben, Leiden und Entsagen endete in Nacht und Klage:

„Wohin, du rauhes Erdenwetter,
Hast du die damals grünen Blätter,
Wohin hast du mein Glück gebracht?“

Karoline Unger.

„Sie fühlte sich mir verwandt wie eine Wetterwolke der andern."
Lenau über Karoline Unger.

Vielleicht gerade in der Ausschließlichkeit, mit der Sophie von Löwenthal den Dichter besitzen wollte, liegt mit eine Ursache für Lenaus zweimal hervorbrechendes Streben, den bestrickenden Einfluß der gefühlsheißen Sophie zu fliehen und seine Liebe einem weiblichen Wesen zuzuwenden, mit dem er ein beglückendes und beglücktes Zusammenleben hoffte. Denn zu verschiedene Strömungen kreuzten sich in des Dichters Seele, denen gegenüber er wehr- und widerstandslos war. Tag und Nacht stritten sich in ihm und machten ihn zum Spielball ihrer Launen, so daß, wenn er in stillen Stunden der inneren Sammlung einen tieferen Blick in den Abgrund seiner Natur that, er vor sich selbst erschrak, wie er es in seinem „Faust", dessen Hauptgestalt im Leben Lenau hieß, in so überzeugender Weise schildert:

„In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnisvoll'n Geschäften,
Von welchen all mein Geist nichts will und weiß.
So bin ich aus mir selbst hinausgesperrt
Und stets geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen dem dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschloss'nen Felsenwand,
Auf des Bewußtseins schmalem, schwankem Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge."

Das erste Mal, als Lenau vor Sophie auf der Flucht war, wandte er sich Karoline Unger zu, in der er das Traumbild seiner Liebe erkannt zu haben glaubte. Wie einst bei Lotte Gmelin, so knüpfte auch hier die Musik, die göttliche Herzentsieglerin, die erste Bekanntschaft und spann unsichtbare Fäden von Seele zu Seele.

Lenau sah Karoline Unger, die gefeierte dramatische Sängerin, deren Ruhm weithin strahlte, zum erstenmal am 24. Juni 1839 in Penzing bei Wien; sein Freund, der als dramatischer Dichter thätige Theodor Graf von Heussenstamm (Pseudonym Theodor Stamm) vermittelte die Einführung. Nach dem Mahl sang sie Schuberts „Wanderer" und sein „Gretchen" ‚hinreißend schön.' Und abermals stürmten die flutenden Tonwellen auf des Dichters Herz ein, wie damals, als Lottens seelenvoller Vortrag der Beethovenschen ‚Adelaide' sein Herz durchströmte derart, daß er zur Bändigung seines inneren Aufruhrs ins harte Eisen biß. Er schreibt am 25. Juni 1839 an Sophie, die sich gerade in Ischl aufhielt: „Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerate; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib, und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand, und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich; denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war, als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir beide gleich gebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. ‚Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus,' sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Teilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem

Essen ging's ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube."

Karoline Unger oder, wie sie sich in Italien nannte, Carlotta Ungher, war in Wien 1800*) geboren, stand also an der Schwelle der Vierziger, als sie mit dem ungefähr gleichaltrigen Dichter in Beziehung trat. Sie gehörte nicht, wie Augenzeugen bekunden, zu jenen holdseligen Frauenerscheinungen, deren Sanftmut und Milde sich unwiderstehlich in das Herz des Mannes schmeicheln. Aber sie war eine jener imposanten weiblichen Gestalten, die unwillkürlich auf den ersten Blick fesseln. Ronconi bildete sie in Mailand aus. Als neunzehnjährige Künstlerin sang sie zuerst in Wien in Mozarts „Figaro". Ihr herrlicher Sopran, wie nicht minder ihre stattliche Figur auf der Bühne wirkten ihr bald ein Engagement für Italien aus, wo sie in einer Reihe von Städten (Venedig, Rom, Florenz und Neapel) als Primadonna vielfach in der opera buffa und semiseria Triumphe feierte (1828—1839). 1833 spielte sie auch auf dem italienischen Theater in Paris, ohne allerdings jenen Erfolg zu erzielen, wie er ihr in Italien so oft zugefallen. Ihr Hauptkönnen lag weniger auf dem Gebiete der Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern beruhte mehr in der zündenden Begeisterung, die sie auf den Hörer auszuströmen wußte, wie eine solche Wirkung sich ja auch bei Lenau während ihrer ersten Begegnung mit ihm zeigte. Niembsch charakterisierte sie ganz treffend, als er schon ziemlich im Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr an Sophie schrieb, sie wäre in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennte das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Schon infolge dieses leidenschaftlichen Temperamentes wäre Karoline nicht die rechte Frau für den heißblütigen Dichter gewesen, der, wie erwähnt, später mit allzu deutlichem Hinweis auf Sophie Löwenthal äußerte, daß eine leidenschaftliche Frau ihn zur Verzweiflung bringen würde. Aber jetzt war die Kunstbegeisterung, durchzittert von flammender Leidenschaftsglut, das geheimnisvolle Fluidum, das von Lenaus Seele Besitz

*) Als ihr Geburtsjahr findet man auch 1805 angegeben.

ergriff und sie gefangen nahm, als er Karoline im „Belisario“ hörte. An diesem Abend habe er so geschluchzt, wie nur am Sarge seiner Mutter. Nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle sei es gewesen, deren Tragik ihn ergriffen hätte. „Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glückes auseinander brechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre. Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dies nicht ein wohlgemeinter Ratschluß unserer Herzenserziehung ist,“ so berichtet er an Sophie Löwenthal am 5. Juli*) 1839 von Wien aus.

Einen Tag vorher mußte Karoline die Kaiserstadt an der Donau verlassen, um ihren Verpflichtungen für ein Gastspiel in Dresden nachzukommen. Auf Lenau wirkte der Zauber Karolinens ungeschwächt fort; sie fühlte sich ihm verwandt wie eine Wetterwolke der andern, berichtete er Sophien. Er hatte der Künstlerin gestanden, daß sie die größte tragische Wirkung auf ihn erzielt, worauf sie erwiderte, seine Ergriffenheit sei der größte Triumph, den sie in Wien erlebt.

„Ich freue mich ihrer Freundschaft,“ schrieb Lenau an Sophie. Er mußte also Grund haben — und aus dem vorigen Kapitel wissen wir, wie sehr er Grund hatte — sich vorsichtig auszudrücken

*) Dieses Datum giebt Schurz in seinem Buche an, das allerdings in Bezug auf die Datierungen der Briefe Irrtümer aufweist. Bei Frankl („Lenau und Sophie Löwenthal“) lesen wir unterm „30. Juni 1839“: „Die letzten Tage vergingen mir sehr unruhig. Das Spiel und Singen der Unger machten auf mich die höchste tragische Wirkung. Seit dem alten Devrient hat mich im Theater die Luft aus dieser Gegend nicht angeweht; gestern im Belisario kam mir von dorther ein voller Sturm herüber. Sie ist eine Künstlerin erster Größe. Auch im Umgang ist sie sehr liebenswürdig und gegen mich besonders freundlich. Ich war gestern nach dem Theater bei ihr, heute esse ich bei ihr zu Mittag.“

und der fernen Sophie seinen Herzenszustand nicht gar zu offenherzig zu zergliedern. In Wirklichkeit hatte sich das Gefühl der Freundschaft in der kurzen Spanne Zeit, die er mit Karoline gemeinsam verlebt, bereits zu Liebe erhitzt. Und er verrät im weiteren Verlauf seines Berichtes an Sophie auch genug von seinem wahren Gefühl, wenn er ihr schreibt: „Sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben sagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe.“ — Karoline hatte übrigens die Absicht, sich nach einigen Jahren dem Schauspielfache zuzuwenden, und dann möchte Lenau ein Trauerspiel eigens für sie schreiben.

Sophie ward von diesem Beichterguß ihres Sängers beunruhigt; ihr von leicht begreiflicher Eifersucht geschärftes Auge hatte sogleich den Dingen auf den Grund gesehen und die Gefahr erkannt, die den Dichter ihr von der Seite reißen konnte. Sie gab sich in ihrem Schreiben an Lenau schwermütigen Betrachtungen hin und wünschte, daß ihre Gesundheit — so oder so — eine entscheidende Wendung nähme, so daß Niembsch schon in der Fortsetzung zu den eben mitgeteilten Worten an sie sich Mühe giebt, ihre Aufregung zu beschwichtigen, indem er ihr sagt: „Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? . . . Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind, und was Sie uns gelten? Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte in mein Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Wert und Beruf kein Auge? Nicht so unmutig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sei. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden, wie Goethe. Meine Schriften

besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden. . . In Karoline hat es mir wie ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage." So war Lenaus Innenwelt abermals von einer herben Zwiespältigkeit erfüllt, und der Widerstreit der ihn durchwogenden Gefühlsmächte — hier die leidenschaftliche eifersüchtige Sophie, dort die nicht minder heiß empfindende Karoline, deren höchster Wunsch war, Frau Karoline Niembsch von Strehlenau zu werden — tobte mächtig in ihm. Sein Herz kam aus einer qualvollen Unrast nicht heraus; denn in Sophie war das Weib erwacht, das ihren Geliebten zu verlieren glaubt, und das daher alles aufbot, diesen drohenden Verlust von sich abzuwenden. In ihrem Antwortschreiben muß die geängstigte Frau ihren Landsmann an einer empfindsamen Stelle getroffen haben, wie hätte er ihr sonst schreiben können (Wien, den 11. Juli 1839): „Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich; denn sie ist wert, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon

tot! Dein Niembsch.“ Sophie empfing diese Zeilen in Ischl, wo sie seit Mitte Juni (1839) mit ihren Kindern und ihrer Schwester Rosalie weilte. Was sie vor Empfang dieser Zeilen mit der dem liebenden Weibe angebornen geheimnisvollen Schärfe geahnt und gefühlt, das fand sie nun in diesen Worten Lenaus mit erschreckender Offenheit bestätigt: sein wahres Verhältnis zu Karoline. Aber sie war nicht ein Weib, das Lenaus flehende Bitte, Menschlichkeit zu üben, erfüllen, ein Weib, das kampflos entsagen konnte und wollte. Wahrscheinlich forderte sie ihn auf, zu ihr nach Ischl zu kommen — wenigstens läßt sich ein solcher Wunsch Sophiens aus Lenaus Antwort vom 12. Juli mit ziemlicher Sicherheit entnehmen. War Sophie, als sie diese Aufforderung an den Fernen richtete, sich bewußt, durch den Reiz und den lebendigen Einfluß ihrer Persönlichkeit eher zum Ziele zu kommen, als wenn sie nur brieflich auf ihn einwirkte? Wußte sie doch, *welche* Macht ihr über Lenau gegeben war! Dieser erwiderte (am 12. Juli), daß er sein Möglichstes thun werde, nach Ischl zu kommen. „Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir, denn gestern. Ich war die letzten Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich.“

Sophie dachte an alles andere, als Lenau zu verlassen. Man giebt nicht so leicht ein Herz preis, mit dem uns jahrelange Macht holder Gewohnheit des Verkehrs und all jene feinen Fäden verknüpfen, die dem geheimnisvollen Urgrund gegenseitiger Liebe entkeimen. Schon vier Tage später schreibt Lenau bestimmter, daß er noch diese Woche nach Ischl reise. Was er Karoline geantwortet, wolle er Sophie mündlich sagen. „Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe. Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karoline nicht verschwiegen,

daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind. Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie teuer Sie mir sind. . . Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin; denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was wert ist. Gott sei mit Ihnen, liebes, teures, herrliches Herz!" Wir müssen an dieser Stelle abermals unser großes Bedauern über den Verlust der Briefe Sophiens an Lenau aussprechen. Jedenfalls muß der Brief der Wiener Frau, auf den Niembsch mit obigen Worten erwidert, zu den wichtigsten der Korrespondenz gehört haben, und man wäre dann äußerst begierig zu sehen, ob bei näherer Prüfung des vernichteten Schriftstückes sein Inhalt in der That die „Größe und Heiligkeit" von Sophiens Herz zeigte, so wie es Lenau darin erschienen ist. Wir glauben, nicht gerade auf falscher Fährte zu sein, wenn wir aus dem angsterfüllten Appell Lenaus an die Ischler Frau, ihre Gesundheit zu schonen und ihr Leben zu lieben, schließen, daß sie in dem Briefe von einem freiwilligen Scheiden aus diesem Dasein geredet, wobei man durchaus nicht anzunehmen braucht, daß es Sophie mit diesem Schritte nicht Ernst gewesen wäre. Allerdings wissen wir aus dem vorigen Abschnitte dieses Buches, daß ihr häufiger Hinweis auf ihre erschütterte Gesundheit oft nur Berechnung und das Geheimmittel war, Lenau fester an sich zu fesseln.

Karoline Unger weilte, während sich diese Tragödie zwischen dem Dichter und Sophie abspielte, in Dresden, wo sie — wie erwähnt — in Gastrollen auftrat. Lenau richtete an sie Briefe, die, wie behauptet wird, von einer wundersam poetischen Entzückung getragen waren. Da andererseits Sophie unvermindert ihren tiefen Einfluß auf Niembsch ausübte, so kann man sich denken, in welchen Herzenswirren der Dichter leiden mußte. Zwei Frauen, beide leidenschaftliche Naturen, rangen um seinen Besitz, kämpften einen unsichtbaren Kampf, der — und darin beruht die furchtbare Tragik — in Lenaus Seele ausgefochten ward.

„Furchtbarer Zwiespalt ist's und tödlich-bitter,
Wenn innen tobt von Fragen ein Gewitter,
Und außen antwortlose Totenstille
Und ein verweigernd ewig starrer Wille,"

heißt es in des Dichters „Faust“. Diese Verse beleuchten grell seinen qualvollen Herzenszustand, der seinen leiblichen Organismus bedrohlich gefährdete. Es mußte zu einer Entscheidung kommen; er mußte von einem Zustande befreit werden, der ihn — das fühlte und gestand er selber — auf die Länge töten würde. Die ungeheure Aufregung dieser Tage verscheuchte von seinen Lidern den Schlaf, „seinen besten Jugendfreund, den besten Arzt seiner früheren Leiden. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nahm wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitete den ganzen Tag.“ „Wenn ich bei Nacht erwache,“ schreibt er am 17. Juli 1839, „und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde. Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es giebt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Ist ihm eins zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das thut mir selbst not zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge töten müßte. . . . Ich will schließen; denn, was ich auch schreiben mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebene hat keinen Ton, am wenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte.“ Und so beeilt er sich, nach Ischl zu kommen. Endlich am 22. Juli sind die Reisevorbereitungen erledigt, und er begiebt sich in den Bannkreis der sehnsüchtig Harrenden. Am 24. Juli kommt er in Ischl, dem reizvoll von den „Bergen Gottes“ umkränzten Badeörtchen im Salzkammergut an.

Ungefähr vier Wochen hielt er sich hier auf. Was sich zwischen ihm und Sophie zutrug, entzieht sich der Öffentlichkeit. Diese Lücke in Lenaus Leben wird wohl nie ausgefüllt werden, wenn man auch aus dem späteren Verlauf und dem Ende des Verhältnisses mit Karoline unschwer die Hand Sophiens spürt. Lenaus An-

kunft in Ischl bedeutete für Sophie eine wahre Herzenserleichterung: ihre ganze Macht konnte sie nun wieder auf ihn ausströmen. Sie beruhigte sich, als sie u. a. erfuhr, daß Karoline noch für neunzehn Monate kontraktlich für die Bühne verpflichtet war; wußte sie als erfahrene Frau doch, was alles sich in einem so langen Zeitraume ändern ließ und bei einer den Schwankungen des Augenblicks so sehr zugänglichen Natur wie Lenau wahrlich nicht am letzten. Die mit ihr in Ischl verlebten Tage waren unserm Dichter denn auch „unvergeßlich" und standen ihm noch lange „recht lebendig vor der Seele;" ihm war, „als hätte man ihm Leben in alle Adern gegossen." Er gewann einen tieferen Blick in ihre „liebe herrliche Seele" und nannte sein Wesen „wunderlich" — ein deutlicher Hinweis auf seine Verirrung mit Karoline Unger. „O, wenn ich einen Genius habe," ruft er begeisterungstrunken Sophie zu (Brief aus Linz, den 22. August 1839), „der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen."

So war Lenau seiner Herzenskönigin wieder unterthan. Als er sie verließ, um Karoline, die von Dresden nach Linz ging, in dieser Stadt zu erwarten, hatte er gebundene Marschroute. Die Sängerin kam, abgespannt von der dreitägigen ununterbrochenen Reise, am 20. August abends neun Uhr in Linz an. Es fand sich an diesem Tag für Lenau keine Gelegenheit mehr, eine Entscheidung herbeizuführen. Am nächsten Tage kam es zu einer Aussprache. Lenau erklärte Karoline, daß, so lange sie der Öffentlichkeit angehöre und seine eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht in der Weise geordnet seien, um einen Hausstand auf solider Basis zu gründen, eine Verbindung mit ihr nicht möglich sei. Karoline fand sich „mit schöner weiblicher Fügsamkeit" in das Unvermeidliche, zumal als Lenau ihr erklärt hatte, daß er ein Geldopfer von ihr nicht annehmen würde. Er wies sie dabei auf ihre Verpflichtung hin, die sie noch für anderthalb Jahr an das „Reich der bemalten Leinwand" fesselte, ja, er, sonst ein geschworener Feind der nüchternen Zahlenreihen, fand sich sogar veranlaßt, sie an die hohe Konventionalstrafe zu erinnern, die sie im Falle eines Kon-

traktbruches zu zahlen hatte, während sie andernfalls ihr Vermögen um 50000 Gulden vergrößern würde. Diese Herzensmathematik ist zweifellos das Werk Sophiens, die ihre Gegnerin durch klug ersonnene Schachzüge matt zu setzen wußte.

In dem ersten Brief, den Lenau von Linz aus (22. August) an Sophie schreibt, berichtet er Einzelheiten seines dortigen Lebens. Eine „der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, knieend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirtung."

An demselben Tage, als Lenau diese Zeilen an Sophie richtete, schrieb Karoline an den ihr befreundeten Ludwig Tieck in Dresden folgenden Brief, der uns die wahre Absicht der Theatersängerin aufdeckt: „Mein verehrter Freund! Sie sehen, daß es mir unmöglich wird, so lange zu harren, als meine Reise dauert, um den ersehnten versprochenen lieben Brief zu erhalten, der meine schönste Krone sein soll, welche mir als Künstlerin wird, und ein liebes Pfand Ihrer mir so unendlich werten Freundschaft. — Die schönen Tage in Aranjuez sind vorüber! — o! zögern Sie nicht lange mit dem schönen Briefe; wenn ich Sie nicht hören kann, so will ich Sie doch lesen, um so mehr, als ich hoffen darf, Sie werden mich recht strenge zurechtweisen. — Der liebenswürdigen Frau Gräfin*) meinen dankbarsten Gruß für alle Freundlichkeit, so auch Ihrer lieben Familie; wenn Sie recht schnelle schreiben, so kann ich in Wien die Antwort bekommen, und dies wäre mir sehr lieb, da ich in Wien sehr liebe Freunde habe, die mein Schatz, wie mich selbst erfreuen würde. Tausend Herzensdank noch für die Stunden, die ich in Ihrem Hause verlebte. Die Erinnerung wird

*) Henriette v. Finkenstein, eine Freundin des Dichters.

nie aus meinem Herzen entschwinden. Ihre ergebenste Karoline Ungher." — Die einleitenden Zeilen dieses Schreibens zeigen die Bühnenkünstlerin in ihrer berechnenden Mache: außer der ihr von Tieck zu teil gewordenen Kranzhuldigung, die sie in ihrer theatralischen Weise Lenau übermittelte, um ihn an sich zu fesseln, hätte sie auch gar zu gerne einen Brief von dem gefeierten Dresdener Poeten besessen, um — damit vor Lenau großsprechen zu können. Aber diese „schönste Krone" scheint ihr nicht zugefallen zu sein.

Während Karolinens Anwesenheit in Linz besuchte Lenau mit ihr das Theater. Und da verdroß es den Dichter sehr, daß die verwöhnte Schauspielerin ihren ersehnten Bräutigam zu allerlei in befehlendem Tone verlangten Ritterdiensten gebrauchte. Lenau, so liebenswürdig und zuvorkommend er den Damen gegenüber zu sein pflegte, ward unwirsch, daß die Unger ihn gleichsam als Piedestal ihres Triumphes benutzte. In der Theaterloge hieß es in buntem Durcheinander an Lenau: „Niembsch, hänge meinen Hut auf!" — „Niembsch, lege meine Mantille zurecht!" — „Niembsch, gieb mir ein Perspektiv!" — „Niembsch, bestelle Eis!" u. s. w. mit Grazie in infinitum. Karoline ließ sich bei Erteilung dieser Befehle mehr von der Gewohnheit, die ihr im Verkehr mit einer gunstbeflissenen Schar blinder Anbeter geworden war, von denen gefeierte Bühnenangehörige umschwärmt zu werden pflegen, leiten, als von einer Einsicht und Wertschätzung der stolzen Natur, wie sie Lenau eignete.

Der Ausflug in das schöne Salzkammergut, den Lenau in Begleitung Karolinens auf ihre Einladung Ende August unternahm, entfachte zwar durch das tägliche Zusammensein auf der Reise, wo man sich so leicht aneinander anschließt, des Dichters Liebe zu der Sängerin aufs neue, aber zu einem reinen ungetrübten Glücke konnte es bei ihm nicht kommen, stand doch immer das Bild Sophiens lebendig vor ihm. Auf dieser Reise ereignete sich ein Vorfall, der Erwähnung verdient, weil er eine tiefere Deutung einschließt. Es war in der Nähe Hallstatts während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Thal, lesen wir bei Schurz. Niembsch und Karoline sprachen von ihrer Verbindung und den ihrer Heirat sich entgegenstellenden Hindernissen. Da, gerade als sie an einem mächtigen Haufen rauher Steine vorbeikamen, der hart am Wege

lag, rief Karoline plötzlich aus: „Sieh her, mein Freund! so steig' ich über alle Hindernisse weg!“ — und entschlossen stieg sie ebenso behend als kühn und glücklich vor den Augen des erstaunten Dichters über die Steinmasse hinweg. — Die Reise bot manche reizvollen Stunden, zu deren schönsten die bei Mondschein unternommenen Kahnfahrten auf dem lieblichen Bergsee gehörten, wo Karoline sicilianische Fischerlieder sang.

Am 3. September war Niembsch wieder in Ischl bei Sophie; ungefähr einen Monat blieb er bei ihr. Am 2. Oktober kehrte er mit ihr und ihren Angehörigen nach der österreichischen Hauptstadt zurück. Den Gedanken einer ehelichen Verbindung hatte er noch nicht fahren lassen trotz aller persönlichen Einwirkung Sophiens — ein Beweis für des Heimatlosen tiefe Sehnsucht nach eigenem häuslichen Herde. Denn noch während seines Aufenthaltes in Ischl, also gewissermaßen unter den Augen Sophiens, schreibt er seinem Schwager folgende Zeilen, deren Ernst von einem forcierten Humor durchsetzt ist: „Ischl, den 28. September 1839. Geliebtester Bruder! Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigern zu, die Haare werden grau — und noch immer ledig! Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannslied zuruft:

‚Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!‘

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor kopuliert werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heiraten die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — die fleißige Briefstellerin.“ Schurz verhielt sich, nachdem Lenau wieder in Wien

war, dem Lebensplan des Dichters gegenüber mehr zurückhaltend, neutral: er wollte und konnte die Verantwortlichkeit für solch einen ernsten Schritt, der bei einem Lenau doppelt und dreifach bedeutsam war, nicht auf sich nehmen. „Mein mündlicher Rat," schreibt er, „war keineswegs gegen eine Heirat Niembschens mit Karoline, vorausgesetzt, daß er nach genauerer Bekanntschaft sollte hoffen dürfen, mit ihr menschenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu scharf zuzureden, weil dies zu Heiraten einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch seine Schauerscheu diesmal davor schon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweisend, bedenklich erschien. Übrigens stimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß seine äußere Lage vorderhand zur Gründung eines nicht zu armen und schmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebensitzer würde sein wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die seine kunstriesige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Teile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht."

Daß bis zu einem gewissen Grade der anfangs überselige Niembsch bereits jetzt, einige Monate nach seiner ersten Bekanntschaft mit der Sängerin, ernüchtert war, ist bei einem so sehr komplizierten Wesen, wie es Lenau eigen war, schon denkbar. Diese Gefühlsabflauung war das Produkt einmal der starken Gegenströmung, die von Sophie aus seinem Willen entgegenflutete, zum andern aber ward der Umschwung in seinem Empfinden durch seine eigene Natur bewirkt. War er doch seiner ganzen seelischen Beschaffenheit nach ein unglückseliges Opfer der Schwermut; auf fast jeder Seite in dem Buche seiner Vergangenheit stand das Wort Lebensschmerz; dazu rechne man die rastlos bohrende Zweifelsucht und seine durch psychische und leibliche Leiden geschwächte Gesundheit, endlich den Ansturm der Doppelleidenschaft: hier Sophie, da

Karoline — so blickt man in ein Lebenschaos, das uns die Auslassungen begreiflich erscheinen läßt, die Lenau mit grausamem Humor am 5. Dezember 1839 an seine treue Emilie Reinbeck schreibt, daß seine Gesundheit leidlich sei bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann sei es ihm zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde seines Unterleibes; er höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Hallo des Schwarzen. Ohne Scherz: es sei oft zum Verzweifeln. Und als die Jahreswende heranrückte und das Dickicht seines Lebens verworrener denn je war, da suchte er vergebens nach Kraft und innerer Klarheit, um seine verzweifelte Stimmung zu bändigen. In der Neujahrsnacht von 1839 auf 1840 dichtete er die trostlosen Verse:

„Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Luft, nur laß nicht liegen mir die Leiden.

O, könnt' ich hinter dir die Pforte schließen — hören,
Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen."

Des scheidenden Jahres Lieben sei matt, sein Hassen zu kühl gewesen. In der That: der Dämon seines Lebens hatte den Dichter fester denn je gepackt, und wenn sein Geistesauge nicht schon in dieser Zeit erblindete, welche Gefahr furchtbar nahe rückte, so ist das zur Hauptsache dem sanften Eingreifen seiner Freunde zu danken, welche die gestörte Seele einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen strebten. Ich rechne dazu in erster Linie die herzerfrischende Belebung, die Graf Alexanders sonniges Gemüt auf seinen verdüsterten Freund ausströmte, sowie den Einfluß der lieben schwäbischen Bekannten. Alexander hielt sich im Winter 1840 in Wien auf und besuchte — nach Schurzens Zeugnis — seinen Freund in der Johannisgasse häufig. In der schwäbischen Heimat weilte Lenau in dieser Zeit nicht lange; es fällt in diesen Zeitab-

schnitt die früher erwähnte Trauung Charlotte Hartmanns mit Regierungsrat Weisser. Wenn Schurz in seinem Buche aber behauptet, daß ohne Lenaus Reise nach Ischl und ohne Sophiens und Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen das Unheil von 1844 wohl schon jetzt ausgebrochen wäre, so fußt diese Behauptung auf Einseitigkeit. Von einer Beschwichtigung Sophiens könnte höchstens insofern gesprochen werden, als sie Lenaus Leidenschaft für Karoline zu beruhigen suchte, nur zu dem Zwecke, um ihre Position fester behaupten zu können. Und Karolinens einziger Wunsch war, Frau Niembsch von Strehlenau zu werden; es wird weiter unten noch ein Beweis beigebracht werden, der aufs schlagendste darthut, wie sehr sie sich bereits in eine Verbindung mit Lenau und in die Inanspruchnahme seines klangvollen adligen Namens hineingelebt hatte. Da sie nun von Lenau selbst wußte, daß Sophie seine entscheidende Rücksicht war, so wird sie den gegen sie durch Sophie bewirkten Einwendungen Lenaus schon zu begegnen gesucht haben. Durch all diese aufeinander prallenden Gefühlsströmungen, die sich in Lenaus Seele trafen, mußte der Dichter in einen Zustand versetzt werden, der alles eher als Beschwichtigung war. Unruhvolle Leidenschaft stürmte durch sein Innenleben, zog seine unentschlossene Seele bald zu Sophie, bald zu Karoline hin, trübte seine Überlegung und brachte ihn in einen lastenden Unmut, der sich u. a. in dem oben auszugsweise mitgeteilten Briefe vom 5. Dezember (an Emilie Reinbeck), sowie in den trostlosen Versen äußert, die er dem scheidenden Jahre nachruft, in welchem er die Bekanntschaft Karolinens machte.

Bis Anfang Mai 1840 war er in Schwaben. Hatte er am 27. Februar von Stuttgart aus die bezeichnenden Worte an Sophie geschrieben, daß der Wiederaufbau ihres Vertrauens zunächst seine wichtigste Angelegenheit sei, daß er ihr bis ins Äußerste seiner Lebensdauer und bis ins Innerste seines Wesens gehöre, hatte er ihr am 1. Mai mitgeteilt, daß er morgen abreise und zu ihr ins Gefängnis zurückkomme, so begann sich jetzt sein Verhältnis zu der Sängerin allmählich aufzulösen. Am 6. Mai, als er schon wieder in Wien war, schreibt er Sophie auf einem seiner Liebeszettel, sie möge nie mehr fürchten; sein Leben wäre noch niemals

mit solcher Entschiedenheit ihr geweiht, wie jetzt; der Tag, an dem sie ihm sage, sie glaube wieder ganz an ihn, sei der schönste, den er noch auf Erden zu hoffen habe; erscheine er ihm nie, so hab' er sein bestes Gut unwiederbringlich verloren. Drei Tage später schreibt er ihr: „Die Oper war gut, die Unger vortrefflich, mein Genuß bedeutend, ich ließ mich sogar von Schönstein*) bereden, nach dem Theater zu ihr zu gehen. Bald entfernte sich jener, und ich blieb bei ihr allein. Trotz dem allen steht alles beim alten. Die Schranken sind unverrückbar; sie weiß das recht gut, ist aber doch glücklich, wenn sie mich sieht . . . Du kannst Dir vorstellen, daß an den heutigen Abend eine letzte Hoffnung geknüpft war, und daß diese beim Alleinsein sich aussprach. Ich ließ mich finden wie jeden Tag, mit Ausnahme meiner Freude über den schönen Abend. Ich glaube nunmehr das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft für immer festgestellt zu haben. Daß ich aber ihr Freund bin, verdient sie durch ihre wirklich seltene Herzensgüte. Keine Spur von Groll oder verletzter Eitelkeit. Mein Inneres ist so ruhig und gewiß in dieser Richtung, als Du es wünschen kannst."

Sophie, deren Wachsamkeit Lenau einmal herausgefordert hatte, konnte ihr Mißtrauen ihm gegenüber nicht niederringen. Als Lenau Ende Mai wieder nach Stuttgart geht und getreulich seiner Herrin sein dortiges Leben u. a. die Bekanntschaften mit der Gräfin Pappenheim und ihrer Base Agnes von Großmann mitteilt, deutet Sophie diese Äußerung, als ob durch diese neuen Freunde ältere — womit sie sich selbst meint — dem Dichter entbehrlich werden könnten, worauf Lenau ihr die bereits im vorigen Abschnitt wiedergegebenen beruhigenden Worte schreibt, zu denen auch sein schwermütiges Bekenntnis gehört: „Glaube nicht, wie Du aus Deinem heutigen Briefe zu glauben scheinst, daß mich die Frauen irgend sonst interessiert haben. Du bist mein liebes Sopherl mit allen Zweifeln. Aber die Brücke zu meinem Herzen ist hinter Dir eingestürzt, und eine traurige schwarze Tafel steht am Eingang, worauf geschrieben ist, daß ich einmal verrückt war in dem Gedanken,

*) Gatte Rosaliens, der jüngsten Schwester Sophiens.

ein Glück zu finden außer mit Dir.“ Und unterm 15. April 1841 findet man das Wort: „Der letzte Winter hat mich erst recht in Deine Gewalt gegeben. Es ist wirklich Wahnsinn, wenn Du daran zweifelst, daß ich Dein bin für immer.“

Dieses Bekenntnis — trotzdem es von 1841 stammt — beleuchtet die Gefühlssituation Lenaus mit unheimlicher Grausamkeit. Unaufhörlich fliegen von Stuttgart Lenaus Liebesbriefe nach Wien, hin zu der unerbittlich auf der Priorität ihrer Liebe bestehenden Sophie; Karoline tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Am 5. Juli 1840 schreibt er Sophie u. a.: „Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude; denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe.“ Und zum Schluß findet sich die so en passant gemachte, aber gerade dadurch bedeutsam gewordene Bemerkung: „Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten.“

Damit ist die Trennung von der Sängerin im Geiste bereits erfolgt. Endgültig geschah sie im Sommer 1840. Mitte Juli reiste Niembsch nach Ischl einzig zu dem Zwecke, seine an Karoline gerichteten Briefe zurückzuerhalten. Sein kühner Überfall — ein echter Husarenstreich — gelang ihm. Wir lesen darüber folgendes in seinem aus Ischl, den 15. Juli 1840 datierten Brief an Max von Löwenthal: „Wundre Dich nicht, mich schon hier zu sehen. Mir lag alles daran, mit Karoline zusammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbaren Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange und ob überhaupt sie in Ischl verweile, besorgte ich schon, sie möchte nach Italien gezogen sein oder doch bald dahin verschwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt sein, wonach ich seit meiner Abreise von Wien mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemütsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner dokumentierten Narrheiten verweigere. Du hast Recht Freund: ‚Nur nichts Schriftliches!‘

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet,

und ich schloß daraus, es sei nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftasche. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werter Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erst ist der dumme Streich maustot geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Mut darüber. Übrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte."

Wer mit so unverkennbarer Spottlustigkeit über eine Sache schreiben und mit kalter Berechnung über eine Person urteilen kann, von der er einst versichert, daß sie wert sei, von ihm geliebt zu werden, muß eine furchtbar schwere Täuschung erlebt haben; sonst bleibt der Stimmungswechsel ein psychologisches Rätsel. Der Gegensatz zwischen einst und jetzt wird auf der einen Seite noch verschärft durch die Mitteilung, die Niembsch später seinem Freunde Evers machte: er habe gezittert vor Freude beim Anblick seiner Briefe — findet auf der anderen Seite aber eine Erklärung in folgendem. Es war Lenau zu Ohren gekommen, daß Signorina Carlotta Ungher im Tieckschen Kreise in Dresden, wo man sie als die größte dramatische Künstlerin, die es überhaupt gebe, erklärt hatte, einen Brief Lenaus zum besten gegeben habe, vermutlich um ihre Eitelkeit schadlos zu halten für das Ausbleiben des ersehnten Briefes Tiecks, womit sie vor Lenau großschwätzen wollte. Und weil der Dichter dies wußte, hatte er wohl Grund, seiner geliebten Freundin Emilie am 20. Juli 1840 aus Aussee in Steiermark zu schreiben: „Nach dreitägiger schnellstmöglicher Reise, die mir, dem Ungeduldigen, doch immer noch zu langsam ging, bin ich am

13. in Ischl eingetroffen. Bereits unterwegs hatt' ich von einem aus Ischl Kommenden gehört, Karoline befinde sich noch dort. Gleich am nächsten Morgen stand ich in ihrem Zimmer und erreichte meine Absicht vollkommen, nämlich die Zurückerlangung gewisser Schriften, die ich nicht länger in fremden Händen wissen konnte, ohne die ernstlichsten Besorgnisse zu hegen. Nun hab' ich sie, Gott sei gelobt, ihm sei getrommelt und gepfiffen! wieder in meinen Händen, und nachdem ich mir einen nur mir verständlichen Auszug daraus werde genommen haben, soll sie das Feuer fressen, wozu ich diesem von Herzen einen guten Appetit wünsche."

Der Vertrauensbruch Karolinens hatte den Stein ins Rollen gebracht und die Entscheidung herbeigeführt. Mit männlich fester Entscheidung, von der Lenau sonst herzlich wenig besaß, war er hier vorgegangen. Wie sehr Niembsch dadurch, daß Karoline seine Herzensergüsse vor Fremden preisgegeben, empört war, bezeugt Schurz. Er teilt mit, Lenau habe, nachdem er wieder im Besitz seiner dokumentierten Narrheiten war, sie bei Nacht in seinem Zimmer durchgelesen. Je mehr er sich dabei in die Vergangenheit versetzte und sah, zu welcher Aufregung und Begeisterung die Sängerin ihn in diesen Briefen hingerissen, desto mehr ward er von diesen Schriftstücken erschüttert. Er kam dabei „in immer höhere Aufregung," sagt Schurz wörtlich, „und seinen eigenen Augen kaum mehr trauend, soll er, oftmal ingrimmig mit flacher Hand sich vor die Stirne geschlagen und laut ausgerufen haben: ‚O du Esel, du!'"

Bevor Lenau diese mahnenden Zeugen seiner Liebe zu Karoline verbrannte, zeigte er sie Sophie*). Es müssen recht gemischte Gefühle gewesen sein, die ihr beim Lesen dieser Briefe gekommen sind; manch anders geartete Frau hätte die Lektüre wohl überhaupt nicht vorgenommen. Die Briefe sollen, wie sie Schurz später selbst anvertraut hat, zu dem Allerschönsten gehört haben,

*) Schurz nennt diesen Namen in obigem Zusammenhange zwar nicht, läßt ihn aber unschwer erraten, wenn er von „jemand" spricht, „der sie (die Briefe) kannte, und wie niemand anderer sie zu würdigen verstand".

was nur jemals geschrieben worden sein mochte: eine Plastik der Darstellung, eine hinreißende Begeisterung und ein hoher Schwung, untermischt von einer Fülle kühner Bilder und poetischer Gleichnisse, wie sie die Seele des schaffenden Künstlers nur in seltenen, in besonders gottbegnadeten Augenblicken erzeugt. Um so schmerzlicher ist der Verlust dieser Beweisstücke.

Karoline gebärdete sich anfangs ganz sentimental. Nachdem der kecke Stürmer sein veni, vidi, vici ausgeführt, speisten die beiden einträchtiglich beisammen und unternahmen dann zusammen einen Spaziergang in einen Wald, der ehemals in Tagen, die nicht mehr waren, mit Vorliebe von ihnen beiden aufgesucht worden war. Hier schnitt Karoline in einen Baumstamm ihren Namen, darunter grub sie folgende Angaben ein: Geboren den 24. Juli 1839 (das war der Tag ihrer ersten Begegnung mit Niembsch), gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag ihres Abschieds von ihm). Sie starb also in dem beneidenswerten Alter von einem Jahre, beneidenswert nach dem altklassischen Rezept: wen die Götter lieben, den rufen sie früh zu sich. Eine ähnlich theatralisch aufgeputzte Mache zeigt ihr Bild, das sie für Lenau malen ließ: es stellt sie dar als Maria aus Lenaus „Faust". An der oberen Seite zeigt es die von ihr darauf geschriebenen Worte Lenaus: „Weil' auf mir, du dunkles Auge"; diese zarte Hindeutung wird aber aufgehoben durch die unten heimlich im dunklen Grunde stehende anspruchsvolle Bezeichnung: „Karoline von Strehlenau, geb. Unger."

So gefühlvoll und von Sentimentalität durchweint der Abschied Karolinens von dem begehrten Dichter auch war, so zeigte die Künstlerin doch bald eine überraschend praktische Lebensauffassung. Sie heiratete noch in demselben Jahre Monsieur François Sabatier.

Lenaus Liebe zu Karoline Unger war eine Verirrung des Dichters, eine Verirrung allerdings, die an sich guten Beweggründen entsprang: er wollte sich von der Gattin seines Freundes, die sein Leben im weitesten Sinne des Wortes beschlagnahmt hatte, trennen. Das Thor der dunklen Vergangenheit wollte er schließen und an der Seite eines geliebten Wesens, in dem er sich klar wiederfand, einer lichtvollen Zukunft entgegenschreiten. Er wollte nicht mehr auf der Schattenseite des Lebens wandeln, er wollte

nicht mehr das Ziel leidenschaftlicher Stürme sein, sein Herz lechzte nach Ruhe und stiller Seligkeit. Bei diesem Vorhaben überschätzte er seine Willenskraft und unterschätzte er die geheimnisvolle Macht jahrelanger Gewohnheit, die ihn an Sophie band. Diese beiden wichtigen Faktoren wertete er bei der Aufstellung seines Lebensplanes ungenügend, als Karolinens singendes Gewitter auf ihn einstürmte. Und daß er ferner nach geschehener Annäherung an die Sängerin, Sophie nicht nur zur Vertrauten seiner Liebe für Karoline machte, sondern in ihr sogar seine Beraterin, ja, seine Richterin dabei erkannte, sie, die der ganzen Sachlage nach kein ungetrübtes Urteil fällen, nicht die höchste Instanz sein konnte, offenbart einen beklagenswerten Mangel seiner Menschenkenntnis und eine verhängnisvolle Naivetät seines — man möchte sagen: kindlichen Vertrauens in die Selbstlosigkeit von Sophiens Liebe zu ihm. All diese Momente bildeten ein furchtbares Dilemma in Lenaus Leben. Somit war und blieb des Dichters Liebe zu Karoline eine Verirrung, aus der er vornehmlich durch Sophiens klug-diplomatisches Verhalten gezogen wurde. Sie ist denn auch der lebendige Mittelpunkt in diesem Herzensdrama, obgleich sie selbst nicht auf die offene Scene tritt, sondern hinter der Bühne bleibt. Aber alle Fäden der Handlung laufen bei ihr zusammen; ihre unsichtbaren Hände schürzen den Knoten — man denke an Lenaus Unterredung mit Karoline — und lösen ihn. Freilich vergißt sie, um Lenau aus seinen Irrungen zu retten, sich selbst nicht, und insofern erscheint ihr Eingreifen durchaus nicht in jenem reinen Glanze selbstloser Entsagung, wie ihr allzu vertrauensseliger Freund in seinen Briefen ihr diese Tugend andichtet. Spielhagen sagt in einer seiner poesievollsten Novellen, daß das Gold echter Frauenliebe niemals heller glänze, als wenn es gelte, ein Opfer zu bringen, auf daß der Wert des Mannes klar hervortrete. Dieser Opferwille war Sophie nicht gegeben. Freilich — und damit kommen wir bei der Untersuchung dieser Frage auf Karolinens Wesen — ob diese imstande gewesen wäre, Lenau das zu geben, was ihm fehlte und was er von einer ehelichen Vereinigung mit ihr erwartete, und umgekehrt: ob Karolinens Traum von einer Gemeinschaft mit Lenau blühende Wirklichkeit geworden wäre, ist dem Eingeweihten nicht schwer zu beantworten.

Karoline war eine Künstlerin; die Kunst, in deren Dienst sie ihr schönes Talent gestellt, hatte ihr ja das leicht entzündbare Herz des Poeten erobert. Wir wissen aus früheren Erörterungen, welcher himmelstürmenden Begeisterung für alles, was mit den Musen zusammenhing, Lenaus Seele fähig war, wie er sogar unter Hintansetzung seiner leiblichen und psychischen Gesundheit in überschwenglicher Weise sich der Kunst zu opfern stets bereit war, wie er gerade dadurch, daß er die Sphäre der Poesie auf Kosten des realen Lebens zu erweitern sich bemühte, eine Welt von Schmerz auf sich lud. Da trat ihm wie ein lockender Dämon jene Jüngerin der Musik, der für Lenau unwiderstehlichsten Kunst, entgegen: seine Seele flammte auf, als sich die schmelzenden Soprantöne über sie ergossen und sie zur Anbetung niederrangen. Mußte ihm in diesem Augenblick seine bewegliche Phantasie nicht das verführerische Gaukelbild vor die liebeatmende Seele rücken, seine Kunst mit der Karolinens zu vereinigen? Mußte er nicht seiner ganzen Denkart nach von einem solchen Zusammenleben eine schwunghafte Steigerung seiner Lebensbestimmung erhoffen, jener Lebensbestimmung, die er einst mit den Worten gekennzeichnet, daß künstlerische Ausbildung sein höchster Lebenszweck sei? Kam ihm doch schon nach kurzer Bekanntschaft mit Karoline der Gedanke, ihr ein Trauerspiel zu schreiben, wenn sie sich dem Schauspielfach zuwenden würde! Ist einem solchen Denkprozeß nicht das — schon erwähnte — Wort aus seinem Tagebuch entsprungen: „Wer hat Genie? Kann es das Weib haben? Der Mann und das Weib haben es zusammen!“ Und weiter! Nicht nur der Künstler in Lenau erhoffte eine reiche Ausbeute aus der Vereinigung mit Karoline, auch der Mensch in ihm erwartete eine Steigerung seiner Vitalität, eine allmähliche sanfte Lockerung seiner Seelenspannung, die sein Innenleben schmerzvoll umgürtete, eine freundliche Erhellung seines düsteren Daseins unter dem segnenden Einflusse der über alles von ihm geliebten Tonkunst, deren begabte Vermittlerin Karoline war. Und dennoch war es eine schwere Täuschung, der er sich unbedachtsam hingab, eine Täuschung, die mit unerbittlicher Folgerichtigkeit seiner falschen Denkweise entsprang.

Eine Ehe mit Karoline Unger hätte sich weder dem Künstler

heilsam erwiesen, noch wäre der Mensch in ihr genesen. Denn Karoline war ein Kind der Bühne; in ihren Adern rollte echtes Theaterblut. Die Welt des glänzenden Scheins war die geistige Atmosphäre, in der sie atmete, und die, als sie ihre Blicke auf Lenau warf, ihr schon so tief im Blute stak, daß sie auch außerhalb des Theaters das Komödiantenhafte nicht abstreifen konnte, in ihren Handlungen Sein und Schein geschickt miteinander vermischte, und man bei ihr in Verlegenheit kommt, sobald es eine Feststellung wahrer Gefühle gilt. Einige schauspielerhafte Vorfälle sind oben mitgeteilt. Hier lag ein klaffender Gegensatz zwischen Lenau und Karoline. Niembsch war — wie sein Faust — ein Mann, welcher der Wahrheit nachgrübelte und nachspürte. In seiner Seele brannte die unlöschbare Sehnsucht nach Erkenntnis der Dinge in uns und um uns; sein Geist forderte Wahrheit; sein innerstes Wesen war darauf gestellt, dieser nachzuforschen, und sein Schmerz war die unglücklichste, ewig hoffnungslose Liebe: die Liebe für die Wahrheit, sagt er im Faust. Selbst da, als Faust-Lenau sich von Gott losgesagt und im Begriff steht, sich Mephistopheles zu verschreiben, gesteht er:

„Den Herrn nicht lieben, wäre schwer,
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr."

Ein Mann mit solchem Strebensdrang mußte bald der Theatermache Karolinens, die sie in ihr Zusammenleben mit ihm übertrug, auf die Spur kommen, zumal wenn sich dazu jene schrankenlose Zweifelsucht gesellt, mit der Lenau das Leben zu prüfen gewohnt war. Und thatsächlich hat er später seinem Freunde Evers auch erklärt: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was echt, was falsch an ihr sei." Ja, er meinte, daß er bei einer so gewandten Bühnenkünstlerin am Ende selbst bei ihren Gunstbezeugungen nicht wissen könne, was daran Kunst, was Wirklichkeit sei. Daß Karoline ihm vollauf Gelegenheit gab, seinem unseligen Hang zum Zweifeln nachzugehen, weiß der Leser dieser Blätter. Endlich dürfen wir bei Messung dieses Erlebnisses Lenaus außer den recht ungleichen

wirtschaftlichen Verhältnissen des Dichters, der nur bescheidene Einkünfte hatte, und Karolinens, die wohlhabend war, zwei andere Punkte nicht mit Schweigen übergehen: Lenaus künstlerischen Ehrgeiz und seine leicht entzündbare Eifersucht. Eine Verbindung mit Karoline hätte beide verhängnisvoll aufgejagt. Lenaus künstlerischer Ehrgeiz hängt mit seiner Mission als Dichter zusammen, und es hätte wohl kaum eine bitterere Demütigung für den Stolzen gegeben, als wenn er — wie bei den finanziellen Verhältnissen — auch in der Kunst der Mann seiner Frau gewesen wäre, und er seine Poesie von ihrem Talent durch eine Schar glühender Verehrer Karolinens in den Schatten gestellt hätte sehen müssen.

Somit ist, unter richtiger Wertung des hier in Betracht kommenden Milieus, die Trennung Lenaus von Karoline Unger nicht beklagenswert. Daß bei ihr das Gefühl für den Dichter nicht tief Wurzel schlug, beweist allein schon ihre eilig betriebene Verheiratung mit Sabatier. Lenau aber, gewohnt, das Leben ernst zu nehmen, ging aus diesem Verhältnis durchaus nicht so ruhig hervor, als man nach alledem annehmen möchte. Denn dieses Erlebnis zeigt — wie abermals betont sei — den Dichter zum ersten Male im Kampfe gegen den ihn bestrickenden Einfluß Sophie Löwenthals. Lenau unterlag, diese vergebliche Niederlage hatte schon damals — wie Anastasius Grün schreibt — „den Samen jenes Zwiespalts in sein Herz gestreut, der später für dieses so verhängnisvoll werden sollte; die Warnung, welche in dem peinvollen Seelenkampfe lag, den er selbst zu bestehen und an der Freundin wahrzunehmen hatte, blieb leider unfruchtbar für die Zukunft."

Der zweite Versuch Lenaus, sich von Sophie zu trennen, endete mit seinem Untergang.

Marie Behrends.

„Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben."
Lenau.

Die Liebe Lenaus zu Sophie Löwenthal hatte den Dichter in ein Meer innerer Unruhe gestürzt. So glücklich der Poet auf der einen Seite war, so unglücklich war er auf der andern. Und dieser seelischen Zwiespältigkeit war er sich nur zu sehr bewußt. Daher sein prometheischer Trotz gegen das Schicksal, das ihm in der Gestalt Sophiens vor Augen stand, daher sein dumpfes Grübeln und Brüten über den Abgründen metaphysischer Spekulationen; daher seine zwecklosen Wanderungen von Wien nach Stuttgart, von Schwaben nach Österreich; daher endlich auch seine nie erloschene Sehnsucht nach dem Segen eines eigenen häuslichen Herdes. Aber umsonst. Er hatte den Silberblick des Lebens mehr als einmal versäumt; auf seine Vergangenheit zurückschauend, durfte er mit seinem Spiegelbilde Faust sagen:

„Ich will kein Weib als Braut umschlingen,
Mein Leben ist ein wildes Hadern,
Aus grolldurchgiftet bösen Adern
Soll mir kein Kind, mir gleich, entspringen,
Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
Es ward mein Herz versöhnungsscheu."

Und doch! — trotz aller Resignation und trotz allem „Rückwärtsdenken" und „Vorwärtsgrübeln" zog noch einmal ein holder Lenz in sein Herz, ein Lenz voll blühender Hoffnung und sonnigem Aufleuchten, als er jenes Mädchen zum erstenmal sah, das eine der edelsten und rührendsten weiblichen Lichtgestalten in dem dunkeln

Leben des Sängers der „Schilflieder“ ist. Da, als er Marie Behrends eines Tages an der Tafel zu Baden-Baden sah, belebte ein freudiger Glanz seinen Gramesblick, eine Stimmung sproß in seiner Seele auf, ähnlich derjenigen, die Faust ergreift, als er die Prinzessin erschaut:

„Blick' ich . . . Euch ins Angesicht,
So hat die Hölle, der ich zugeschworen,
Mit einmal ihre Macht an mir verloren;
Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
O nein! ich kann, ich will Euch nicht entsagen,
Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!
— — — — — — — — — — — — — —
Nu wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten schuldgetrübten Tagen
Ans heil'ge Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich dich errungen!“

Die wichtigsten Quellen für die Beziehungen Lenaus zu Marie Behrends sind des Dichters Briefe an seine Braut, sowie Mariens Tagebuch. Beides — Tagebuch und Briefe — sind 1889 nach dem Tode Mariens von Paul Weisser, einem Nachkommen des bei Lotte Gmelin erwähnten Weisser, in der „Deutschen Rundschau“ (1889) veröffentlicht worden. Mariens Aufzeichnungen sind voll lieblicher Herzensschlichtheit.

Marie Behrends ward am 4. Oktober 1811 in Frankfurt a. M. geboren, wo ihr Vater Johann Konrad Behrends Advokat und Senator war; er bekleidete auch das Amt eines Schöffen, Syndikus und Bürgermeisters. Marie besaß zwei jüngere Brüder: Adolf und Philipp. Sie verlor ihren Vater früh: er starb am 7. September 1843, also ungefähr ein Jahr vor Mariens Bekanntschaft mit Lenau. Ihre Mutter, die eine Tochter des Advokaten und österreichischen Hofrats Wetzel in Frankfurt war, überlebte den Gatten um fast zwei Jahrzehnte: sie schloß am 15. Mai 1864 ihre Augen.

Als Lenau Marie zum erstenmal in Baden-Baden erblickte, wohin sie im Juni 1844 mit ihrer Tante mütterlicherseits, der Bankiers-Gattin Jäger, gekommen war, stand sie im 33. Lebensjahre: der erste Schmelz der Jugend war schon verblichen. Lenau hat — wie sie später an die Stuttgarter Freunde schrieb — oft mit ihr über ihr Alter gescherzt; wenn sie ihn dann liebend neckte, daß er eine so alte Braut habe, was er nur ja niemand sagen solle, so habe er herzlich darüber gelacht; zuweilen jedoch habe er voll Ernst erwidert, ein junges Mädchen würde für ihn nicht passen, ihn nicht verstehen.

Lenau selbst hat ihr während seiner zweiten Anwesenheit in Frankfurt die Aufgabe gestellt, die „Geschichte der Liebesgeschichte" zu schreiben. So entstand ihr Tagebuch. Marie erzählt: „Nachdem ich mit meiner Tante Frau Jäger im Juni 1844 etwa zehn Tage in Baden-Baden zugebracht hatte, erschien an einem Donnerstag, den 27., ein Fremder an der Tafel des Englischen Hofes, der von den anwesenden Herren, worunter ich nur noch Lewald mit Namen nennen kann, so bewillkommt und empfangen wurde, daß man auf irgend eine berühmte Persönlichkeit schließen mußte ... Außer bei Tische sahen wir ihn öfters beim Verlassen und Betreten des Hotels oder in der Lichtenthaler Allee, wo er uns jedesmal freundlich grüßte. In späteren Gesprächen wiederholte er öfters, wie schon gleich nach dieser ersten Begegnung der Entschluß zu einer Heirat mit mir in ihm entstanden, wie er in sein Zimmer zurückgekehrt vor den Spiegel tretend, an der Halsbinde etwas ordnend gleichsam zu sich selbst gesagt habe: ‚Nun, du kannst's ja versuchen, du darfst sie ja zur Frau begehren.'

In diesen ersten Tagen war er mir eigentlich nicht besonders aufgefallen, erst am nächsten Sonntag, abends, wo sich beim schlechten Wetter alles in die Säle wegen der Musik drängte, erblickte ich ihn, an eine Säule gelehnt, in der Menge, ernst, schweigsam, allein. So oft ich aufsah, bemerkte ich seine Blicke auf mich gerichtet. Von Zeit zu Zeit fuhren wie trübe Schatten über seine Stirn; ich versank in Nachsinnen. Wie des fremden Mannes Kummer heilen? wie seine düstere Stimmung erheitern? war schon an diesem Abend der Gedanke, der mich unabläßig beschäftigte,

der sich meiner immer mehr und mehr bemächtigte. Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältnis zu ihm; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband. Auf diesem Gedanken oder Gefühl beruht meine Liebe, oder es ist eins mit mir, dieses unerklärliche, unwillkürliche, unfreiwillige Gefühl.

Montag abends, als wir gegen halb 9 Uhr Thee tranken, was wir immer in einem Parterre-Zimmer neben der Restauration thaten, wo um diese Zeit fast niemand war, trat er herein, setzte sich uns gegenüber und begann sogleich ein Gespräch." Er unterhielt sich mit ihnen über die Naturschönheiten Badens, kam auf Ischl und die am 28. August in Frankfurt stattfindende Enthüllungsfeier des Goethe-Denkmals zu sprechen. „Ich war Zuhörerin geworden, mehr und mehr dem Eindruck seiner Persönlichkeit, seines ganzen Wesens und Geistes hingegeben. Ich war ganz verändert, als ich auf mein Zimmer kam, wie aus einem Traum zum Leben erwacht, oder in neue schöne Träume versunken, eine Welt voll Gedanken, ein Meer von Empfindungen bewegten mich, die mir aber nicht klar wurden. So hatte noch nie jemand vor mir geredet, auch eine solche Stimme hatte ich noch nicht gehört.

Am folgenden Morgen (Dienstag, 2. Juli) kam Frau Marie Jäger, der Tante Schwiegertochter, mit ihren Kindern. Die Äußerung des Unbekannten, er sei von dem Fräulein in der Leihbibliothek durch sein Porträt erkannt worden, veranlaßte Tante Jäger, deren Neugierde aufs höchste gespannt war, mich dorthin zu senden, um endlich zu erfahren, wer er sei — sie nannten mir den Namen Lenau. Zurückgekehrt, reichte mir die Tante ein Paket mit den Worten: ‚Die Bücher, die du gekauft, sind schon angekommen.' Ich versicherte, keine gekauft zu haben. Der Portier, der sie heraufgebracht, habe ausdrücklich gesagt: für die Dame in Nr. 44. Nochmals versichernd, nichts davon zu wissen, wollte ich das Paket ihm zurückbringen. Unsere Debatten endete Marie, indem sie riet, es zu erbrechen, damit man sähe, was es sei. — Ich erbrach das Siegel, eine Leier. Es waren seine Gedichte mit einem Gedicht an mich und Visitenkarte."

Das Gedicht, welches Marie Behrends hier erwähnt, aber nicht mitteilt, lautete:

Mit meinen Gedichten.

„Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis ins Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl, ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— So schnell wie du! — die heitern Kunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen."

Marie fährt dann fort: „‚Das ist von dem Fremden von gestern abend!' stotterte ich. Meine Überraschung, Aufregung und Verlegenheit waren grenzenlos; unmöglich kann ich beschreiben, was in mir vorging; ich wollte nicht mit zu Tische; auf Zureden meiner Verwandten suchte ich mich zu fassen. Marie beruhigte mich am besten, indem sie mir einredete, jemand seine Gedichte zu schenken, sei bei einem Dichter nichts so Unerhörtes; er habe dies wohl schon mehr gethan, sei auch vielleicht schon abgereist. So ging ich mit, wagte aber natürlich nicht vom Teller aufzusehen. (Später erzählte er mir, wie er mich, und mit Vergnügen beobachtet, und sich daran erfreut, daß ich kaum drei Bissen heruntergebracht habe). Marie kannte ihn von früher her, von Stuttgart aus und erneuerte ihre Bekanntschaft mit ihm. Abends beim Thee wagte ich's, ihm für sein Geschenk zu danken, und sagte ihm zugleich, daß ich ihn gestern nicht gekannt habe.

An den beiden folgenden Tagen gesellte er sich auf unseren Spaziergängen kurze Zeit zu uns, kam zur Theestunde, wo er sich meist mit Marie unterhielt.

Desto mehr beschäftigte ich mich mit ihm und seiner Poesie, die mich früher schon so angezogen hatte durch die Schönheit ihrer Sprache und Bilder, ihre Genialität und Tiefe der Empfindung, aber jetzt in seiner Gegenwart, unter seinem persönlichen Einfluß, ganz anders auf mich einwirkte, sich meiner ganz bemächtigte. Ich

konnte nicht loskommen, las immer wieder und wieder. Wie bewegten sein Leid und seine Klagen mir die innerste Seele; durch ihn lernte ich die Natur kennen und verstehen. Seine Lieder in ihrem hohen Gedankenflug, so großartig und tief, hoben mich über diese Erde; sie schienen mir Klänge aus höheren Welten, und bewundernd staunte ich den Geist an, der sie geschaffen. — Damals gefielen mir besonders die Naturschilderungen, später habe ich auch die schmerzensreichsten Lieder ganz verstehen lernen; kein Ton derselben ist mir fremd geblieben; manchmal denke ich, vieles darin sei nur für mich geschrieben, ich könne den geheimsten Sinn herausfühlen.

Freitag morgens, während die beiden Frauen Jäger einen Besuch machten und ich, sie erwartend, auf und ab ging, kam er zu mir. Hier redete er zum erstenmal allein mit mir; nur durch seine große Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit konnte ich meine Schüchternheit überwinden. Er entschuldigte sich halb und halb, mir nach der ersten Unterredung, ohne meinen Namen zu wissen, seine Gedichte geschickt zu haben. Er fragte mich nach meinen Eltern, nach unsrer Art zu leben u. dgl. Auch Sonntag morgen, als ich mit der kleinen Marie, dem Töchterchen, spazieren ging, hatte er uns vom Spielsaal aus erblickt, gesellte sich zu uns und fragte nach deren Mutter, welche unwohl war. ‚Sie haben ihr durch Ihre Gedichte den gestrigen Tag recht verkürzt; ich habe ihr viel vorgelesen, ich darf nicht gerade sagen erheitert.‘ — ‚Nein, Heiterkeit ist der Charakter dieser Dichtungen nicht.‘ — ‚Aber Sie können doch auch heiter sein, ich sehe Sie oft lachen. Sie müssen manche Ursache haben, froh zu sein, Sie haben gewiß viele Freunde.‘ ‚Ja, aber es hat bis jetzt meinem Leben immer an einer Versöhnung gefehlt. So heiter wie in Baden war ich lange nicht, ich kam recht düster hier an. Sie sind mir eine so liebe Erscheinung. Sie haben im ersten Augenblick, durch Ihre bis jetzt noch nicht gesehene Weiblichkeit, einen so wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht.‘ — Auf der Spazierfahrt nach dem Ebersteiner Schloß, wozu ihn Tante eingeladen, war er oft lange Zeit still und in sich gekehrt. Er hatte Kopfweh, sah leidend aus; wie überlegte ich, womit ich ihn nur einen Augenblick froh machen könne. Sonntag

nachmittags in Lichtenthal blieb er nur kurz bei uns. Er hatte die Todesnachricht eines Freundes erhalten, des Grafen Alexander von Württemberg. Er war sehr erschüttert dadurch; dieser Freund habe in allen Lagen treu und fest an ihm gehangen. Ich gab ihm einen schönen einsamen Spaziergang an, der ihm wohlthun würde. — Ich konnte nur an seinen Kummer denken und der Tante, die sehr gesprächig war, kaum antworten.

Abends, bei der Musik, als er sich neben mich setzte, war ich so vergnügt, so vergnügt! Er sprach viel über Musik, ihren Einfluß auf ihn, wie sie seine Seele emporhebe, über Beethoven, dessen Symphonien, nannte sie das Größte, was es gäbe; wie bedeutungsvoll war jedes seiner Worte. Ich hörte still zu, sie klangen in mein Ohr wie höhere Musik. — Montags (8. Juli) sahen wir ihn nur ganz kurz in der Lichtenthaler Allee, und in zwei Tagen sollten wir gehen! Dienstag morgens reiste Marie Jäger mit ihren Kindern ab, er nahm Abschied von ihr und brachte ihr ein vierblättriges Kleeblatt. — Nach Tisch wollte er uns auf einem Spaziergang begleiten; es kostete mich einen harten Kampf, ihn zu bitten, es nicht zu thun. Abends während der Musik saß er lange neben mir. Es wurden Polkas gespielt, und der Regen strömte; er sagte: ‚Beglückend war mir Ihre Nähe. Wenn jemand imstande wäre, mich ganz glücklich zu machen, so sind Sie es. Liebe Marie! Sie haben mich ganz verändert. Ich rede sonst nicht leicht mit jemand von mir selber. Sie haben alles Herbe in mir gelöst, ich könnte Ihnen alles sagen.‘ Wie war mir? Ich wußte nicht, ob ich träume. Wohl war ich glücklich, aber mit Angst. Es war der Anfang eines neuen Daseins. Mittwoch, den 10., nachmittags reisten wir ab, er begleitete uns an den Wagen. Ewig seh' ich ihn vor mir, als ich, mich umkehrend, noch einen Blick auf ihn warf.

Wie anders kehrte ich zurück, als ich gegangen war. War es mir zu verdenken, daß dieser Mann einen so tiefen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte? Noch ganz erfüllt davon, teilte ich sogleich bei meiner Rückkehr alles meiner guten Mutter mit und verhieß ihr seine baldige Ankunft in Frankfurt. Dieselbe erfolgte schon am 16. Juli abends.“ — Aber erst am übernächsten

Tage kam Lenau zu seinem Vorhaben. „An diesem Donnerstag sprach er sich gegen meine Mutter aus. Er entschuldigte sein ungestümes Andringen an mich; der Wunsch einer näheren Verbindung habe dabei zu Grunde gelegen. Er böte mir alles an, was er besitze: seinen Namen, seinen Rang und eine unwandelbare Liebe. — Meine Mutter stellte ihm manches entgegen: daß sie ihn so gut wie gar nicht kenne und er wohl selbst einsähe, daß sie das Glück ihrer einzigen Tochter nicht in die Hände eines ihr ganz fremden Mannes legen könne; die Vermögensverhältnisse, indem ich nur wenig besäße; die Verschiedenheit der Religion, seinen Adel; daß ich ihm später nicht genügen werde, er mit Recht eine geistig begabtere Frau verlangen könne, ich nur einfach fürs häusliche Leben erzogen sei; ob seine Verwandten eine Verbindung mit mir auch gerne sähen; sie möge mich in keine Familie treten lassen, wo ich nicht gut aufgenommen sei. — Er suchte sie zu widerlegen, ich sei ihm recht, wie ich sei, er bedürfe nur meiner Liebe; sein Adel sei kein Hindernis, auch die Religion nicht; er stehe über und unabhängig von jeder einseitigen Auffassung der Religion (wie man aus seinen Dichtungen ersähe); ein Mann seines Alters habe nicht nötig, bei einer Heirat seine Verwandten zu befragen. Er habe übrigens nur eine Schwester, die sich seines Glückes freuen werde. — Kennen lernen solle und dürfe die Mutter ihn, doch gestand er ihr zu, daß, wie sie sich ausdrückte, Nahrungssorgen in jeder Ehe sehr nachteilig seien, für ihn doppelt, und er diesen Punkt zu ordnen suchen werde.

Nachdem er noch länger mit meiner Mutter allein geredet, erbat er sich eine Unterredung mit mir allein; ich stand vor ihm, bis ins Innerste bewegt. Er wiederholte, daß ich zu seinem Glück notwendig sei, er könne mich nicht mehr verlieren; wenn ihm dies mißlänge, so sei sein ganzes Leben zerstört, er sei dann geknickt für immer. Auf mich habe er seine Hoffnung, seine Zukunft gebaut. Vom ersten Moment an habe das klar vor seiner Seele gestanden; er habe keine Minute geschwankt, gerade auf sein Ziel sei er los geschritten, und er wolle und müsse es erreichen. Ich müsse ihm beistehen, auf seiner Seite sein und alles thun, um die Hindernisse, auf die er nicht gefaßt war, aus dem Wege zu räumen.

— Ich suchte, ihn zu beruhigen, es würde sich schon alles zum guten lenken lassen. Einstweilen sei er meiner und meiner Liebe gewiß und sicher. Mein ganzes Herz schüttete ich vor ihm aus; was ich in seinen tiefsten Falten bisher versteckt gehalten, brach nun hervor, und immer blieb der Grundton, daß ich nur für ihn leben wolle und sein Glück; wie ich vom ersten Moment an nachgesonnen, was ihn froh und glücklich machen könne. Dies freute ihn, das sei die geheime Sympathie; die Liebe sei der geheime Zug der Seelen gegeneinander; ich habe meine Bestimmung gefühlt." Er blieb bis Sonntags, machte zwischendurch aber einen Abstecher zu Mendelssohn nach Soden. „Sonntags, nachdem er mit Hillers auf dem Kirchhof am Grabe meines Vaters gewesen und von dem Verstorbenen ‚seinen Segen zu unserer Verbindung erfleht', bestürmte er in der Abschiedsstunde meine Mutter so mit Bitten und Vorstellungen, ihr Jawort zu geben, ohne die Gewißheit könne er nichts vornehmen, wäre unfähig zum Handeln, könne nicht fort, sie solle ihm doch vertrauen, daß sie nachgab und in Gottes Namen ‚Ja' sagte. Sie hatte ihn sehr lieb gewonnen und schenkte ihm das größte Vertrauen.

So schied er als mein Verlobter, was ein Geheimnis bleiben sollte — in vier Wochen hofften wir ihn wiederzusehen. — Er wollte in Stuttgart mit Herrn v. Cotta wegen des Verlags seiner Werke reden und dann in Wien das Nötige ordnen. — Auf diese letzte Unterredung bezieht sich der Brief, der nach acht Tagen aus Stuttgart einlief, und der meine Mutter vollends zu seinen Gunsten stimmte; wer so denkt und schreibt, dem kann ich mit Beruhigung meine Tochter anvertrauen, sagte sie. (In diesem Briefe vom 26. Juli nennt er die Stunde, wo sie ihre Einwilligung gab, die glücklichste seines Lebens). Wir antworteten ihm. Langsam verstrich mir die Zeit, aber ruhig ergab ich mich in das Notwendige."

Die schwerste Aufgabe, die Lenau zu lösen hatte, war die Vermögensfrage, über die bei „Emilie Reinbeck" das Nähere mitgeteilt ist. Aus dem Tagebuch der Stuttgarter Freundin und aus Lenaus Briefen empfängt man den Eindruck, daß sein Entschluß zu heiraten von vornherein feststand, als er Marie Behrends, die ihm wie eine Offenbarung aus einer andern, reineren Gefühlswelt,

als der, die ihn umklammert hielt, erschienen war, näher kennen gelernt. Er gestand Emilie Reinbeck, daß er sich in dieser Sache so sichtbar von Gott geführt und zu seinem Glück geleitet sehe, daß er auch die Kraft in sich fühle, selbst ohne materielle Hilfe (von Mariens vermeintlichem Vermögen) seinen eigenen Herd zu gründen und durch geistige Thätigkeit seine Zukunft zu sichern. Er verspüre schon jetzt besondere Lust und Freudigkeit zur Arbeit anrücken, wie sie nie dagewesen sei und in dem Glück der Ruhe und Häuslichkeit sich erst noch recht entwickeln werde. Er sei seines bisherigen unsteten zwecklosen Lebens längst überdrüssig, und seine Sehnsucht nach Weib und Kind sei oft über alle Beschreibung groß und dringend. Als er einst so zu Emilie Reinbeck sprach, konnte sie die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es jedenfalls gut für ihn sein möchte, wenn sein Herz, das der Egoismus in neuester Zeit etwas erkältet habe, sich für ein anderes erwärme, und er auch im Glücklichmachen sein eigenes Glück finden lerne. Er gab ihr darin vollkommen Recht, behauptete sogar, denselben Gedanken gehabt zu haben, und trennte sich von Reinbecks mit erleichtertem Gemüt und der erneuten Überzeugung — wie Emilie schreibt — daß wir als wahrhafte Freunde für sein wahres Wohl besorgt in treuer Teilnahme an ihm festhielten trotz seiner wunderlichen Sprünge. Er reiste dann zu Cotta und schloß mit ihm den Kontrakt ab. — Marie Behrends schreibt weiter: „Freitag, den 2. August, nach Tisch, schellte es, als ich die Thüre des festen Verschlages öffne, steht er da. Die Seligkeit dieses Moments läßt sich nicht beschreiben, sprachlos führte ich ihn ins Zimmer. Ich konnte mich nicht fassen, ich fühlte mich erhoben über die Erde, ihre Sorgen und Unvollkommenheiten; meine Füße schienen sie kaum mehr zu berühren. Wenn ich ihn ansah, ihm die Hand reichte, war ich vollständig, vollkommen glücklich und fühlte eine innere Befriedigung, wie sie uns gewiß nur in seltenen Momenten hienieden geboten wird. Meine steten Versicherungen, daß ich vollständig glücklich sei, mir gar nichts fehle, freuten ihn ungemein ... Er war hauptsächlich zurückgekehrt, um meiner Mutter seinen Vertrag mit Herrn von Cotta zu zeigen, durch welchen ihm für fünf Bände (bereits erschienen) 20,000 Gulden zugesichert waren. Er war sehr beglückt

darüber; auf dieser sicheren Grundlage gedenke er weiter zu bauen, die Mutter würde nun alle Bedenken aufgeben. Sie erklärte sich zufrieden. Mein Bruder Adolf, der ihn nun kennen lernte, schätzte ihn bald sehr hoch und sah in meiner Verbindung mit ihm nur Gutes.

Bei diesen Geldverhandlungen jetzt und auch schon früher, schon am ersten Tage, bedauerte ich, nicht reich zu sein, damit er sich mit solchen Sorgen nicht plagen dürfe, worauf er stets erwiderte, er habe ja gleich meiner Mutter gesagt, er habe nicht nach meinem Vermögen gefragt. Dies seien ihm keine bekümmernden Sorgen; im Gegenteil, es werde sehr gut auf ihn einwirken, für jemand zu leben und zu sorgen, dies habe ihm ja bisher gefehlt. — Jetzt beklagte ich sehr, daß er eigentlich meinetwegen sich um alle diese Dinge bekümmern müsse, da wiederholte er öfters, er habe keine drückenden Gedanken, die Arbeit sei ihm leicht, und jetzt, wo er einen Lebenszweck habe, werde sie ihm noch viel leichter werden. Wenn die Mutter noch hie und da Bedenken äußerte, sagte er: ihm sei nicht bang, er werde doch so gut etwas verdienen können, wie jeder andere. Er fühle seine Kraft. Jetzt ergreife er das Leben wieder mit Freudigkeit, ich gebe ihm seine Jugend wieder. Es sei auch gerade ein großes Werk fertig, auch habe er noch viele Pläne und Entwürfe, die sich ohne große Mühe ausarbeiten ließen. Dann wolle er etwas fürs Theater schreiben. Viel erzählte er von der ungeheuern Beredsamkeit, die er bei Cotta entwickelt, wie gern dieser zu seinem Glück etwas beigetragen, und dem schönen Strauß, den er auf seinem Teller gefunden."

Seiner getreuen Freundin in Stuttgart schrieb er: „Frankfurt, den 5. August 1844. Liebe Emilie! Heute wurde meine Verlobung mit Fräulein Marie Behrends hier bekannt gemacht. Morgen reise ich nach Stuttgart und Wien, um desto bälder wieder zurückzukehren zu meiner Auserwählten. Sie wird mir mit jedem Tage teurer. Über mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte. Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens. Segnen auch Sie mich, liebe Emilie! mehr als jemals fühle ich, wie nahe Sie meinem Herzen stehen.

Tausend Grüße meinem vielgetreuen teueren Reinbeck, Vater und Schwestern. Ich kann diesmal nicht weiter schreiben. Die Verwandtschaft ist groß; sie rankt von allen Seiten um mich herum; doch ist sie mir wert und willkommen; denn in allen Zweigen der Familie blüht mir Freundlichkeit und Liebe entgegen."

Marie erzählt weiter: „Bei diesem zweiten Besuch war er sehr viel bei uns. Es waren für mich Tage des reinsten Glücks; täglich schien meine Liebe für ihn zu wachsen. Ich fühlte mich als seine Braut so erhoben, so beglückt. Immer mehr schlossen sich unsere Seelen aneinander an, er immer herzlicher, inniger, zutrauensvoller und heiterer. Alle unsere Gespräche führten auf unsere Bekanntschaft in Baden zurück; es sei eine Fügung Gottes, überall sehe er Gottes Finger. Ohne das Zureden eines Herrn im Omnibus wäre er in einem andern Gasthof eingekehrt, hätte mich vielleicht nie gesehen. ‚Du bist mir von Gott bestimmt; hätte ich Dich vor zehn Jahren kennen lernen, mein ganzes Leben wäre anders geworden. Aber so ist's auch gut; auf einem steilen Pfad bin ich zu einem schönen Ziele hingegangen.' Die Scheu, die seine geistige Überlegenheit mir einflößte, war überwunden; ich trat immer mehr aus mir selbst heraus, fragte ihn, neckte ihn, sagte oft, ich könne nicht begreifen, warum er mich liebe? Was ist da viel zu begreifen, es ist so, ich bedarf nur Dein Herz. Meine Marie, meine Poesie und die Musik! — Deine Seele liegt wie ein klarer Spiegel vor mir, ich will aber schon alles hervorziehen, was da verborgen liegt. — Sie ist oft so still (häufig redete er in dieser Weise zu mir), ich werde sie aber schon reden machen! — — Wenn eine gewiß natürliche Zaghaftigkeit ihm gegenüber mich dennoch befiel, redete er so liebe, liebe Worte, sagte: ‚Wenn ich die Treppe heraufgehe, habe ich eine Vorahnung der Zukunft; es wird schon werden, sehr schön, da wirst Du mir entgegenkommen, wie jetzt auf mich gewartet haben.' Ein anderes Mal sagte er, wie er in Baden Fragen an mich gerichtet, mit dem Wunsch, so oder so möge ich antworten; es solle Glück bedeuten, wenn ich die richtige Antwort gäbe. Wie er mich beobachtete, meine Neigung und ihr Wachsen, sich vorgenommen habe, bis zu einem gewissen Punkt mit mir zu kommen, ich es ihm erschwert, durch meine große Zurückhaltung. Da machte

ich ihm Vorwürfe über seine Hinterlist, und daß er mich so ausgespäht. Herzlich lachte er alsdann und sagte: ‚Du bist ein dummes Kind, aber beschreibe mir, wie Dir's zu Mute war. Herzerl! Poetenbraut! Das hört sie gern.' Auch das Gewöhnliche und Alltägliche erhielt bei ihm einen anderen Ton, als bei anderen Menschen. So saß ich stundenlang neben ihm, seine Worte, seine schöne melodische Stimme klangen an mein Ohr; er sagte mir manches über sich, was er noch niemand gesagt. —

Hat er da nicht eine Fülle großer Gedanken gegen mich ausgesprochen? Es offenbarte sich mir der ganze Reichtum seines Herzens und Geistes; alles Edle, Große und Schöne, was in ihm lag. — Treu habe ich es bewahrt.

Er blieb bis Dienstag, den 6., abends. Einen Spaziergang machte ich mit ihm, wo er sehr vergnügt war. „Wie ein guter Genius geht sie an meiner Seite."

Diese einzig schönen Tage verstrichen. Er empfahl mir, heiter seine Rückkehr zu erwarten, tröstete mich mit liebevollen Worten über seine Abwesenheit, scherzte mit der Mutter, er wolle mich mitnehmen, ich sei zu betrübt. Endlich riß er sich los, er schied — ohne Wiederkehr! —"

Lenau reiste nach Wien, um seine Familienpapiere zu erlangen, deren er zur Heirat bedurfte. Wie Sophie Löwenthal ihn empfing, wie sie ihn zu beeinflussen verstand, wie seine Verwandten sich gegen die beabsichtigte Verehelichung stemmten — das alles ist früher an passender Stelle erwähnt. Als Lenau sich in die Nähe der Wiener Frau begab, stand es bei ihm fest, die ersten Wochen seiner Ehe mit Marie in Baden-Baden allein zu verleben, dann fürs erste in der Vaterstadt seiner Gattin zu wohnen, später aber sich wahrscheinlich in Stuttgart dauernd niederzulassen, da „er vor einigen Jahren auf keinen Fall nach Wien könne und wolle," sagt Emilie Reinbecks Tagebuch. „Er zeigte deutlich in seiner großen Hast und Eile, die Verbindung mit Marie abzuschließen, daß er jeder Einwendung und Störung seines Planes damit begegnen wolle. Was wir indessen von der Braut hörten, war insofern beruhigend, als ihr Charakter und Gemüt allgemein sehr gelobt wurden, und ihre Vermögensumstände durch die nahe Aus-

sicht auf eine reiche Erbschaft sich wenigstens für die Zukunft vorteilhaft herausstellten. Es kam also vorzüglich darauf an, daß seine Neigung tief genug war, um bei etwaigen Schwierigkeiten unerschütterlich zu bleiben und eine tüchtige Probe bestehen konnte." Lenau, unter dem dämonischen Einfluß Sophiens, hat diese Probe nicht bestanden. Er vergaß, was er aus freiem Entschluß Marie gesagt: daß er in Frankfurt mit ihr wohnen, daß er sie nicht von ihrer Mutter trennen wolle, er gönne ihr das Glück, noch eine zu besitzen. Marie fügt bei, „später scheinen sich seine Ansichten hierüber geändert und er sich für Stuttgart bestimmt zu haben, Wien stets verwerfend." Lenau entschied sich, als sein Wille sich dem Sophiens wieder untergeordnet hatte, in völlig entgegengesetztem Sinne. Auch die Vermögensverhältnisse waren durchaus nicht so ungünstig gemischt, als man nach den Ansichten der Wiener glauben könnte. Über diese Frage, die bei seiner Brautfahrt eine so wichtige Rolle gespielt, und über die schöne Offenheit, mit der Mariens Mutter dem Brautwerber ihre wirtschaftlichen Verhältnisse klarlegte, wie endlich auch darüber, daß der stürmische Lenau der Mutter das Jawort zur Verlobung mit Marie gewissermaßen entrissen hat, liest man in Mariens Tagebuch an anderer Stelle einen längeren Passus, den sie Ende des Jahres 1875 nachgetragen hat, als sie in einigen Lenau-Biographien eine falsche Darstellung des Sachverhalts fand. Bis zum Sommer 1874 — also fast ein Vierteljahrhundert hindurch — hatte sie eine unüberwindbare Scheu, Lenau-Biographien zu lesen. Sie schreibt: „Als Niembsch meiner Mutter seine Wünsche kundgab (er endete mit den Worten: ‚Gottlob, jetzt ist's heraus und mir wieder leicht'), ließ sie ihn ganz ausreden, machte ihm aber sogleich mancherlei Einwendungen und sagte wörtlich: ‚Meine Tochter ist mit ihrer Tante, der Frau Jäger gereist, die als reiche Frau allgemein bekannt ist, dies hat Sie vielleicht veranlaßt zu glauben, sie sei auch reich; dem ist nicht so.' Er unterbrach sie rasch mit den Worten: ‚Ich habe ja nicht darnach gefragt'. — ‚Das glaube ich Ihnen schon,' fuhr sie fort, ‚Sie haben sich bisher um Geldangelegenheiten wohl wenig bekümmert, aber glauben Sie mir und meiner Erfahrung, Nahrungssorgen sind das Grab des Glücks in jeder Ehe,

bei Ihnen aber doppelt; dies kann ich Sie, so kurz und wenig ich Sie kenne, versichern. Sie müssen einigermaßen sorgenfrei leben.' Er gab dies zu und sprach davon, mit Cotta wegen seiner Werke zu reden. So viel ich mich erinnere, sagte er, Cotta habe ihm nur sehr wenig gegeben, und er würde doch wohl Ansprüche auf etwas Bedeutendes machen können, es würde sich gewiß alles zu ihrer Zufriedenheit gestalten.

Als meine Mutter inne ward, wie tief er verstimmt war, suchte sie ihn aufzurichten. Es sei ja noch gar nicht alles für ihn verloren, es könne ja noch gut werden. Sie habe es für Pflicht gehalten, ihm gleich zu sagen, ich sei nicht reich, aber immerhin besäße ich ein kleines eigenes Vermögen, Vermächtnis einer Tante. Sie würde eine einfache Ausstattung hinzufügen. — Ich sei äußerst einfach erzogen, mache keine Ansprüche, verstände einen Haushalt zu führen und könne mich in alles schicken. ‚Freilich weiß ich nicht,' setzte sie hinzu, ‚wie Sie gewohnt sind zu leben; man kann mit wenigem auskommen und auch viel brauchen.' Er versicherte, er mache keine Ansprüche und habe keine großen Bedürfnisse.

In den folgenden Tagen drang er mit Bitten in meine Mutter, sie möge ihre Einwilligung geben. Sie schlug es ab. Eine solche Sache ginge nicht so schnell, wie er geglaubt, sie müsse sich mit ihren Verwandten beraten; die Zustimmung des ältesten Bruders meines Vaters sei nötig. Erst in der Abschiedsstunde rang er ihr das Jawort ab, wie ich schon beschrieben.

Meine Mutter besprach auch mit ihm, was ungefähr zum Leben nötig sei, und gab ihm nochmals zu bedenken, daß von den Zinsen seines zwar schönen Kapitals und des meinen kein Haushalt zu führen sei und ihm *vorerst* die Aufgabe zufiele, noch etwas dazu zu verdienen, später werde dies weniger nötig; doch er blieb voll Zuversicht auf die Zukunft und voll Mut. Er hätte mit Umsicht und ruhiger Überlegung gehandelt und sein Ziel auf richtigem Wege und mit klarer Einsicht zu erreichen gesucht. —

Gleich am Tage nach seiner Ankunft sagte er: ich solle ihm glauben, er werde mehr verdienen, als die Mutter für notwendig erachte. Nach verschiedenen Seiten ständen ihm Wege offen. Bis jetzt habe ihm oft nichts daran gelegen, zu erwerben, aber jetzt sei

es anders, und was er einmal in seinem Leben gewollt, habe er ganz gewollt. Voll Besorgnis um ihn, wiederholte ich, wir hätten zu unserm Glück nicht so viel nötig, ich wenigstens lege auf die äußeren Dinge keinen Wert; er dürfe sich nie anstrengen, nicht abmühen oder mit Sorgen plagen. — — Da suchte er mich wieder zu beruhigen und scherzte über meine unnötigen Thränen.

Auch in seinen Briefen spricht sich keine Unruhe aus, im vorletzten eine Verstimmung, weil ihm etwas nicht nach Wunsch ginge. Ich antwortete, wie mein Herz es mir eingab, und habe wohl den richtigen Ton getroffen, dies zeigt sein letzter Brief vom 27. September. Auch Frau v. Reinbeck bestätigte dies später, mein Brief habe ihn beruhigt, und er habe öfter wiederholt, ich verstände ihn ganz. —

Bei unserer Anwesenheit in Stuttgart 1845, wo Frau von Reinbeck meiner Mutter vieles über die Krankheit mitteilte, hob sie seine pekuniären Sorgen nicht hervor, sondern stellte sie mehr als Krankheitssymptom, denn als Krankheitsursache dar. Aus ihren Aufzeichnungen, die ich nun (Ende des Jahres 1875) gelesen, ersieht man, daß sich Niembsch wohl Sorgen machte. Es ist mir dies ein neuer, schwerer Kummer, ein Gedanke, der mich beständig verfolgt und peinigt. Doch traten diese Sorgen zumeist *nach* der Lähmung im Gesicht auf. Medizinalrat Schelling sprach wiederholt gegen uns die Ansicht aus, der Schlag äußerlich habe Zusammenhang gehabt mit innerlichen Erschütterungen. — Die Biographen übersehen dies; sie stellen manches in anderen Zusammenhang und scheinen bei ihren Bemühungen, die Ursachen der Krankheit zu ergründen, manches unrichtig aufzufassen. Ihre mich tiefverletzenden Ansichten und Urteile vermag ich jetzt nach so langen Jahren nicht mehr zu berichtigen. Was mich einigermaßen beruhigt, ist, daß Frau v. Reinbeck in vielen Punkten ganz mit mir übereinstimmt. Zur weiteren Rechtfertigung der Handlungsweise meiner Mutter dient, daß sie nicht nur auf eine Verbesserung ihrer Vermögensverhältnisse mit Sicherheit hoffen durfte (welche Hoffnung ja auch vollständig in Erfüllung ging), sondern auch die öfter wiederholte Zusage meines Onkels, mir bei einer etwaigen Verheiratung *sogleich* eine gewisse Summe geben zu wollen.

Mehr als hierauf hindeuten mochte sie nicht, besonders da mein Onkel damals auf seinem Landgut in der Wetterau lebte, und er sich noch nicht bestimmt ausgesprochen hatte."

Am 9. August, also kurz bevor Lenau von Stuttgart nach Wien ging, schrieb er folgenden Brief an Marie: „Meine geliebte Braut! Was hast Du an mir für Wunder gethan! Ein längst begrabener Friede, eine innige Freude am Leben und der heiterste Mut, ihm wieder recht lebendig und kräftig anzugehören, alle diese guten Genien hast Du mir aus ihren Gräbern heraufbeschworen, und nichts Schmerzliches ist in meinem Herzen geblieben, als die Notwendigkeit, mich jetzt von Dir zu entfernen. Deine Begegnung in Baden war der letzte Versuch, die letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes an mich, ob ich noch vor meinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle? Aus Deinen lieben Augen leuchtete mir die entscheidende Frage in die innerste Seele, und ich sprach ein herzhaftes Ja!

Du bist mein unabläßiger wonniger Gedanke. Ich liebe Dich über allen Ausdruck! O meine Marie! Gern hätte ich noch einen Brief von Euch hier erhalten; doch werde ich, wie es scheint, ohne diese Labung fortmüssen. Nur der heutige Abend könnte sie mir noch bringen.

Morgen früh um 4 Uhr reise ich nach Wien. Cotta ist noch in Dotternhausen [Cottas Gut]. Ich habe an ihn geschrieben und das Nötige hier bestellt. Heute gehen meine Gedichte in neuer und vermehrter Auflage mit dem Postwagen an Dich ab. Ich empfehle Deiner Aufmerksamkeit besonders die Waldlieder am Schluß des zweiten Bandes. Meinen Liedern wird es wohl werden in Deinen Händen, weil das Herz, das sie gesungen, jetzt und auf immer Dein ist.

Deinen Herrn Onkel Philipp möge in religions-kriegerischer Hinsicht beruhigen, daß ich mit einem eifrigen Katholiken nichts gemein habe, als einen Marienkultus, den ich aber auf meine Weise zu feiern gedenke. Leb' wohl, Du meine liebe, herrliche Braut! Grüße herzlichst Deine edle, vortreffliche Mutter und Adolf, den ich wie meinen Bruder liebe. Dein Niembsch."

Am 14. August war Lenau wieder in Wien. Seine Braut

hatte keine Ahnung, welche Bande dort seiner harrten. Und er selbst hütete sich wohl, das Geringste davon in seinen Briefen verlauten zu lassen. Er bestärkte seine Marie vielmehr in ihrer Seligkeit mit holden Worten. Er schrieb am 18. August 1844: „Meine geliebte Braut! Schönsten Dank für Deine beiden lieben Briefe. Sie haben mir das beglückende Bewußtsein bestärkt und erhöht, daß Dein Herz mir gehört. Dieser große und geheiligte Besitz hat mir das Erdenleben, dem ich schon in einem hohen und bedenklichen Grade entfremdet war, wieder zum heimatlichen Boden umgewandelt, wo ich fortan rüstig und freudig schaffen und wirken und Dir immerdar Liebe und Ehre weihen will, so lang ich lebe. — Den 14. August bin ich morgens 6 Uhr hier angelangt. Leider ist der Mann, der meine Papiere in Verwahrung hat, auf 8 Tage nach Steiermark verreist, wodurch der Betrieb meiner Angelegenheiten eine mir höchst peinliche Verzögerung erleidet, doch wird der sehnlich Erwartete wahrscheinlich in den nächsten Tagen wiederkehren und dann alles Nötige von mir mit größtem Nachdruck besorgt werden." Seinem Schwager, Dr. Adolf Behrends, der als Advokat in Frankfurt lebte und Lenau zur Erledigung der juristischen Formalitäten hilfreich zur Seite stand, schrieb er u. a., daß Mariens Zeilen ihm in diesen Tagen des Formalitätsdienstes wie eine himmlische Erquickung kämen.

Ein ebenfalls wertvoller Brief Lenaus an seine Braut ist der vom 29. August aus Wien datierte, doppelt wertvoll, wenn man bedenkt, aus welcher Gefühlsatmosphäre er stammt: „Meine geliebte Braut! Mehr als die volltönendste Lobrede eines Kritikers haben mich Deine freundlichen Worte über meine Gedichte erfreut und erhoben. Diese erhalten für mich eine neue Sanktion und Weihe, wenn sie einer so reinen und hohen Seele gefallen, wie die Deinige. Wenn mein Geist unter Stürmen und rauhem Unwetter des Geschicks gleichwohl manche Blume getrieben hat, die das deutsche Volk an seine Brust gesteckt, so wird er in glücklicher Zukunft unter dem milden und schönen Himmel Deiner Liebe noch Gedeihlicheres hervorbringen. O, wie sehne ich mich nach den Tagen, die ich an Deiner Seite, in herzinnigem Zusammenschluß unserer Seelen leben werde. Wie steht das liebe

Baden gepriesen und gesegnet in meiner Erinnerung! Obgleich kein Kurgast im physischen Sinne des Worts, war ich doch auch ein solcher in anderer Weise, und ich habe dort meine Heilquelle gefunden in dem ersten leisen Geflüster Deiner Neigung. Liebes Baden! Liebe Marie!

Bald reise ich von hier ab; schreibe mir also nicht mehr hierher, sondern nach Stuttgart (Abgabe des Briefes bei Hofrat von Reinbeck). Das Zeugnis der ungarischen Hofkanzlei wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, in wenigen Tagen an mich ausgefolgt werden. Noch muß ich wandeln über hartes Geröll und durch wüstes Gestrüpp von mancherlei Formalitäten, ich muß den Cherub an der Pforte meines Edens, der mir bald als Kanzlist, bald als Pfaff mit der Amtsmiene entgegensteht, mit vergilbten Papieren begütigen und zum Einlaß bewegen; doch drinnen stehst ja Du, Geliebte, und ich lasse mir darum die kleinen Plagereien gern gefallen. Leb wohl, meine Marie. Doch noch eins muß ich Dir sagen.

Es naht der 7. September*). Mäßige, ich bitte Dich dringend, die Macht Deines gerechten Schmerzes. Mir bangt vor dessen Wirkung auf Deine Gesundheit. Die Todesfeier Deines geliebten Vaters wirst Du nicht unwürdig begehen, wenn Du dem Andrang Deines Schmerzes am teuren Grabe Gedanken an unsere Zukunft entgegenhältst, einer Zukunft, die gewiß mit dem Sinne und den Wünschen des Verewigten übereinstimmt. Nicht Abweisung Deines Schmerzes, denn er ist schön und gerecht, nur Mäßigung erbitte ich von Dir, als Dein Verlobter. Grüße schönstens Deine hochverehrte Mutter und Deinen lieben Bruder. Dein Niembsch. — Ich habe unterdessen meine Schwester Therese besucht und mit meiner Nachricht ganz die Aufnahme gefunden, wie ich sie erwartet hatte. Sie grüßt Dich mit innigster Schwesterliebe." — Daß Lenaus Schwager, Schurz, durchaus nicht der geplanten Hochzeit zustimmte, ist bereits erwähnt. — Von Interesse ist ferner der letzte Brief Niembschens an Emilie Reinbeck.

„Wien, den 5. September 1844. Liebste Emilie! Seit dem

*) Der Todestag ihres Vaters.

14. August bin ich hier und, obgleich in beständiger Bemühung um die nötigen Dokumente, noch zur Stunde nicht fertig damit. Dieser Kampf mit allerlei Formalitäten wäre mir lästig, wenn nicht der Preis ein so schöner wäre, und wie ich hoffe und fest glaube, ein für den Rest meines Lebens sehr beglückender. Marie, meine liebe Braut, ist eine tiefsinnige und bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Gott erhalte sie mir lange. — Ich habe noch manches hier zu besorgen, doch in der nächsten Woche, um den 12. September herum, reise ich ab, um etwa acht Tage bei Euch geliebten Freunden in Stuttgart zu bleiben und dort mit Cotta einiges über Geschäfte ins reine zu bringen. Dann eile ich nach Frankfurt und binde mich fürs Leben — an das Glück. . . . Mitten in meinen Heiratsbetreibungen hat mich die poetische Stimmung überrascht. Eine neue und wohl gelungene Don Juan-Scene ist in diesen Tagen entstanden. Seltsam, daß ich in meiner gegenwärtigen Stimmung, die ganz auf treue Begründung eines in sich selbst zufriedenen Bundes gerichtet ist, an Don Juan arbeiten konnte. Gewiß wirkte der Kontrast!"

Nicht minder hoffnungsfreudig und seelenfroh als der Brief vom 29. August klingt der nächste vom 9. September, der letzte, den Lenau unter dem persönlichen Einflusse Sophie Löwenthals an Marie schrieb. Auch dieser Brief ist ein Beweis nicht nur für des Dichters tiefe, rastlose Sehnsucht nach Ruhe und Frieden des häuslichen Herdes, an dem Marie walten sollte, sondern auch dafür, daß ihm dieser heiße Wunsch selbst nicht von einer so rücksichtslos auf sich selbst bedachten Gewaltnatur wie Sophie Löwenthal entrissen werden konnte. Auffallend ist ferner auch der Unterschied der ganzen Stimmung zwischen den Briefen Lenaus an Marie und denen an Sophie: hier leidenschaftliche Unruhe und Unrast, dort tief ruhige, man möchte sagen: in sich selbst gesättigte Leidenschaft, hier Wanken und Schwanken, dort Klarheit und Wahrheit. Der Brief lautet: „Meine geliebte Braut! . . . Wenn daher, wie es geschehen ist, mir von meiner obersten Landesbehörde in aller gesetzlichen Form beurkundet wird, daß meiner Vermählung kein Hindernis entgegenstehe, so dürfte der Frankfurter Senat solches

wohl auch als genügend erachten. Sollte ich in dieser Erwartung mich getäuscht finden, so bin ich entschlossen, mich mit Dir, meine liebe Braut, anderswo trauen zu lassen. Nächsten Donnerstag, das ist den 12. September, reise ich von hier nach Frankfurt ab. O, wie leid thut es mir, daß ich mir Deinen nächsten Brief nach Stuttgart erbeten habe; wie spät erhalt' ich ihn durch die unerwartete Verzögerung meiner Abreise und meine irrende Verfügung! In Stuttgart werd' ich nur wenige Tage verweilen, bis zur Beendigung eines Druckgeschäfts mit Cottascher Buchhandlung und einer nötigen Anordnung meiner Vermögenssachen. Dann trete ich wieder über die stille und geliebte Schwelle in der Buchgasse, wo mich die Freude und das Glück meines Lebens erwarten in Deiner lieben Gestalt, o mein Herzerl!

Nun ist der traurige Septembertag Dir auch vorübergegangen, und ich hoffe, von Dir nicht minder freudig als liebevoll empfangen zu werden. Viel hab' ich mich in diesen Tagen mit Vergegenwärtigung und Ausmalung unseres Zusammenlebens beschäftigt. Ich werde meine Welt in meinem Hause finden, und die Stimme meines alten Josephus Guanerius und meine eigene werden Dir gar oft und anhaltend im Ohre tönen und wenigstens die letztere, wie ich mir schmeichle, auch im Herzen. Übrigens habe ich die herrliche Geige neu bezogen, und vielleicht wird sie in Deiner Nähe noch lieblicher klingen und Dir gefallen. Spiele nur fleißig Klavier, liebste Marie! ich freue mich sehr auf unsere Sonaten. Spielen, Lesen, Sprechen und durch alles immer lieben, schönes Leben! Grüße mir Deine verehrte Mutter und Deinen lieben vortrefflichen Bruder, meinen teuren Schwager und Freund auf das allerschönste. Leb' wohl, meine liebe, liebe Marie! Dein Niembsch."

Die verschiedenen Unfälle, die Lenau auf seiner Rückreise von Wien nach Stuttgart erlitt, erschienen ihm als düstere Vorbedeutung für den Schritt, den zu unternehmen er im Begriffe war. Im Gegensatz zu Lenaus eigenen Worten berichtet Emilie Reinbeck, daß nicht nur die Wiener Freunde und Schurz, sondern auch Therese, des Dichters Lieblingsschwester, von der beabsichtigten Heirat Niembschens wenig erbaut war. Seiner Braut schrieb er am 22. September:

„Geliebte Braut! Eines kleinen Unwohlseins wegen habe ich

erſt den 15. von Wien abreiſen können. Die Reiſe hierher war eine der unangenehmſten, die ich je gethan. Eine Reihe von Hemmungen und Widerwärtigkeiten mancher Art verfolgte mich von Ort zu Ort. Laß Dir erzählen, liebes Herz! — Die Donaufahrt von Wien geht, oder ſollte wenigſtens gehen, Tag und Nacht bis Linz. Ich fuhr den 15., Sonntags, von Nußdorf bei Wien um 9 Uhr früh ab. Den erſten Tag ging es bei ſchönem Wetter trefflich vorwärts, doch ſchon am zweiten Tag 3 Uhr morgens mußten wir Nebels wegen 4 Stunden ſtillſtehen. Darüber ward es 7 Uhr, und wir fuhren etwa noch zwei Stunden weiter und kamen an ein kleines, ſchön gelegenes Dörflein, Namens Nicolai, wo wir Halt machen mußten. Dieſes liegt nicht weit unterhalb jener berüchtigten Stromſtelle, die man den Strudel nennt. Der Strominſpektor hatte ſein wehrendes Zeichen vom Ufer aus gegeben, und wir ſtanden abermals ſtille. Die Gegend war zwar ſehr hübſch, und ein junger phlegmatiſcher Ruſſe zeichnete ſie mit großem Behagen und ganz unangefochten von dem Verdruß des Aufenthalts auf ein Blatt. Die übrige Geſellſchaft aber ward ungeduldig; das half nichts. Es wurden, ſo hieß es, Schiffe von oben erwartet, und um eine gefährliche Begegnung in der Stromenge zu vermeiden, mußten wir bleiben, bis ſie vorüber wären. Wir ſtanden und harrten bis 1 Uhr, vier volle Stunden. Es war nur ein Schiff vorübergefahren, der Strandmeiſter erklärte endlich, überzeugt, daß kein weiteres herabkommen würde, wir dürfen fahren. Endlich ging es weiter, doch waren wir kaum über eine Felſenecke in der Krümmung des Fluſſes hinübergebogen, ſo kamen uns zwei lange hintereinander gebundene, mit Granitſteinen belaſtete Schiffe gerade an einer Stelle entgegen, wo der Strom, von Bergen geklemmt, ſehr enge und klippenvoll, ſein Lauf ſehr reißend iſt. Die Steuerleute erſchraken und riefen: ‚Jeſus, Maria! jetzt kommen da Schiffe daher!‘ Die Gefahr war groß. Auf beiderſeitigen Schiffen wurde mit äußerſter Anſtrengung gearbeitet, um ſie auseinander zu halten; ein Zuſammenſtoß, und alles wäre unrettbar verſunken. Die Boote fuhren nur zwei Zoll weit entfernt aneinander vorüber. Es ging glücklich vorbei und durch. In den Momenten des bedenklichen Nebeneinander herrſchte auf beiden Schiffen die feierliche Stille

der Todesnähe. Nachdem wir entkommen waren, wünschte der Kapitän der ganzen Gesellschaft Glück zu ihrer Rettung. Nun ging es weiter, das Wetter ward schlecht, der Abend dunkelte, die Nacht verfinsterte sich so dicht, daß kaum eine fabulose Andeutung der Ufer sichtbar blieb, und ich nicht begreifen konnte, wie man in solcher Dunkelheit steuern könne. Endlich begriffen es die Steuerleute selbst auch nicht mehr; denn plötzlich scharrte und rasselte das Schiff, und wir saßen fest. Jetzt galt es, flott zu werden. Eine Schar reisender Schiffsknechte, etwa 30 an der Zahl, befand sich an Bord und mußte natürlich sich sogleich in vollste Bewegung setzen. Die starken Männer arbeiteten furchtbar; vergebens, das Schiff lag still und fest, wie verbissen in die Sandbank. Das war um zehn Uhr abends geschehen, kaum eine Viertelstunde vor Linz. Mich ergötzte die Scene auf dem Verdeck in hohem Grade. Es war ein prächtiger Anblick, die starken und rohen Mannesgestalten, beleuchtet nur von der kümmerlichen Schiffslaterne, aneinander gereiht, am Schiffstau, jeden mit der letzten Kraft zerren zu sehen, auf Kommando des Leitenden, im strengsten Takt und mit polterndem Gestampf der gewaltigen Füße. Ich konnte dem Gelüst nicht widerstehen mitzuarbeiten, und der allgemeine Eifer war so ansteckend, daß ich es an zwei Stunden aushielt, mit aller Anstrengung am Seil zu zerren, um das Schiff zu schieben. Da war es zwei Uhr geworden. Ich legte mich und schlief ungeachtet des Tumults von oben herrlich. Erst um sieben Uhr ward das Schiff flott. Wir fuhren nach Linz. Dort blieb ich den Tag über und die Nacht. Den folgenden Mittag fuhr ich von Linz im Eilwagen nach Salzburg. Ein sehr unzierlicher Kapuziner saß neben mir im Coupé, ein äußerst unangenehmer Nachbar. Er mochte den Ketzer in mir wittern; denn er trat mir von Zeit zu Zeit auf den Fuß, wenn ich eingeschlafen war. Mein Schelten half nichts, der Plumpe trat wieder. Endlich schlief auch er ein, und da die katholische Kirche seit lange sich eines gesunden Schlafs erfreut, so schlief auch mein Pfaffe so fest, daß er nickend sein Käpplein verlor. Mein Fuß und Herz freuten sich über diesen Unfall des ungeschlachten Mönchs; da saß der geschorene Tropf und fror, und ich lachte von Herzen. Den anderen Tag früh

kamen wir nach Salzburg. Es freute mich, daß mir mein Kapuziner kein juckendes Andenken mitgegeben hatte. Er blieb, und ich fuhr sogleich weiter im Eilwagen nach München, wo ich um zehn Uhr abends eintraf. Am nächsten Tag trug mich die Eisenbahn nach Augsburg; von dort der Eilwagen nachtdurch nach Ulm, und mittags, gestern, bin ich hier angekommen. Dein lieber Brief lag auf meinem Tische, ich verschlang ihn mit Aug' und Seele. Heute bin ich bereits bei Cotta gewesen, um eine wichtige Angelegenheit, von der ich Dir mündlich sprechen werde und nach deren Beendigung ich dem Glück des Wiedersehens zueile, zu verhandeln. O, wie freue ich mich auf dieses! O liebe, herzlichste Braut, wie freu' ich mich auf Dein Angesicht!

Lebe wohl, grüße die Mutter, die hochverehrte, und den lieben Bruder Adolf herzlich. Dein Niembsch."

Wie kindlich froh, wie beseligt klingt dieses Schreiben aus! Wir besitzen aus dieser schweren Zeit Lenaus nicht viele Briefe, die auf einen so leichten freudigen Ton, welcher hier und da von einem feinen Humor durchklungen wird, gestimmt ist. In der That: Lenaus gewitterbeängstigte Seele atmete einen erfrischenden Odem ein, wenn sie in der Erinnerung an seine „marienmilde, seelenedle" Braut schwelgte: „so schön, so reich, so herrlich war dies Lieben." Schon am nächsten Tage, am 23. September, fliegt abermals ein trautes Blatt von Stuttgart nach Frankfurt in die Buchgasse: „Geliebte Braut! ... Ich hab' ein großes Verlangen nach Deinem Anblick; er soll mir manche Stelle heilen, die ich mir in dem vielbewegten Treiben der letztern Zeiten wund geritzt. Gottes Auge weile auf Dir, Du schöne Blume in seinem Garten, und er tränke Dich mit dem reinsten und erquickendsten Tau seiner Segnungen! Leb' wohl, meine Marie! Dein Niembsch."

Und mitten in die Vorbereitungen zu seiner endgültigen Vereinigung mit der harrenden Braut, die von dem Dämon, welcher in Lenaus Leben sich eingenistet, nicht die geringste Kenntnis hatte, mitten in diese Glückesahnung und in diesen Freudenglanz brach jener wüste Graus, der mit einem Schlage die seligste Hoffnung zweier Liebenden unter seinen Schutt und Moder begrub und die Welt um einen gottbegnadeten Dichter ärmer machte.

Marie schreibt über ihr Leben von dem Augenblicke an, als Lenau von Frankfurt wegging, um über Stuttgart nach Wien zu reisen: „Seine Abwesenheit ertrug ich in dem Gedanken an seine Rückkehr. Er schrieb mir, nicht sehr häufig. Seine Briefe blieben sich gleich an Liebe, ich konnte keine Veränderung seiner Gesinnung darin wahrnehmen. Andere werden es wohl auch nicht. (Am 20. September kam er nach Stuttgart zurück.) Im letzten Brief ließ er mich seine baldige Ankunft hoffen — ich hoffte von Tag zu Tag, bald, er würde schreiben, bald, er würde mich überraschen. Bange Ungeduld ergriff mich.“ Da erhielt Marie am 8. Oktober folgendes Schreiben von Emilie Reinbeck aus Stuttgart: „Eine langjährige Freundschaft für Ihren lieben Bräutigam giebt mir das schöne Recht, mit dem warmen Interesse an seinem Schicksal auch das Ihre, insofern es sich mit dem meinen verbunden hat, in den Kreis meiner näheren Teilnahme zu ziehen, und ich wünsche nur, daß auch Sie, liebe Marie, mir Ihr Vertrauen schenken, und mich als eine Freundin betrachten möchten, der Ihr beiderseitiges Glück mehr, als Worte ausdrücken können, am Herzen liegt. — Der Grund, warum ich Ihnen heute schreibe, ist hauptsächlich, Ihnen den Eindruck etwas zu mildern, den die Nachricht von der Erkrankung unseres Freundes auf Ihr Gemüt machen mußte. — Wir haben viel Sorgen um ihn gehabt. Seine Gesundheit und Gemütsstimmung sind durch die vielseitigen Anstrengungen der letzten Zeit so geschwächt und aufgeregt worden, daß er in diesem Augenblick, unfähig einen Brief zu schreiben, es mir überträgt, sein Schweigen zu rechtfertigen, bis er in den nächsten Tagen im stande sein wird, Ihnen selbst einen weitläufigen Bericht über seinen Zustand zu geben.

Es ist nach dem Zeugnis unseres sehr geschickten Arztes durchaus keine Gefahr für ihn vorhanden; aber seine Aufregung und Reizbarkeit erfordern die größte Schonung und eine ungestörte Ruhe. Daß wir angelegentlich bemüht sind, ihm diese zu verschaffen, und durch liebevolle Pflege seinen Zustand zu erleichtern, dürfen Sie versichert sein.

Ich bitte Sie jetzt nur, l. M., uns darin möglichst zu unterstützen, indem Sie mit Geduld und liebreicher Schonung

diese traurige Störung Ihres Glückes aufnehmen, das, wie ich zu Gott hoffe, bald wieder neu aufblühen wird. Sie werden in seinem Schreiben den Ausdruck eines kranken Gemütes nicht verkennen, und ich fühle in Ihrer Seele, wie schmerzlich Sie davon ergriffen sein müssen; aber ich traue der geläuterten Kraft dieser Seele, daß sie den rechten Weg finden werde, unserem lieben Kranken wohlzuthun, und wünsche nur, durch meine Mitteilung Sie in die Fassung setzen zu können, die gesteigerten Ausdrücke seiner Empfindungen sich eher zurechtzulegen.

Halten Sie fest in Ihrem Vertrauen auf ihn und erquicken Sie den armen hypochondrischen Kranken recht oft mit herzlicher Zuschrift. — Es grüßt Sie innigst mit herzlicher Teilnahme Ihre aufrichtige Freundin Emilie Reinbeck."

So zartsinnig und beruhigend dieser Brief auch abgefaßt ist, Marie fühlte doch, daß ein scharfer Schnitt durch das Leben ihres Bräutigams gefahren sei, und daß sein Übel tiefer saß, als Emiliens Brief zugeben wollte. Aber beschlich sie auch jetzt die immer furchtbarer auftretende Ahnung, daß ihr das süßeste Glück, was ein Mädchenherz träumen und empfinden kann, die Liebe zu dem Manne ihres Lebens, entrissen werden sollte, so gab ihr das Schicksal für diesen Verlust ein freundschaftliches Herz zu eigen, indem der verwandte Schmerz ihr Herz und das der hochsinnigen Emilie, die nun auch um Lenau trauerte, fest verband. Der Schmerz ist dauerhafter als das Glück, und das Weh ist ein innigeres Bindemittel, als die Freude. Es erblüht nun zwischen den beiden edelsten Frauen in Lenaus Leben eine Freundschaft, die in Marie bis an ihr Lebensende, das Jahrzehnte hinter dem Emiliens eintrat, rege war. Ein schönes Zeugnis dieser Herzens- und Schmerzensgemeinschaft ist der Briefwechsel, aus dem weiter unten eine Reihe (meist ungedruckter) Stellen mitgeteilt ist.

Das Schreiben Lenaus, von dem Emilie in ihrem Brief vom 8. Oktober Andeutungen macht, ist das folgende. Es ist undatiert, von Lenau selbst an Marie nicht abgeschickt, sondern der Braut erst später von Emilie mitgeteilt. Der letzte Brief Lenaus an Marie lautet:

„Geliebte Braut!

Vernimm, was ich Dir hier eröffne, mit der ganzen Milde Deiner Seele, damit Du mich weniger verdammen als bedauern könneſt.

Sonntag, den 29. September, ſaß ich mit meinen geliebten und getreuen Freunden Hofrat v. Reinbeck und ſeiner Gemahlin am Frühſtück. Still und in mich gekehrt, hing ich einem bekümmernden Gedanken nach, der ſich bald zum heftigſten Affekte ſteigerte. Ich ſprang und ſchrie auf, und im ſelben Augenblicke fuhr mir ein ganz neues und fremdartiges Gefühl über mein Geſicht hin. An den Spiegel tretend, ſah ich meinen linken Mundwinkel verzerrt, die rechte Wange ſamt dem Ohr war lahm und erſtarrt, wie tot. Mein erſter Aufruf war: ‚Mich hat der Schlag getroffen!‘, und ich wiederholte ihn zu öfteren Malen. Meine Freunde waren beſtürzt und ſuchten, da ſie ſehen mochten, welchen Eindruck der Unfall auf mich gemacht hatte, mir etwas anderes einzureden und den entſetzlichen Gedanken in mir zu unterdrücken. Dieſes gelang ihnen auch bis auf einen gewiſſen Grad; denn meine Seele, bisher unabläſſig mit meiner Vermählungsangelegenheit beſchäftigt, wandte ſich bald wieder zu dieſer zurück, und ließ jenen grauſen Gedanken betäubt in ihrem Hintergrunde liegen. Doch ſpäter wachte er wieder auf und, beſtärkt durch mancherlei Anzeichen von außen, wie durch meine eigenen Reflexionen von innen, ſteigerte ſich der Gedanke ‚mich hat der Schlag getroffen!‘ zu immer quälenderer Gewißheit und Schrecklichkeit, und er iſt mir zum Urheber unausſprechlicher Leiden geworden. Der Unfall, der mich getroffen gerade in der Zeit, wo ich mit den letzten Vorkehrungen zu meiner Vermählung beſchäftigt war, erſchien mir und erſcheint mir noch immer als ein abſprechendes Verhängnis, ein ſchauerlicher Proteſt des Schickſals gegen mein Glück und alle meine Anſtalten dazu. Ich ſelbſt erſcheine mir wie ein vom Tode Bezeichneter; er hat ſeine Hand an mich gelegt, wie der Förſter im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden ſollen*).

*) Ähnlich ſo in Lenaus Brief (12. Oktober 1844) an Sophie Löwenthal.

Mir ist zu Mut, als habe mein Herz in diesen kummervollen Tagen das Glück meiner Zukunft unter tausend Thränen bestattet. Ein nagendes und unüberwindliches Mißtrauen gegen meine unsichere, leicht zu stürzende Gesundheit und ein banges Grauen vor mir selbst und meinen unheimlichen, höchst reizbaren Nerven erfüllen mich mit unendlicher Trauer und heißen mich dem noch vor kurzem so beseligenden Gedanken an eine eheliche Verbindung, wenigstens in meiner gegenwärtigen Stimmung und Lage, schmerzlich entsagen. Ich habe den Mut zum Heiraten durch den unglücklichen Schlag verloren, und alle Vorstellungen meiner Liebe und meiner Gesinnung konnten mir ihn bis zur Stunde nicht wiedergeben. Das heftige Gemüt und ie zerrütteten Nerven als zwiefachen Todfeind in mir selber herumtragend, könnte ich nicht ohne großes Bangen an den Altar treten. Ich hatte immer einen specifischen Schreck vor dem Schlage, und nun hat er mich getroffen und steht unabweisbar wie ein schreckender Dämon an meiner Seite.

Die unmittelbarsten Folgen dieses Anfalls treten bereits sichtbar zurück und werden ohne Zweifel völlig schwinden.

Übrigens ist es nicht das Gesagte allein, was mich so tief und gründlich verstört. Ich fühle mich in meiner Gesundheit überhaupt, und besonders in meinem Nervenleiden, innerlichst zersplittert und zerschlagen. Die unselige und unverzeihliche Hast, mit welcher ich den letzten Sommer in wenigen Monaten eine Strecke Weges von 650 Poststunden unter beständigen Gemütsbewegungen zurückgelegt habe, straft sich jetzt auf das bitterste. Schon bald nach meiner Ankunft in Wien wurde ich von sehr copiösen und schwächenden Nachtschweißen heimgesucht, die noch jetzt andauern und mich noch tiefer herunter zu bringen drohen, wenn ihnen kein Einhalt geschieht.

So steht es um meine Seele, o um meinen Leib.

O Marie, wie muß ich beklagen, daß ich den Frieden Deiner schönen und lieben Seele gestört, gebrochen habe! Nichts kann ich zu meiner Entschuldigung, nicht einmal meine redliche Absicht anführen, daß ich, Dir Liebe und Ehre weihend mein Leben lang, Dein Glück habe begründen wollen; denn der Vorwurf steht und ist nicht wegzubringen: ich hätte mich selbst besser kennen sollen."

Wäre dieses Schreiben von Lenau selbst seiner Braut geschickt worden, so wäre seine Wirkung auf Marie ungleich verhängnisvoller gewesen, als jetzt, wo Emilie Reinbecks zarte Hand „besänftigend vermittelte. Immerhin trafen die teilnehmenden Worte Emiliens das arme Mädchen hart und schwer genug: sie fühlte das Unheimliche, das gegen das Leben des geliebten Mannes herannahte und mit ihm ihr die Freude des Daseins nehmen würde. Ihre Seele wurde zwischen Hoffnung und Besorgnis unruhig hin und her geworfen — wie sehr, das zeigen die folgenden (nur zum kleineren Teil bereits gedruckten) Briefe, die Emilie Reinbeck an sie gerichtet.

Am 12. Oktober — also einen Tag, bevor der erste Wahnsinnsanfall geschah — schrieb die Stuttgarter Freundin an Marie: „Liebe Marie! Ihrem Wunsch zu entsprechen, recht bald wieder Nachrichten von Ihrem lieben Bräutigam zu erhalten, beeile ich mich, Ihren lieben Brief zu beantworten, der mich besonders auch für unsern teuren Kranken sehr gefreut hat, ihm auch als sprechendes Zeugnis Ihrer Liebe und Teilnahme sichtbar wohl gethan hat, ja, den ersten Funken rückkehrenden Lebensmutes, heiterer Zukunftshoffnung wieder in ihm entfachte. Gott sei Dank! es geht heute um vieles besser, und bei gehöriger Schonung wird seine völlige Genesung rasch von statten gehen. — Der Brief, den er schon vor einigen Tagen an Sie schrieb, enthielt eine so erschütternde Darstellung seines Zustandes, daß er, da es nun doch wieder besser geht, Ihnen gern den schmerzlichen Eindruck davon ersparen will und es mir überläßt, durch die wahrhafte getreue Darstellung der ganzen Krankheitsgeschichte Sie damit bekannt machen und zugleich zu beruhigen.“ Emilie Reinbeck giebt dann eine Schilderung des Schlaganfalles, der Lenau getroffen, meldet eine leise Besserung und sagt weiter: „Darum, meine liebe Freundin, ist es für den Augenblick noch nicht geraten, daß Sie hierher kommen, da noch zu viel Aufregung von diesem Besuch für unsern Freund zu befürchten wäre. Vielleicht darf ich aber in wenig Tagen Sie dazu auffordern, und können wir dann mit um so größerer Sicherheit eine wohlthätige Wirkung davon erwarten. Ihre liebreiche Bereitwilligkeit, diese Reise zu seiner Erheiterung auszuführen, hat ihn

innig gerührt, sowie überhaupt der Ausdruck Ihrer zärtlichen Sorge um ihn in Ihrem lieben Brief an mich, und er baut heute bereits wieder mit neuem Vertrauen auf Gottes Hilfe an dem Tempel seines häuslichen Glückes, das ihm an Ihrer Seite erblühen soll und diese Tage herben Leidens reichlich vergüten wird. — Verbannen Sie darum Angst und Sorgen aus Ihrem Herzen und geben Sie mit Vertrauen der Hoffnung Raum, daß durch diese Prüfung und gewiß nur kurze Verzögerung Ihres Glückes der Grund dazu desto fester gelegt werde. — Tausend liebe Grüße von dem genesenden Bräutigam, und das nächste Mal schreibt er wieder selber. — Mit herzlicher Teilnahme Ihre Emilie Reinbeck."

Marie befolgte den Wunsch Lenaus und Emiliens, dem Kranken Briefe zu schreiben. Diese Briefe mochten — ich gebrauche hier das Zeugnis der Frau von Reinbeck — „wohl im Vergleich mit den sehr häufigen leidenschaftlichen Zuschriften aus Wien an Interesse und Lebendigkeit etwas zurückstehen." Aber äußerte Lenau zuweilen auch Zweifel an der Tiefe des Gefühls, das Marie für ihn besaß, wie auch an ihrer geistigen Begabung, so widerlegte er diese Zweifeleien immer gleich darauf selbst, sagt Emilie. Dabei — das sei hinzugefügt — vergesse man nicht die Kürze der Bekanntschaft des Dichters mit dem Mädchen, das im Gegensatz zu den andern Frauen, die zu dem Poeten in Beziehung getreten waren, ein mehr still in sich gekehrtes, statt nach außen hin lebendes Wesen besaß, ein Wesen, dessen ganzen seelischen Reichtum unser Dichter in den kurzen Stunden, wo er beglückt bei ihr weilte, noch nicht hatte ermessen können, was aber geschehen wäre, hätte das Schicksal ihn nicht in dem Augenblicke gestürzt, wo sein Fuß die Schwelle zu diesem Heiligtum überschreiten wollte. Kam Lenau in seinem Nachdenken über seine Braut und ihre Individualität doch zu dem schönen Worte: „Ihre Liebe wird sich mehr durch Thaten als durch Worte bewähren. Sie ist ganz Hingebung, der größten Opfer fähig, eine tief sittliche, bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Ihre sanfte Stille ist Balsam für mein krankes Gemüt. Eine leidenschaftliche Frau würde mich zur Verzweiflung bringen. Ruhe brauche ich, Ruhe, Ruhe! Der tiefste Grund der Seele muß wie der Meeres-

grund fest und sicher in undurchdringlicher Verborgenheit ruhen. Unbewegt, wenn auch die heftigsten Stürme die oberen Schichten in Aufruhr bringen. Wenn es einmal dahin gekommen, daß dieser Urgrund aufgewühlt worden ist, braucht es lange Zeit, bis die alte Ordnung wieder hergestellt ist, und eine solche Umwälzung ist immer ein großes Unglück."

Ja, auch die Umwälzung, die Lenaus Seelenleben in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober erlitt, war ein großes Unglück, größer wohl, als alle Beteiligten ahnten. Hoffnung und Angst lagen miteinander in Streit und ließen die Gemüter nicht zur Ruhe kommen. Das spiegeln die folgenden Briefe wieder, von denen der erste von Lenau stammt, die übrigen von Emilie Reinbeck herrühren. Lenau schrieb u. a. an Mariens Bruder, Dr. Adolf Behrends: „Stuttgart, den 14. Oktober 1844. Ich bin recht krank und in einer Art, daß mein Gemüt tief gestört und aufgeregt ist; eine Stimmung, in der es mir bis heute nicht möglich war, an meine geliebte Braut zu schreiben. Meine getreue Freundin Hofrätin v. R. hat es übernommen, an meiner statt zu schreiben. Bald hoff' ich, im stande zu sein, in ganz ruhiger Stimmung meiner Marie ausführliche Nachricht über meine Körper- und Gemütslage selbst zu erteilen. Ein Brief an sie, bereits fertig geschrieben, war mir nicht geeignet, an sie abgeschickt zu werden, weil in den Zeilen desselben alle Stürme meiner Nervenkrankheit wehen. Gott wird helfen und mein braver Arzt, daß ich an Leib und Seele wieder gesunde und den Weiterbau meines Glücks rüstig und freudig fort- und durchzuführen die Kraft wieder gewinne und den Mut dazu."

An demselben Tage schrieb Emilie Reinbeck: „Liebe Marie! Die Fortschritte in der Besserung unseres teuern Freundes gehen nicht ganz so schnell vorwärts, wie ich neulich meinte, als Ihr lieber Brief einen so wohlthätigen erheiternden Eindruck bewirkt hatte. Die letzte Nacht war zwar bedeutend besser als die beiden vorhergehenden, und es haben die Kräfte seit gestern abend ziemlich zugenommen, allein die krankhafte Reizbarkeit der Nerven ist noch immer nicht gehoben und verlangt fortwährend äußerste Schonung und Ruhe. Den 16. Leider hat die Besserung keinen Bestand

gehabt. Fortwährende Schlaflosigkeit vermehrt die Unruhe und Aufregung unseres armen Kranken, und so wohlthuend Ihre lieben Briefe ihm sind, so wenig würde nach der Meinung des Arztes Ihre persönliche Gegenwart ihm jetzt noch taugen. Schreiben Sie nur alle Tage. Der gestrige Brief hat ihm einen äußerst guten Eindruck gemacht, er war voll Dank und Liebe dafür. — Er schreibt oft an Sie in seinen Phantasien; allein ich mag Sie mit diesen traurigen Zeichen seiner Krankheit nicht betrüben und bitte nur, in Ihren Briefen so weit darauf Rücksicht zu nehmen, daß Sie ihm wiederholen, er möchte sich nicht mit Schreiben anstrengen." —

„Stuttgart, den 17. Oktober 1844. Liebe Marie! Mein gestriger Bericht war mit großer Besorgnis abgefaßt, und ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß es mir vergönnt ist, heute Besseres zu verkünden. Ein erquickender Schlaf hat äußerst wohlthätig gewirkt, und der heutige Tag blieb ohne alle fieberhafte Aufregung. Er läßt Sie herzlich grüßen und hat heute schon gescherzt, daß er ein so ‚miserabler' Bräutigam sei. — Der Himmel wird aber gewiß unsere vereinten Bitten für seine Genesung nicht unerhört lassen und ihn wieder zu einem recht Stattlichen herstellen. Der gestrige Brief von Niembsch an Sie, liebe Marie, war in einer musikalischen Aufreizung geschrieben, er hatte Violine gespielt, herrlich, und glaubte sich plötzlich durch ein musikalisches Wunder hergestellt; aber es hatte ihn sehr angegriffen. Indes wurde ihm heute viel leichter."

Am 19. Oktober trafen Marie und ihre Mutter in Stuttgart ein; die Angst hatte sie dahin getrieben. „Ich war auf Schlimmes gefaßt" — schreibt Marie — „und fand — — das Ärgste, was es giebt. — Sehen durfte ich ihn nicht. Während wir dort waren, wurde er nach Winnenthal gebracht. Unvergeßlich bleibt mir die Teilnahme der Hartmannschen Familie, sowie Gustav Pfizers und seiner Frau. Meine Dankbarkeit dafür hört nicht auf. — Wie ich das schreckliche Schicksal ertrug, was ich gelitten, gehört nicht hierher; ich vermöchte nichts zu schildern, wenn ich auch wollte. Es war ein furchtbarer Übergang vom größten Glück zum tiefsten Schmerz. Es hat mich ganz verändert; nie konnte ich wieder werden, wie ich zuvor war. Die ganze Welt erschien mir in einem andern

Lichte, wie ein schwarzer Schleier hatte sich darüber gelegt, verdüstert alles; das Los der Menschheit wie bejammernswert."

Lenau hatte gerade an dem Tage, wo Marie nach Stuttgart kam, viel von ihr gesprochen; er wollte Toilette machen, um sie würdig zu empfangen. Mariens Mutter schrieb am Tage ihrer Ankunft an Emilie Reinbeck: „Stuttgart, den 19. Oktober 1844. Verehrteste Frau Hofrat! Mit meiner Tochter Marie Behrends soeben hier angekommen, beeile ich mich, Sie zu benachrichtigen, daß wir diese Reise einzig und allein zur Beruhigung meiner Tochter unternommen haben, weil deren Gesundheit bei längerer Ungewißheit gelitten hätte. Unsere Absicht ist keineswegs, Herrn von Niembsch zu sehen, wenn es demselben nicht zuträglich oder unangenehm ist; in diesem Falle wünschen wir, daß er gar nichts von unserm Hiersein erfahren möchte, und werden auch daher auf die Ehre, Sie zu besuchen, für dieses Mal verzichten. Nun ersuchen wir Sie als bewährte Freundin des geliebten Kranken, uns einige wenige Tage bestimmte Nachricht über dessen Befinden zukommen zu lassen, wofür wir Ihnen zeitlebens dankbar sein werden, so wie wir uns zum innigsten Dank verpflichtet fühlen für die liebevolle Teilnahme, die Sie in Ihren schönen Briefen meiner Tochter bewiesen haben. Hochachtungsvoll Ihre ganz ergebene A. Behrends."

Welchen Eindruck Marie auf Emilie Reinbeck machte, schildert diese Frau folgendermaßen: „Und das arme unglückliche Mädchen war wirklich gekommen in der Angst ihres Herzens und verlangte zu wissen, wie alles stehe, und es brach ihr das Herz fast, daß sie ihn nicht sehen durfte. Was hätte sie erst gelitten bei diesem Anblick körperlicher und geistiger Zerrüttung! — Den 23. [Oktober, nachdem Lenau also in Winnenthal Aufnahme gefunden] hatte ich noch einen schweren Gang zu thun für meinen unglücklichen Freund. Ich besuchte die Braut, die mit ihrer Mutter, von Angst und Besorgnis hergetrieben, im Gasthof wohnte, wo Reinbeck und Julie [Hartmann] sie schon aufgesucht und ihnen mit Teilnahme und Schonung das Nötigste über Niembsch mitgeteilt hatten. — Ich sah sie zum erstenmal — ein tief erschütterndes Bild des schwersten Kummers; sonst aber ganz der Beschreibung entsprechend, die der begeisterte Dichter-Bräutigam uns von ihr gemacht hatte. Ein

gemeinschaftlicher Gram gab unserer Bekanntschaft eine besondere Weihe, und ihr Unglück war ein lauter Ruf an mein Herz, ihr durch liebevolle Teilnahme und Sorge ihre traurige Lage möglichst zu erleichtern und mit meinen besten Kräften dafür zu wirken, daß ihre Rechte in Ehren gehalten würden, wie es schon die Liebe und Achtung für Niembsch mir geboten. — Ich konnte ihr leider wenig Trost für den Augenblick, aber doch nach Zellers Ausspruch gute Hoffnung auf seine Genesung und das Versprechen fleißiger ausführlicher Berichte geben. — Das halte ich auch redlich, und Gott sei Dank, daß ich bis jetzt immer von guten Fortschritten in seiner Besserung Nachricht geben konnte."

Unterdessen war auch Schurz nach Stuttgart gekommen. Er ignorierte Lenaus Braut, wie schon Seite 202 und 203 erwähnt ist. Weiter unten sind noch einige Aktenstücke in dieser Sache beigebracht.

Am 23. Oktober verließ Marie die Stadt, wo sie das herbste Weh ihres Lebens empfunden hatte. An Emilie Reinbeck richtete sie die Zeilen: „Teuerste Emilie! Ich kann von Stuttgart nicht scheiden ohne Ihnen oder Dir, wenn er es so gewünscht hat, noch einmal zu danken für die vielen Beweise von Liebe, Freundschaft und Teilnahme, die mir zu Teil geworden, welche meinem Herzen so wohl gethan und mir stets unvergeßlich bleiben werden. Der Kreis, der ihn liebend umgeben, möge auch meiner freundlich gedenken. Lebe wohl, durch ihn darf ich mich nennen Deine Freundin Marie Behrends."

Das sind schlichte, reine Herzenstöne. Wie sich die Dinge weiter entwickelten, zeigen die nachstehenden Briefe.

„Stuttgart, den 26. Oktober 1844. Liebe Marie! Ich hoffe, daß die nächtliche Reise Deiner Gesundheit nichts geschadet habe und Dein liebes Gemüt sich nach und nach in die traurigen Umstände mit Ergebung fügen lerne. Hoffe und bete! so wird Dir Trost und Kraft kommen. Wir erhielten heute einen Brief von Dr. Zeller, woraus ich Dir hier das Wesentlichste abschreibe. ‚In seinem Zustand hat sich noch nichts verändert, ruhige und unruhige, lichte und düstre Stunden wechseln mit einander. — Er hat mir die innigsten Grüße an alle seine Freunde, besonders aber unter

einem Strom von Thränen an seine Braut aufgegeben. Ich glaube, daß es gut sein dürfte, wenn er von ihr und Ihnen nur ganz einfach kurze Versicherungen der Liebe und Teilnahme und geistigen Nähe und die frohe Hoffnung seiner glücklichen Wiederherstellung erhielte. Noch ist es mir unmöglich zu sagen, welchen weiteren Gang die Krankheit nehmen werde. Ich hoffe viel, ich fürchte viel, Gott gebe das Beste.'

So viel für heute, liebes Herz. Schreibe also sogleich, wie Zeller es wünscht. Sobald ich wieder Nachricht habe, teile ich sie Dir natürlich mit. Jetzt habe ich gar viel für ihn zu schreiben und zu ordnen, und meine Kräfte wollen nicht mehr ausreichen."

„Stuttgart, den 30. Oktober 1844. Liebe Marie! Gottlob! daß ich Dir heute eine bessere, ja, eine trostreiche Nachricht von unserem geliebten Kranken geben kann. Vorgestern mittag kam sein Schwager, der Hofbuchhalter Schurz, bei uns an und bewohnt nun für einige Zeit das Zimmer unseres Freundes, um ihn so oft als möglich zu besuchen. Du glaubst nicht, liebes Herz, wie schwer und peinlich es für mich war, diesem mir noch so fremden Mann die gewünschte ausführliche Auskunft über den ganzen Verlauf der Krankheit zu geben, wie der Schmerz bei mir immer neu aufgeregt wird, wie sehr auch Leib und Seele nach Ruhe verlangen. Schurz eilte, gestern früh nach Winnenthal zu kommen, und ich zitterte den ganzen Tag, daß sein hartnäckiges Verlangen, den Schwager zu sehen und zu sprechen, eine Störung in den Gang seiner Genesung bringen könne. Erst abends halb 9 Uhr kam er zurück und zwar voll guten Mutes und tröstlicher Hoffnung. Zeller scheint gar nicht mehr an seiner baldigen Herstellung zu zweifeln. — Schurz hat ihn gesehen und gesprochen, ist sogar mit ihm und Zeller im Garten spaziert und N(iembsch) hat ihm von seinen Zuständen erzählt. Gott sei ewig Dank und gebe ferner seinen Segen zu dieser Kur! — Dein liebes Briefchen an ihn kam erst nach der Abfahrt von Schurz. Es that mir sehr leid, daß ich es diesem nicht mehr mitgeben konnte, nun erhält er es morgen früh. Beruhige Dich jetzt und stärke Deine betrübte Seele mit Hoffnung und Vertrauen. Diese Krankheit kann von höchst wohlthätiger Wirkung für unsern lieben Freund sein, und alles wird noch gut

werden. — Sorge jetzt nur recht für Deine Gesundheit; ich hab's erfahren, wie solche Schläge des Schicksals das innerste Lebensmark angreifen; aber es giebt auch dafür einen Arzt, der allen, die recht an ihn glauben, hilft, und auf diesen wollen wir bauen."

„Stuttgart, den 31. Oktober 1844. Liebe Marie! Gestern abend brachte mir die Post zugleich mit Deinem lieben Brief einen von Hofrat Zeller, dessen erfreulicher Inhalt folgendermaßen lautet: ‚Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagt, er fühle sich wie neu geboren. Wir sind alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist vieles zu wünschen, aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock einräumen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche besuchen.' — Du kannst Dir denken, welche Freude diese Nachricht bei seinen Freunden gemacht hat!" — Es folgen einige Abschnitte mehr privaten Inhaltes. Dann heißt es weiter: „Es freut mich ungemein, daß Du etwas für ihn arbeiten willst, und ich schicke Dir beiliegend das genaue Maß von der Hälfte seiner Kopfweite, daß Du ihm eine Kappe machen kannst, was ihn gewiß sehr freuen wird. — Was nun Dein Hierherkommen anbelangt, so möchte ich gern, ehe ich Dir und Deiner lieben Mutter darüber einen Rat gebe, den Hofrat Zeller sprechen. Wenn er's für unsern lieben Kranken wohlthätig und wünschenswert hielte, Dich zuweilen zu sehen, so möchte ich ihm diese Freude gern wünschen und hätte ja auch meinen Teil daran; allein ich möchte gern vorher noch manches klarer durchschauen, ehe ich darüber eine feste Meinung fasse. — Lebe wohl, meine liebe teure Marie und laß meine guten Nachrichten erheiternd und tröstend in Dein bekümmertes Herz einziehen. Mit aufrichtiger Liebe Deine Emilie Reinbeck."

„Stuttgart, den 6. November 1844. Liebe Marie! . . . Zeller schrieb mir gestern folgendes: ‚Unsere Hoffnungen für unsern teuren Kranken gehen in der Weise in Erfüllung, wie ich es seit acht Tagen dachte. Die Anfälle von Aufregung kommen immer seltener, kürzer und milder, und die lichten Zwischenräume werden immer

länger und in sich selbst vollständiger. Appetit und Schlaf stellt sich immer mehr ein, und das Aussehen wird immer gesünder. Doch sind die Zeiten der Aufregung noch immer stark genug und treten oft so urplötzlich auf, daß es gut sein möchte, wenn Sie Ihren Besuch noch etwas aufschöben. Er selbst fühlt es immer mehr, wie wohl und not ihm noch Stille und Einsamkeit thut, und immer seltener werden seine Klagen über sein Hiersein, immer größer und aufrichtiger sein Dank dafür, daß er hierher kam. In allen guten Stunden, und gottlob! sie kommen ja immer häufiger, spricht er es aus, und innig leid ist ihm alsdann jedes Wort des Unmuts in den früheren und jetzt noch kommenden kranken Stunden. Er ist ein geistreicher, lieber, edler Mensch. Immer mehr befreunden und verstehen wir uns. Die Briefe freuten ihn sehr, ich denke, in acht Tagen schreibt er Ihnen und seiner Braut. Er kann nicht aufhören, Ihre und Ihres ganzen Hauses große Güte und Liebe für ihn zu rühmen. Wenn die Genesung in dieser Weise ein bißchen fortgeht, dürfen wir bald dem Himmel danken, daß er sich selbst und der Welt wiedergegeben ist. Es wird ja alle Tage lichter über ihm und in ihm, und die treueste Liebe empfängt ihn, wenn er zurückkommt, und steht ihm schützend zur Seite, während andere Genesene so oft in das alte Verderben zurück müssen. — Mit der ergebensten Hochachtung und der Bitte einer kleinen Sendung Cigarren für den teuren Kranken. Zeller!'

Welche Freude dieser Brief in unser Haus gebracht hat, kannst Du dir denken. Solche Nachrichten werden gewiß auch noch einen wohlthätigen Einfluß auf meine Gesundheit gewinnen, die für jetzt ganz im argen liegt."

„Stuttgart, den 15. November 1844. Liebe Marie! Ich habe Dir Deinen letzten lieben Brief lange nicht beantwortet, weil ich nichts Neues zu berichten hatte, dafür erhältst Du nun heute wieder ganz gute Botschaft von dem Befinden unseres kranken Freundes. Herr Schurz hält sich seit ein paar Tagen wieder in Winnenthal auf und schrieb gestern, daß die Besserung bei Niembsch immer fortschreite, und er schon einigemal stundenlang bei ihm gewesen und sich vollkommen klar und umsichtig mit ihm unterhalten habe. Dein letzter Brief habe ihm viel Freude gemacht, er spreche

oft von Dir mit großer Liebe und nenne Dich meist schon seine Frau. Wir sind darüber alle sehr erfreut und hoffen ungetrübten Fortgang seiner Genesung. — Indes muß ich Dir gestehen, daß der Einfluß, dessen sich Herr Schurz auf seinen Schwager rühmt, mir nicht gerade erfreulich ist. Dieser Mann (der sonst sehr brav sein mag) hat viele Vorurteile und entspricht keineswegs der Vorstellung, die wir uns von ihm gemacht hatten. Vielleicht macht mich aber auch nur mein Unwohlsein zu ängstlich und leicht verletzbar, wahr ist es aber gewiß und bitter genug für mich, nach dem, was wir gelitten und gethan, daß dieser Mann weder herzlich noch offen oder zutraulich gegen uns ist. Laß Dir aber, meine teure Marie, dadurch kein Mißtrauen gegen diesen Mann einflößen, das verdient er wohl nicht; nur Vorsicht möcht' ich Dir empfehlen und ruhige Fassung, wenn er Dich vielleicht mit einem Besuch überrascht, ohne daß ich Dir vorher Nachricht davon geben könnte. Halte nur fest an Deinem guten Glauben und Vertrauen, und sei überzeugt, daß Dein und Niembschens Glück mir so sehr am Herzen liegt, daß ich mir's zur Aufgabe gemacht, soviel in meinen schwachen Kräften steht, dafür zu wirken. — Wir grüßen Dich und Deine liebe Mutter von ganzem Herzen. Pflege Deine Gesundheit, sei guten Mutes und behalte lieb Deine Emilie Reinbeck."

Gewiß läßt sich — wie Emilie Reinbeck auch selbst erkennt — annehmen, daß diese Frau infolge ihrer seelischen und körperlichen Leiden und der dadurch hervorgerufenen Reizbarkeit das verwandtschaftliche Eingreifen Schurzens in Lenaus Pflege etwas zu herbe beurteilt. Einen weiteren Einblick in diese Angelegenheit giebt der folgende Brief der Mutter Mariens an die Stuttgarter Frau: „Frankfurt, den 17. November 1844. Hochverehrteste Frau Hofrat! Die viele Freundschaft und Liebe, die Sie meiner Tochter und mir erwiesen haben, giebt mir den Mut, mich mit diesen Zeilen an Sie zu wenden. Die fortschreitende Besserung unseres geliebten Kranken erfüllen uns mit unaussprechlicher Freude und Dank gegen die göttliche Vorsehung. Den anderen Punkt Ihres verehrten Briefes betreffend, können wir Ihnen für Ihr Zutrauen und Vorsicht nicht genug danken, und Marie hat mich gebeten, Ihnen meine Gedanken hierüber mitzuteilen, da sie heute außer

stand ist, Ihnen selbst zu schreiben. Es hat mich schon lange mit Besorgnis erfüllt, daß Herr von S(churz) so gar keine Notiz von der Braut seines Schwagers nimmt. Vage Gerüchte, hier im Umlauf, wurden dadurch bei mir bestätigt, daß nämlich Frau von S. die Heirat höchst ungern gesehen, doch nichts dagegen habe aufbringen können. — Sollte es möglich sein, daß Herr von S. den jetzigen Augenblick benutzen wollte, um dieses Verhältnis zu zerreißen, so bangt uns hauptsächlich vor den traurigen Folgen, die solche Versuche auf den Krankheitszustand des armen Niembsch hervorbringen müßten, deswegen wird Herr Hofrat Zeller bei seiner anerkannten Sorgfalt und Umsicht es Ihnen gewiß nicht übel deuten, wenn Sie denselben in meinem Namen aufmerksam machen, solche Unterredungen, die Heirat betreffend, nicht zu gestatten, indem von unserer Seite nach der völligen Herstellung Niembschens alles geschehen soll, was zu seinem wahren Glück nötig ist. Sollten Sie, verehrteste Frau Hofrat, es geeigneter finden, daß ich mich deshalb selbst an Hofrat Zeller wende, so geschieht dieses sehr gern; bisher wagte ich den hochverehrten Mann nicht mit meinen Briefen zu belästigen. — Gedenkt denn Herr von S. die vollständige Genesung in Stuttgart abzuwarten? oder ist es sein Plan, Niembsch baldigst der Anstalt zu entziehen und nach Wien zu nehmen? Erhält und liest Niembsch wohl die Briefe von meiner Tochter, und ist er wieder so weit, sie zu verstehen? Viel Fragen, werden Sie denken, aber haben Sie Nachsicht mit mir, in der Entfernung quält man sich tausendfach. Kann unsere Gegenwart in der Folge etwas nützen, so kommen wir unfehlbar. Meine Marie empfiehlt sich mit mir Ihrem Herrn Gemahl und verehrten Verwandten, sowie auch Herrn und Frau Doktor Pfizer. Mit unwandelbarer Dankbarkeit und Hochachtung Ihre ganz ergebene A. Behrends."

Hierauf antwortete Emilie Reinbeck unter dem 19. November 1844 folgendermaßen: „An Frau Senator Behrends in Frankfurt a. M., Buchgasse 149. Verehrteste Frau! Ich beeile mich, Ihren vertrauensvollen Brief zu beantworten und Sie über den Hauptpunkt Ihrer Besorgnisse zu beruhigen. — Fürs erste habe ich schon vor vierzehn Tagen dem Hofrat Zeller nicht nur über diese Angelegenheit geschrieben, sondern auch, als er einige Tage später uns

hier besuchte, ihm mündlich meine sorglichen Ansichten in betreff des ungünstigen Einflusses von Herrn Sch. auf unsern kranken Freund mitgeteilt. Als ich ihm die aus den Briefen der lieben Marie geschöpfte Versicherung gab, daß sie ihren Bräutigam viel zu sehr liebe, um bei der Aussicht auf seine Wiederherstellung im entferntesten an eine Auflösung dieser Verbindung zu denken, war Zeller sehr froh und versicherte mich, daß er durchaus keinen Einfluß dagegen werde aufkommen lassen. Da nun Herr Sch. seinen Schwager aufrichtig liebt und ihn seit acht Tagen bewacht und belagert hält, muß er notwendig die Überzeugung gewinnen, daß Niembsch sein ganzes Glück in diese Verbindung setze. Dem kann und will er gewiß auch nicht entgegen sein, da er zugleich einsehen muß, daß die geringste Einwendung dagegen den Kranken aufbringen und eher in seiner Gesinnung befestigen würde. Ich glaube also annehmen zu dürfen, Herr Sch. ist zu der Einsicht gelangt, daß hier nicht mehr störend einzugreifen sei, sondern alles den Gang gehen müsse, den eine höhere Macht in ihrer Weisheit bestimmt. Zur Bestätigung dieser meiner Vermutung diene Ihnen eine Stelle aus einem Brief an Reinbeck, den er gestern abend von Sch. erhielt, und die ich hier besonders abschreibe für die liebe Marie. Es scheint hauptsächlich auch seinem Bedenken über die Heirat ein Zweifel wegen der Subsistenz-Mittel zu Grunde zu liegen, da es durch diese Krankheit ungewiß wird, ob Niembsch sobald seinen Geist wird zu litterarischen Produktionen anstrengen dürfen, sein Auskommen aber darauf beruht und Nahrungssorgen für ihn von den nachteiligsten Folgen waren. — Ich vertraue darüber vollkommen dem Beistand des Himmels und der sorgenden Mutterliebe.

Die andere Befürchtung von dem Einfluß des Herrn Sch. ist: daß er Niembsch unter allen Umständen baldmöglichst und für immer nach Wien ziehen will. — Ich aber bin aus vielen Gründen (die ich Ihnen nicht alle schreiben kann, worunter aber auch religiöse sind) fest überzeugt, daß dies für Niembsch eigenes, so wie für Mariens Glück und beider Ruhe entschieden nachteilig wäre. Niembsch selbst hat dies bei seiner Verlobung richtig gefühlt und nachher mit mir über die Wahl seines künftigen Wohnortes

Rat gehalten, wobei er Wien, wenigstens für die ersten Jahre, als ganz unstatthaft erklärte. Erst als er von dort zurückkam, hatten sich seine Pläne geändert oder vielmehr verwirrt, weil sie ihn dort mit lauter Schwierigkeiten und Einwendungen bestürmt, durch ihre Ratschläge verstimmt, wankend und bedenklich gemacht, endlich das Unglück damit heraufbeschworen haben, das uns alle in diesen Jammer gestürzt. Darum würde es mich so sehr beunruhigen, wenn er mit seiner jungen Frau gleich nach Wien zöge, wo sie bei aller Liebe für Niembsch doch keine rechte Heimat fände. Indes wollen wir hoffen, daß die vollkommene Herstellung unseres geliebten Freundes ihm auch den richtigen Überblick über alle diese Verhältnisse wiedergebe, und daß er dann sicher mit redlichem Willen und fester Selbständigkeit den rechten Weg zu seinem häuslichen Glück einschlagen werde."

Diesem Brief war das nächste Schreiben beigeschlossen: „Liebe Marie! Herr Schurz schreibt folgendes aus Winnenthal: ‚Niembsch hatte gestern, Sonntag, einen sehr reinen, heitern Tag. Ich war vor- und nachmittags vielleicht 6 Stunden lang bei ihm; er sprach nichts, als von sich und seinen Lieben. Insbesondere wünscht er, seiner Marie wissen zu lassen: Sie solle nur ausharren im festen Vertrauen auf Gott, der werde schon noch alles zum erwünschten Ziele führen! — Derselben Briefe erquicken ihn immer sehr . . .'

. . . Den 6. Dezember ist N's. Namenstag, da wollen wir ihm alle eine Freude machen. Könnte nicht sein Freund Herr von Schwind eine kleine Portrait-Skizze von Dir entwerfen? Er wird doch gewiß auch gern dem teuren Kranken eine Freude machen, und dies wäre ja die schönste. Sag' ihm meine herzlichste Empfehlung, und er möchte es doch thun. — Mein Husten plagt mich noch so arg, auch öfters Kopfweh: es wird aber schon wieder besser werden. Leb' wohl für heute. Von Herzen Deine Emilie."

Die nächsten Briefe, aus denen hier nur das Markanteste wiedergegeben ist, nähren fast ausnahmslos die trügerische Hoffnung auf Genesung und halten die Seelen der Harrenden in Spannung. Am 29. November schreibt Emilie Reinbeck ihren Bericht über Lenaus Zustand vom Ruhebette aus, auf das die beständige angstvolle Unraft sie geworfen: Niembsch habe sich über das Geschenk

Mariens ſehr gefreut. Sie ſpricht ferner die Hoffnung aus, daß, wenn Schurz die Anſtalt verlaſſen habe, was Zeller zu wünſchen ſcheine, die alten Freunde den Kranken beſuchen können. „Ob ich dazu gelange, weiß nur der liebe Gott! Seit Niembſch unſer Haus verließ, hab' ich es nur verlaſſen, um dort noch nach beſten Kräften für ihn zu ſorgen und die Anſtalt, der ein ſo edles Gut anvertraut werden mußte, kennen zu lernen, dann, um Dich zu ſehen und Dir die Nachricht davon zu bringen, und dann, einen Dankbeſuch bei dem treuen, hilfreichen Freund Pfizer zu machen. Seitdem leide ich an den Folgen übergroßer Anſtrengung in jenen Schreckenstagen. — Wie bald wird aber das Leiden vergeſſen ſein, wenn ich mich über die Herſtellung des Freundes, über ſein und Dein Glück freuen kann, wie will ich mich für ſo reich belohnt halten für alles, was ich ausgeſtanden, wenn Eure Liebe und Euer Vertrauen mir den Reſt meines Lebens erheitert!“ Am 12. Dez. teilt ſie u. a. Marie mit: „Zeller ſchreibt, daß N. Deiner immer mit innigſter Liebe gedenke, und verſpricht ſich für ſpäter die wohlthätigſten Wirkungen von Deinem Beſuch. Ich freue mich auch ſehr, bis Du einmal auf längere Zeit hierher kommſt, und erwarte beſonders vom Frühling viel Gutes und Tröſtliches. — Heut vor 8 Tagen iſt auch Herr Schurz wieder nach Wien abgereiſt und hat mir noch aufgetragen, Dir ſeinen Gruß zu vermelden, und daß er Dich habe beſuchen wollen, durch N. aber daran verhindert worden ſei, der ihn nicht habe von ſich laſſen wollen . . . — Sorge nur recht für Deine Geſundheit, meine liebe Marie, ſchone und ſtärke ſie durch gute Pflege, damit Du an Leib und Seele gekräftigt der Zukunft entgegengehen kannſt, die jedenfalls noch manches dunkle Gewölke an Deinem Lebenshimmel heraufführen wird, eh' die Sonne in voller Klarheit durchbricht und es ſiegend zerreißt; aber wenn ſie nur zuletzt kommt, und ſie wird es ſicher, ſo ſind Angſt und Schmerzen bald vergeſſen.“

Am 4. Januar 1845 trifft durch Emiliens Vermittelung folgender Bericht Zellers über Lenau bei Marie ein: „Nach dem bisherigen Krankheitsgang iſt nicht zu erwarten, daß wir vor dem Frühjahr eine dauerhafte Geneſung eintreten ſehen, und wir dürfen jetzt ſehr zufrieden ſein, wenn ſie dann ſchon erfolgt. Meine Hoff-

nung für einen guten Ausgang ist darum nicht geringer geworden. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß von dieser Periode am wenigsten zu sagen ist, indem die Natur wie im Schlaf an der Ausgleichung der eingetretenen Disharmonie arbeitet. Jede dauerhafte psychische Genesung ruht auf leiblichen . . .*), und diesen sichern solidern Weg scheint es auch bei Lenau zu gehen, sein Appetit ist vortrefflich, er legt zu an Stärke, und seine Gesichtsfarbe wird immer gesünder, nur sein Schlaf ist noch immer sehr unregelmäßig. Alle Ihre Briefe hat er erhalten, wie die seiner Braut, er liest sie, freut sich, spricht aber selten ein Wort weiter, als daß das Andenken und die Liebe seiner Freunde ihm innig wohlthue, daß ihnen sein Leben gehöre, daß er es ihnen allen einst zeigen werde, wie dankbar er sei. In vielen Wochen spricht er sich nicht über seine Braut aus, nach dem Empfang ihres letzten Briefes und des schönen Kissens war er sehr bewegt und sagte wiederholt, wie gut sie sei, wie unendlich er sie liebe, wie er in ihrem Besitz die Bürgschaft eines neuen glücklichen Lebens und Wirkens finde."

Der Frühling hielt seinen Einzug ins Land. Er brachte neue Hoffnung, neues Vertrauen und gläubiges Ausblicken in die Zukunft, aber nicht die Genesung seines Lieblingsdichters. Dieser mußte rastlos in seiner Geistesnacht irren. Ja, der Frühling rief zeitweilig sogar eine tiefere Erregung in Lenau wach, was bei einem solchen „Nervengeist" schon erklärlich ist. Am 15. Juni teilte Emilie der Braut Lenaus mit, daß Zeller tags zuvor einen Spaziergang mit Niembsch gemacht habe; Niembschens Stimmung sei eine so gute gewesen, daß der seelenkundige Arzt sich aufs neue überzeugt habe, Lenaus Geist sei unversehrt geblieben, und alles sei für ihn zu hoffen. Niembsch habe sehr teilnehmend und innig nach seiner Braut gefragt; als man ihm die Mitteilung machte, Marie werde nach Stuttgart zum Besuche bei Reinbeck kommen, freute er sich ungemein.

In der That reiste Marie mit ihrer Mutter im Sommer 1845 abermals nach der schwäbischen Residenz, sah abermals die Stätten

*) Hier fehlt ein Wort im Original.

die ihr durch ihre wehmütige Erinnerung an den armen Geliebten heilig waren. Dieser zweite Aufenthalt in Stuttgart brachte für sie insofern herbes Seelenleid, als Mariens Mutter durch Frau von Reinbeck erfuhr „alles, was wir bisher nicht wußten, sowie was sich im Verlauf der Krankheit ereignete und was mit Ursache war oder den Ausbruch hervorrief". Es ist offenbar, daß Marie mit diesen Worten auf Lenaus Beziehungen zu Sophie von Löwenthal hindeutet, und wenn Marie einige Zeilen vorher, wo sie mitteilt, daß sie zum zweitenmal nach Stuttgart ging, die kurze, aber vielsagende Bemerkung daran schließt, „wo ich krank wurde", so möchte man dieses körperliche Leiden in ursächlichem Zusammenhang mit der schweren seelischen Erschütterung bringen, die sie erlitt, als sie von dem durch Sophie von Löwenthal verkörperten Geheimnis in Lenaus Leben erfuhr. Eine Welt von Schmerz lag auf ihr, als sie, ohne den heißgeliebten und beweinten Bräutigam gesehen und gesprochen zu haben, in ihre Vaterstadt zurückkehrte, wenn sie auch den Freundschaftssegen der treuen Emilie und ihrer Lieben mitnahm. Mit ihr blieb sie in gleichem harmonisch abgeklärten Verkehre. Die Stuttgarter Freundin schrieb ihr am 6. August 1845 von einem Besuche Bauernfelds bei Niembsch. Diese Stelle lautet: „Am Sonntag besuchte uns Herr v. Bauernfeld, der sehr bedauerte, Dich in Frankfurt nicht getroffen zu haben, nach den neuesten Nachrichten aus Winnenthal frug, und ob wir glaubten, er könne N. besuchen. Wir rieten ihm, jedenfalls den Versuch zu machen . . . Gestern abend nun kam B. wieder zu uns, um uns den Verlauf seines Besuchs zu erzählen. Er war eine Stunde lang bei N. gewesen, fand ihn sehr wohl aussehend und konnte in den ersten Momenten der herzlichen Freude des Wiedersehens kaum an seine Krankheit glauben, allein bald, wie er bei keinem Gedanken verweilte, immer ohne allen Zusammenhang zu etwas anderem übersprang, verschwand die Täuschung, und B. nimmt die Überzeugung mit nach Wien, daß die Genesung unseres armen Freundes noch nicht so nahe vor der Thür sei, als sie dort meinten."

Es rückte der Geburtstag des einsamen Zellenbewohners heran, der 13. August. Marie schickte ihm eine Handarbeit und erfuhr

durch Emilie, daß er Freude daran gehabt und den Brief seiner Braut mit Teilnahme gelesen habe. „Sein Freund Auersperg war ausdrücklich“ — wie Emilie Reinbeck unterm 24. August an die Leidensgenossin schreibt — „von Ischl nach Winnenthal gereist, um ihn an diesem Tage zu besuchen, und wurde auch, wie kurz vorher Bauernfeld, gleich zu ihm geführt, fand ihn im ersten Augenblicke vollkommen klar, sehr hocherfreut und gerührt durch das unverhoffte Wiedersehen; er sprach auch gar wehmütig über seine Krankheit, versicherte aber dem Grafen, daß er fast immer heiter sei und verfiel bald wieder in Verwirrung und Aufregung . . . Hoffentlich hat sich Deine Gesundheit“ — so schließt Emilie dieses Schreiben — „wieder ganz befestigt und die bessere Witterung Deine liebe Mutter und Dich zu dem vorgehabten Landaufenthalt bewogen, von dem ich mir jedenfalls gute Wirkung für Deine Stimmung verspreche. Die Natur ist eine gar milde, treue Freundin, die es wohl versteht, unsern Sinn zu erheben, unsern Kummer zu lindern, wenn wir uns mit Vertrauen ihrem wohlthätigen Einfluß hingeben. Dies aber zu thun, rate ich Dir aus bester Erfahrung und Überzeugung.“

Wohl hatte Emilie Grund, Gemütsruhe für die vom Schicksal jäh Getroffene herbeizuwünschen; denn der Schmerz über die Enthüllungen, die Marie in Stuttgart geworden, zitterten noch gewaltig in ihrer Seele nach, und wie gut Emilie das wußte, geht aus ihrem Briefe vom 14. September 1845 hervor, worin es an einer Stelle heißt: „Daß Du nun alles weißt, meine liebe Marie, was die schauderhafte Krankheit unseres unglücklichen Freundes veranlaßte, ist mir in mancher Beziehung eine Beruhigung, obwohl ich leicht begreife, wie schmerzlich Dir diese Kunde sein mußte. Es ist aber in solchen Fällen immer besser, klar zu sehen und die Wahrheit zu wissen, wenn sie auch bitter ist, als im Dunkeln herumzugreifen, sich in ein Labyrinth von Grübeleien zu verwickeln, die keinen Grund und Boden haben. Deine edle Seele hat gewiß die unseligen Verhältnisse ganz so aufgefaßt, wie unser göttlicher Meister uns lehrt — mit liebevoller Milde gegen den armen Gequälten.“ Das Weihnachtsfest und die Wende des Jahres fanden Marie und Emilie in recht schmerzlicher Stimmung; ihre Seelen weilten bei dem

Kranken und seinem nachtdurchwobenen Geiste. Emilie (Brief vom 26. Dezember 1845) wünscht der Frankfurterin Milderung ihres Schmerzes und entfacht in sich und in der Fernen abermals den Glauben an Genesung: „Zeller schrieb mir gestern gar lieb: er wisse, daß es keine größere Weihnachtsfreude für mich geben könne, als gute Nachrichten von unserm edlen Freund zu erhalten, und er danke Gott, mir solche geben zu können. Sein Zustand ist viel ruhiger geworden, der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit wacht wieder auf, sein Schlaf wird regelmäßiger, er liest wieder und ist, obwohl noch immer im Traumzustande, doch zugänglicher und heller als seit langer Zeit." Emilie fährt dann tiefbewegt fort: „Ich trete diesmal das neue Jahr mit besonders schwerem Herzen an, obgleich ich dem Himmel für vieles zu danken habe und die Aussichten für unsern armen Freund auch heller geworden sind. Doch hoffe ich, der liebe Gott wird mein Gebet um guten Mut erhören, und wünsche innigst, daß Dir, meine teure Marie, der Wechsel leichter werde und der neue Zeitabschnitt Dir das Leben wieder in einem freundlichen Lichte erscheinen lasse. — Du hast wohl Recht, daß der Schmerz in seiner Schreckgestalt unser Leben verdüstert. Er ist aber dennoch kein so schlimmer Gast, wenn wir ihn recht verstehen lernen; er wird von Gott gesendet, unser Leben zu läutern, zu ihm zu erheben und erzieht uns für ein höheres Leben. Nimm ihn in diesem Sinne, so überwiegt der geistige Gewinn allen Kummer." Glücklich, wer in einem solchen Schmerzensgraus, in den Marie und Emilie verstrickt wurden, im lebendigen Glauben an die Weisheit Gottes einen festen Ankergrund seines Lebens besitzt! Viel schwerer aber, wen diese Gottesinnigkeit nicht erquickt, wer, nur auf sich selbst angewiesen, einsam und verlassen, aus eigener Kraft sich zur Entsagung und inneren Klarheit durchringen muß — das ist auch ein Golgatha!

Die letzten Zeilen, die Emilie an Marie schrieb, stammen vom 31. März 1846; sie beschäftigen sich in den Einleitungssätzen mit dem Schicksal eines Briefes, den die Braut an Lenau richtete — ein Beweis, daß sie in ununterbrochenem Verkehre mit Winnenthal blieb.

Bald entſank der treuen Emilie die Feder, und ihre Seele, frei von aller Erdenſchwere, ging zur ewigen Heimat ein.

Die Beziehungen Mariens zu den Anſtaltsärzten, namentlich zu Hofrat Zeller, beſtanden, ſolange Lenau noch in Schwaben war. Schon zu Beginn des Jahres 1846 hatte Zeller ihr folgendes geſchrieben: „Winnenthal, den 2. Januar 1846. Verehrteſtes Fräulein! An dem Tage, an dem ich Ihr Wertes erhielt und kaum durchleſen hatte, fing unſer teurer Kranker nach langer Pauſe, und als wenn er Ihren Wunſch vernommen hätte, wieder an, Violine zu ſpielen und zwar ganz geordnet und in ſeiner alten Meiſterweiſe. Er hat auch ſeit jenem Tage ſein ſchönes Spiel nicht ganz ruhen laſſen, wenngleich die alte Luſt noch nicht zurückgekehrt iſt. Ebenſo hat er nach ſeiner Guitarre begehrt, was noch nie der Fall war, ſolange er hier iſt. Sein ganzer Zuſtand hat ſich überhaupt ſeit acht Wochen wieder beſſer geſtaltet, ſeine Züge tragen viel mehr wieder das alte Gepräge, und in flüchtigen Augenblicken ſcheint er wie aus flüchtigem Traume erwacht. Auch auf ſein Äußeres achtet er wieder mehr, und ſo iſt auch ſeine Stimmung viel milder und gleichförmiger geworden, wenn auch ſein Gemüt noch oft ſehr gebunden erſcheint. Iſt er nur einmal zu dauerhafter Ruhe gelangt, ſo zweifle ich nicht, daß auch ſein Geiſt, der mir noch immer in ſeinem Kern unverſehrt erſcheint, zu alter Kraft und Herrlichkeit erwachen wird. Fürs erſte darf er bei uns bleiben; Herr Prokurator Schott in Stuttgart, der Stellvertreter des Wiener Prokurators, nimmt ſich ſeiner Angelegenheit ſehr wacker an, was mir ein ſehr großer Troſt iſt. Ich hätte Ihnen ſchon längſt wieder geſchrieben, aber die Erwartung noch beſſerer Dinge hielt mich bisher davon ab. Ich weiß, daß auch Sie mit mir hoffen und beten, daß unſer teurer Kranker zum neuen geiſtigen Leben erwacht, und daß Sie mit mir die Freude über jeden Lichtſtrahl teilen, der in ſein jetziges Dunkel fällt. Wie viele Herzen harren dem neuen Aufgang entgegen, möchte Gott bald ſprechen: Es werde Licht! — Die Namen ſeiner Freunde nennt er zuweilen und oft mit tiefem Gefühl, ſo auch den Ihrigen. — Ihrer Frau Mutter meine verehrungsvolle Empfehlung! — In der innigſten Hochachtung und Ergebenheit Ihr Dr. Zeller.“

So wurde der Schmerz in der leidenden Braut immer wach gehalten, neu aufgewühlt, so teilnahmsvoll auch die Nachrichten aus Winnenthal und Stuttgart lauteten. Ja, gerade dieses herzliche Mitfühlen, das in den Briefen an Marie so unmittelbar-gemütvoll nach Ausdruck ringt, mußte ihr Weh verinnerlichen: waren diese Niederschriften doch ein Beweis für die Liebe und Verehrung, die man dem Dichter, wie dem Menschen Lenau von allen Seiten darbrachte, und mußte Marie gerade dadurch den Verlust, der sie betroffen, um so tiefer empfinden. Gewiß: Zeller, der dem schwersten Lebensschmerz so oft ins Auge sehen mußte, Zeller, der erfahrene Seelenarzt, den nicht nur sein Beruf als Psychiater mit Lenau verband, sondern der, selbst ein Dichter*), eine persönliche Sympathie für den Kranken besaß, fand auch das rechte Wort, wenn es galt, der weinenden Braut Trost zu geben, was Marie mit dankbarer Seele erwiderte. Wie schicksal-versöhnend ist doch der schöne Brief Albert Zellers an Marie Behrends (aus Winnenthal vom 5. Mai 1847): „Verehrtes Fräulein! Den tiefsten Dank für Ihre und Ihrer verehrten Frau Mutter innige Teilnahme an dem großen Leid, das mich betroffen hat. Gott hat mir recht Schweres auferlegt, und fast glaubte ich, der Last des Jammers unterliegen zu müssen; aber ich durfte auch im tiefsten Weh seine Nähe und Hilfe so mächtig erfahren, daß der Dank für seine Güte und Treue doch allen Kummer wieder überwog und mich festhalten ließ an dem rechten Segen, den er mir in achtzehn Jahren so glücklichster Liebe zu teil werden ließ. Gottlob! daß es eine Gemeinschaft der Seelen giebt, die weit hinausgeht über Grab und Tod, die in der Ewigkeit beginnt und in ihr endigt und in dem, der das Leben und die Auferstehung ist, ihre Verklärung feiert. Alles, was irdisch ist, in der Liebe unserer Herzen, muß ja vergehen, sterben kann nur der Sterbliche, und alle persönliche Liebe ist ja nur ein Mittel, um in Gott den letzten wahren und sicher liegenden Einigungspunkt zu finden. Wie frohe Hoffnungen

*) Er ließ auf Wunsch seiner Freunde seine feinsinnig empfundenen Gedichte unter dem bezeichnenden Titel „Lieder des Leid's“ (1851) erscheinen.

in mir für die Genesung meiner lieben Frau in den letzten Wochen wieder zu keimen begannen, mag Ihnen ein Gedicht zeigen, das ich ihr kurz vor ihrem Hingang zu ihrem Geburts- und unserm Hochzeitstag machte. Bei Ihrem freundlichen Anteil an meinem Geschick bin ich so frei, es Ihnen beizulegen. Ja, das Leben bringt viel Schweres und Jammervolles, und es gilt, alle Kraft und Hingebung der ewigen Güter in frühen Stürmen nicht verlustig zu gehen. Wie schwer wird es mir oft in meinem Beruf, die schönsten Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen zu sehen. So ist es nun doch beschlossen, daß unser Freund uns genommen wird. Herr Schurz ist schon hier, und in der nächsten Woche soll er nach Wien abgehen. Mein bester Wärter*) geht mit ihm und bleibt hoffentlich auch bei ihm. Ich hätte nur noch kurze Frist gewünscht... In den letzten acht Tagen hatte Niembsch Momente, die das Beste für ihn in nahe Aussicht stellten. Der Himmel weiß ja alles besser als wir, und so kann ihm ja auch der Wechsel geben, was wir nicht oder nur in spätester Zeit erreicht hätten, und was wollen wir weiter, als daß es dem edlen Geiste gut gehe, bringe ihm dieser oder jener Glück! Niembsch hat mir noch die besten Grüße an Sie aufgetragen. Von seinem Wärter hoffe ich doch in den nächsten Monaten von Zeit zu Zeit Nachricht zu bekommen, die ich Ihnen so gern mitteile. — Mit der innigsten Verehrung und besten Empfehlung an Ihre verehrte Frau Mutter Ihr ergebenster Dr. A. Zeller."

Das sind schöne Worte, herausgeboren aus einer entsagungsfähigen Seele, wie es das Leben von uns nun einmal verlangt, Worte, die in der Brust der Empfängerin ein, wenn auch wehmütiges Echo fanden.

Zeller schrieb noch einmal an Marie Behrends (am 12. Dezember 1847), als Lenau sich in Pflege bei seinem Freunde Dr. Görgen in Oberdöbling bei Wien befand. Er teilte ihr mit, daß Niembsch nur einmal, im Laufe des September, einige lichte Stunden gehabt habe. Sein Geist sei noch tief umnachtet, mit seiner

*) Die treue Seele, die an Lenau mit rührender Liebe hing und sogar ein Gedicht auf ihn machte, hieß Sachsenheimer.

leiblichen Gesundheit gehe es aber fortwährend gut. Selbst die Musik, die ihm dort in der ersten Zeit noch Freude gemacht hätte, sei nun gänzlich ohne Reiz für ihn, an die geistige Beschäftigung habe er in der ganzen Zeit nur an jenem einzigen Tage gedacht. Was die dortigen Ärzte fürchten oder vielmehr bestimmt erkannt haben wollten, Hirnerweichung, habe er (Zeller) bis jetzt keinen Grund finden können anzunehmen, ja, noch jetzt lebe er der Hoffnung, daß irgend eine fieberhafte tiefer eingreifende Krankheit den Patienten sich selbst und der Welt zurückgeben könnte; aber eine solche Lösung stehe in keines Arztes irdischer Macht!

Dieser Brief bildet wahrscheinlich den Schluß der Beziehungen Mariens zu Zeller.

Nach dem Tode Emiliens, welcher der stillen Bewohnerin des Hauses in der Buchgasse zu Frankfurt eine neue Wunde riß, übertrug Marie ihre Freundschaft auf Emiliens Schwester, auf Charlotte, die an den Regierungsrat Weisser verheiratet war. Sie fand in diesem Kreise edler Menschen inniges Verständnis und jene Feinfühligkeit des Verkehrs, die ihrem wunden Gemüte wohl that. Die Jahre kamen und gingen; jedes brachte „getreulich welkes Laub und welkes Hoffen". In stillen Stunden sann Mariens Geist wohl in die Ferne, hin zu dem armen Eingekerkerten, dessen irrende Seele noch immer nicht den Weg zur letzten Heimat finden konnte. Endlich, nach fast sechsjährigem Martyrium, am 22. August 1850, schlug seine Befreiungsstunde. „Die Todesnachricht unseres armen Freundes," schreibt Marie am 15. September 1850 an Charlotte Weisser, „war mir freilich ein Schmerz; aber ich stimme gewiß ganz mit Dir überein, daß wir Gott für seine Erlösung danken müssen. Der Tod führt immer eine gewisse Beruhigung mit sich, die ich mir nicht erringen konnte, so lange er lebte und leiden mußte. Doch werden dadurch auch wieder so viele Erinnerungen erweckt und vieles angeregt, was mir höchst peinlich ist ... Deine Dich innig liebende Marie."

Nach dem Hinscheiden Lenaus richtete sein Schwager Schurz, der an die Zusammenstellung seiner Lenau-Biographie ging, an die einstige Braut des Dichters den nachfolgenden Brief: „Wien, den 11. Oktober 1850. Nachts. Verehrtes Fräulein! Gestern nach-

mittag wurden wir hier, denn auch Therese war eben von Weidling herein, von einem angenehmen Besuche aus Schwaben überrascht. Herr Ernst Müller von Stuttgart, Sohn des verstorbenen Konsistorialsekretärs Müller und einer Schwester meines Freundes, des Dichters Karl Mayer zu Tübingen, beehrte uns auf seiner Heimreise aus Kärnten und Steiermark. Da Sie nun leider, anstatt mir, wie ich gewünscht hatte, Briefe Lenaus an Sie, die wohl beiden nur zur Ehre gereichen hätten können, mitzuteilen — vielmehr Ihre eigenen an Lenau abverlangten, — so benützte ich die wie von selbst sich darbietende Gelegenheit zu deren Übermittelung. Herr Müller hatte die Gefälligkeit, dieselben unter einem Couvert an Herrn Direktor Weisser zu übernehmen. Es sind zwölf Briefe, alle nur von Ihnen, und keiner darunter von Ihrer Frau Mutter; alle erst nach Ausbruch der traurigen Krankheit Lenaus. Die älteren, die er besessen haben dürfte, mag er ohne Zweifel am 11. Oktober 1844 (also gerade heute vor sechs Jahren, wo es in Dr. Schellings Bericht heißt: „in seiner Angst raffte er viele seiner Papiere zusammen und verbrannte sie in seiner Waschschüssel") — den Flammen überliefert haben.

Liebes Fräulein, Sie unterschätzen — dünkt mich — die Liebe der Welt zu Lenau, wenn Sie etwa meinen, Lenaus Liebe zu Ihnen ginge nur Lenau und Sie allein, gar nichts aber die Welt an. Wäre Lenau irgend ein dunkler Bürger oder Bauer gewesen, so könnte man sagen: laßt ihn in Frieden unbekannt, wie er früher gewesen, auch nun im Grabe schlafen; aber er war ein Dichter, und überdies ein lyrischer Dichter, der ganz unaufgefordert von der Welt mit allen Schmerzen seiner reichen Brust vor alle Welt hintrat, ihr die Arme entgegenstreckte und rief: ‚Siehe, so bin ich! Willst Du, kannst du mich lieben?' — Beide, Welt und Lenau, fielen sich Brust an Brust, und der heilige Bund war nicht auf bestimmte Frist, nur etwa bis zum Juni 1844, sondern auf ewige Zeiten — geschlossen. Sie können also nicht verlangen — (Sie verargen mir wohl nicht, daß ich so aufrichtig rede?) — der Lenau des Juli 1844 soll ausschließlich Ihrer und niemandes anderen sein: die tausend und tausend Herzen, die ihm bis dahin folgten, erheben laute Einsprache, sie dulden eine solche grausame Entzie-

hung nicht. Dies ist der Grund, warum ich glaube, daß der Welt das schöne Verhältnis ihres Schoßlieblings Lenau zu Ihnen, mein verehrtes Fräulein, nicht umschleiert, sondern vielmehr enthüllt werden sollte. Es gewänne sonst fast den Anschein, als ob Sie sich desselben schämten, während Ihr in jeder Beziehung höchst ehrenhaftes und preiswürdiges Benehmen bisher doch gerade das Gegenteil auszusprechen schien.

Ich entsage daher auch noch jetzt nicht ganz der Hoffnung, daß Sie mir noch selbst für die Lebensgeschichte des größten deutschen Lyrikers Mitteilungen machen oder machen lassen werden. Übrigens ist es meine Absicht durchaus nicht, Sie hiezu etwa zu nötigen. Ich kann es ja nicht, und wenn ich es könnte, wollt' ich es nicht. Was ich sprach, entsprang aus Liebe zum toten Bruder und der ihn liebenden lebenden Welt. Sie sind ein scheues, zages Mädchen, ich ein offener, freier, kühner Mann; ich bescheide mich gern, daß unsere Ansichten himmelweit voneinander abweichen und dessenungeachtet eins so brav als das andere sein kann. Dies Wort — fruchtlos, und — seien Sie sicher! — keins je mehr in dieser Angelegenheit! — Nur wiederhole auch dann Freund Weisser nicht mehr seine Beschuldigung: ‚Ich hätte Sie allzu kurz abgefertigt!' — Wer nichts weiß, — wie soll der reden? —

Einstweilen flossen mir Nachrichten aus Tübingen, Koburg, Pest, Kopenhagen und eine kleine artige auch schon aus Stuttgart zu. Stuttgart und Frankfurt müssen sich sehr wacker rühren und die Herzensschleuse hoch aufziehen, wenn sie nicht allzuweit hinter dem freudigen, gemütlichen, zutraulichen Wien zurückbleiben wollen. Gott geb' es! Nichts als Lenau! werden Sie denken. Aber red' ich denn nicht zu seiner guten treuen Braut? — Von was ihr Wohlgefälligerem könnte ich denn sonst sprechen? — Er lebt und webt in mir wie in Ihnen. Mit der Hand, die die seinige hundertmal drückte und sein brechendes Auge schloß, winke ich Ihnen teilnahmvoll Lebewohl. Schurz."

Therese, Lenaus Lieblingsschwester, von der Majestät des Todes ergriffen, sandte an Marie folgendes Schreiben: „Teures Fräulein! Ihr liebes freundliches Schreiben hat mich innigst erfreut und gerührt. Knüpfen sich an dasselbe auch viele trübe Er-

innerungen, war es mir doch sehr angenehm, von Ihnen zu hören. O glauben Sie, daß, obwohl wir einander ferne gestanden, fremd geblieben, ich dennoch immer den wärmsten Anteil an Ihrem höchst traurigen Schicksal nahm — war dann Ihr Kummer nicht auch der meinige? — —

Armer Bruder! wer ahnte dies! es sind nur sechs Jahre vorüber, daß du Abschied von deiner Heimat und Lieben nahmst. Ich hoffte damals Gutes für ihn; sein sturmbewegtes Leben hätte sich ja an der Seite einer so liebenswürdigen Gattin ruhiger, zufriedener gestalten können; vieles sprach er von Ihnen, liebes Fräulein, der teuren Braut, Ihren schönen Tugenden, wahrer Herzensgüte, daß ich mich schon freute, Sie bald als liebe Schwester, nahe Verwandte umarmen zu können. Die Vorsehung hat es aber anders gewollt; kein Glück war ihm beschieden auf Erden, nur Leiden im vollsten Maß, bittere schwere Leiden. Ach, es schmerzt und kränkt mich so tief, wenn ich an alles denke; sein Unglück war gar so groß! Dieser hohe göttliche Geist mußte solch ein Ende nehmen! Doch ich klage zu viel in Ihre wunde Seele; es ist ja nun alles gut: sein Todesengel hat ihm Ruhe und Friede gebracht; möge der Unvergeßliche sanft schlummern! sein Sterben ist neues Auferstehen und ein Fortleben. Gott tröste ihn, wie auch Sie — — teure Marie, kommen Sie an das Grab; hier aus meinem Fenster können wir darauf blicken; es ist so schön mit frischen Blumen und Kränzen von meinen Kindern geschmückt; viele Menschen besuchen es, und manche Thräne benetzt den Hügel.

Des Himmels Segen über Ihr Haupt! Vergessen Sie allen Schmerz und denken Sie manchmal der Schwester Ihres lieben Niembsch, die Ihnen einen Kuß auf die Stirne drückt. Mit vollster Achtung Ihrer Mutter mich empfehlend, Ihre treue Therese.

Mein Mann wird selbst schreiben wegen der Briefe; mögen dieselben als heiliges Andenken in Ihren Händen bleiben, wir haben kein Recht darauf."

Wie Marie Behrends die Weise Schurzens, ihre Hilfe für sein Buch zu erlangen, beurteilte, dafür ist folgender Stimmungsbericht aus ihrem Brief an Mariette Zöppritz (17. Oktober 1850) äußerst charakteristisch: „Wir sind recht schnell und gut hier ange-

kommen, und wenn ich mich durch einen Brief des Herrn Schurz nicht hätte über alle Maßen aufregen lassen, so wäre die Reise mir auch ganz gut bekommen, aber so mußte ich die Alteration gestern den ganzen Tag mit Kopfweh büßen. Ich wollte nur, Du könntest dieses Meisterstück lesen, er will mich eben durchaus zur Herausgabe von Niembschs Briefen bewegen und schreibt unter anderem: ‚Sie unterschätzen die Liebe der Welt zu Lenau, wenn Sie etwa meinen, Lenaus Liebe zu Ihnen ginge nur ihn und Sie allein, gar nichts aber die Welt an. Wäre Lenau irgend ein dunkler Bürger oder Bauer gewesen, so könnte man sagen, laßt ihn in Frieden‘ u. s. w., ferner: ‚Sie können nicht verlangen, der Lenau des Juli 1844 soll ausschließlich nur Ihnen und niemand anderer sein, die tausend und tausend Herzen, die ihm bis dahin folgten, erheben laute Einsprache dagegen ꝛc. . .‘ Dann kommt eine Stelle, wo er ausruft: ‚Sie sind ein scheues, zages Mädchen, ich ein offener, freier, kühner Mann‘. Ist Dir je etwas Ähnliches vorgekommen, jetzt kann ich darüber lachen, aber im ersten Augenblick war ich ganz außer mir darüber. Hingegen hat mir der Brief der Frau Schurz unaussprechliches Vergnügen gemacht, sie schreibt mir so liebevoll und herzlich. Sie muß eine liebe gute Seele sein, und es ist mir eine wahre Herzenserleichterung, daß ich, wenn auch spät, mich ihr so genähert habe und Niembschs Schwester so gut gegen mich gesinnt ist.“

Diesen Brief schrieb Marie von Stuttgart aus. Sie war der Einladung Charlotte Weissers und ihrer Familie gefolgt, zu ihnen zu kommen. Der Aufenthalt daselbst im Kreise jener Menschen, die durch persönliche Erinnerung an Lenau gebunden waren, beschwichtigte ihr Gemüt, das gerade um diese Zeit (Spätsommer 1850) durch das Ableben des Geliebten und jahrelang Betrauerten in erneute schmerzliche Wallung versetzt war. Vertrauensvoll öffnete sie den zartsinnigen Stuttgarter Freunden ihr gramvolles Herz und fand, indem sie des Trostes der gegenseitigen Aussprache teilhaftig ward, Kühlung der heißen Wunde. „Komme, was kommen mag — die Stunde rinnt auch durch den rauh'sten Tag“, sagt das Dichterwort.

Marie hatte die bittere Wahrheit dieses Spruches auskosten

müssen — nun, wo Lenau der Erdenschwere entrückt war, rang sie sich, unter dem feinfühlenden Zuspruch gleichgestimmter Seelen, allmählich zu jener Herzensstärke durch, die durch die schwerste Entsagung siegreich hindurchgegangen war. Was sie bei Charlotte Weisser und deren Angehörigen gewann, sagt ihr Brief an sie: „Frankfurt, den 2. November 1850. Liebste Charlotte! Die Unruhe der letzten Tage, die ich bei Dir zubrachte, und die beständige Sorge, zur rechten Zeit an- und fortzukommen, haben mir den Abschied etwas erleichtert, aber nach unserer Trennung war ich recht traurig und niedergeschlagen. Ich war sehr gern bei Euch, und es that mir unbeschreiblich leid, Euch zu verlassen, es war mir so wohl bei Euch! Die Zeit, die ich bei Euch zubrachte, ist mir eine schöne, unvergeßliche! ich halte sie fest in der Erinnerung, und so bleibt sie mir unverloren. Der Umgang mit Dir und Deinen teuren Schwestern hat mein Gemüt erheitert und gestärkt, Eure Freundschaft ist und bleibt mein höchstes Gut, wieviel entbehrte ich ohne sie! Ich habe bei Euch eine zweite Heimat gefunden, und mein Zusammensein mit Euch hat unendlich wohlthätig auf mich gewirkt . . . Lebe nochmals wohl und sei meiner dankbaren innigen Liebe versichert, mit der ich für immer bin Deine Marie."

Es folgt nun ein stilles, zurückgezogenes Leben. Marie blieb sich und dem Toten und ihrem Schmerze treu. Ihre Klause in der Buchgasse zu Frankfurt war ihre Welt. Was da draußen im verworrenen Getriebe der Menschen vorging, rauschte hier nicht herein. Stiller und einsamer ward's im Laufe der Zeit um die Einsiedlerin, der „der Brautschleier zum Nonnenschleier geworden war". Die Mutter starb, Charlotte Weisser schied, und auch deren Tochter Sophie, der Marie sich nach Charlottens Tode innig angeschlossen, sank vor ihr ins Grab. Die Briefe, die Marie mit Sophie gewechselt, sind nach mancher Seite hin so bedeutsam für das Innenleben der Schreiberin, so rührend schlicht und wahr empfunden, daß es sich wohl verlohnt, in diesen teuren Schatz einen Blick zu thun. Am 1. Februar 1875 schreibt Marie: „Es freut mich sehr für Dich, daß Du so heitere Weihnachten verlebtest; wo Kinder sind, kommt die Heiterkeit von selbst, und man wird

mit hineingezogen. Bei mir war es anders. Zum erstenmal seit meiner Mutter Tod war ich am Christabend ganz allein. Da fällt das Bewußtsein des Alleinstehens in dieser Welt doppelt schwer aufs Herz, und längst vergangnes Weh taucht wieder auf. Aber ich will Dir nicht vorklagen. Mit meiner körperlichen Gesundheit geht's gut, und der Druck auf meinem Gemüt wird mich wohl erst mit dem Leben verlassen und muß ertragen werden, vielleicht kommen mir auch einmal wieder mehr Kräfte." Ähnlich heißt es vom Weihnachtsfeste 1877: „Es freut mich sehr für Dich, daß das Weihnachtsfest so schön bei Euch verlief; die Kinder sind überall das erheiternde Element. Ich war am Christabend bei meiner Schwägerin, wo nur eine ganz kleine Bescherung stattfand. Friedrichs, meines ältesten Neffen, gute Laune ließ wenigstens äußerlich keine ernste Stimmung aufkommen. Wie wehmütig mir's zu Mute war, kann ich nicht sagen. Wenn ich in meines Bruders Stube trete, mein' ich immer, die Decke fiel' auf mich; aber der Kontrast von äußerer Freude anderer und meiner inneren Trauer ist mir kein neuer seit Jahren . . ." Am 2. Mai 1875 schreibt sie an Sophie: „. . . Ich bin zuweilen so rast- und ruhelos, und, einmal aufgeregt, steigert man sich durch seine Gedanken noch mehr . . . Übrigens bin ich nicht mehr so reiselustig und reisebereit, wie früher, und wenn ich nicht dächte, es sei mir gut, mich aus meinem Einerlei herauszureißen, blieb ich sicher zu Hause. Sonst war mir das Alleinsein gar keine schwere Aufgabe, jetzt bangt mir fast vor den langen Sommertagen. Wenn mein großes Diner vorbei ist, wozu ich höchstens zwanzig Minuten brauche, ist es gar lange bis Abend, und wenn man dann Tag für Tag keine menschliche Seele sieht, fällt einem das Gefühl des Alleinstehens schwer aufs Herz und verbessert nicht die Gemütsstimmung" . . .

Am 28. Dezember 1877 äußert sie in einem Briefe: „Am Weihnacht las ich die Todesanzeige Zellers in der Zeitung; er thut mir doch recht leid. Ein klein wenig hegte ich noch die geheime Hoffnung, es könne sich doch noch so glücklich fügen, daß ich ihn noch einmal sähe. Aber da kommt der Tod und macht einen Strich durch Wünsche und Pläne. Ich habe den Mann nur einmal im Leben gesprochen, und doch ist es mir, als habe ich einen

Freund verloren. — Wenn ich so überlege, wie viele mir schon gestorben, bin ich ganz erstaunt, noch da zu sein . . ." Um sich gewaltsam ihrer Sehnsucht nach abgeschlossener Ruhe und dem Hange, sich in sich selbst zu versenken, zu entreißen, besuchte sie in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens hin und wieder ein Kränzchen oder das Theater, über welche Kühnheit sie anfangs wohl selbst am meisten erstaunt war. Fast wie Entschuldigung vor sich selbst klingt es, wenn sie am 3. Februar 1878 der geliebten Freundin in Stuttgart mitteilt, daß sie zum erstenmal seit langen, langen Jahren einen Ball besucht habe und dann sagt: „Um zehn Uhr war ich wieder zu Haus . . . Ich komme nirgends so hin und bereue es nicht, dort gewesen zu sein. Man wird noch einige Zeit darüber reden, viel tadeln und räsonnieren, das ist nun einmal so; denke nur nicht, es sei halb kindisch von mir, an einen solchen Platz noch zu gehen, ich that es auch zum Teil, um meinem Hang nach, nun, wie soll ich's nennen, Alleinsein und sich von allem Zurückziehen entgegenzuarbeiten. Ich bin so schwerfällig geworden, daß ich meine vier Wände nicht mehr verlassen möchte, und wenn ich mehrere Abende nacheinander in einem Kränzchen oder Theater war, habe ich die größte Sehnsucht, zu Hause zu bleiben. Dann denke ich, es sei nicht gut, ich solle mir nicht nachgeben . . ."

Mit diesem Hang zum Alleinsein steht in Übereinstimmung Mariens Scheu vor der Öffentlichkeit, sobald Lenau dabei in Frage kam. Diese auffallende Ängstlichkeit, die sich nicht nur auf die Mitteilung der in ihrem Besitze sich befindlichen Lenau-Briefe und sonstigen Memorabilien erstreckte, sondern auch alles umfaßte, was über Lenau geschrieben oder auf ihn Bezug nahm, könnte dem Uneingeweihten als eine fast krankhafte Neigung erscheinen. Aber man vergesse nicht die furchtbare Schwere des Unglücks, das Mariens Gemüt belastete, ein Unglück, dessen harter Druck nie wieder von ihrem Leben gewichen ist. Zu verschiedenen Malen ward zwischen ihr und Sophie, sowie deren Bruder Paul Weisser die Frage der Lenau-Erinnerungen erörtert. So schreibt sie an Paul Weisser am 24. Juni 1875 u. a.: „Die Frage, was einmal aus Niembschs Briefen an mich werden solle, war gerade in letzter Zeit wieder

lebhafter in mir angeregt worden. Ich entwarf und verwarf vielerlei Pläne, wußte nicht, wie sie ausführen, und kam zu keinem Entschluß." In ihrer edlen Bescheidenheit fährt sie weiterhin fort: „Meine Aufzeichnungen sind höchst unbedeutend und für das weitere Publikum ganz unbedeutend und wurden auch nicht in dieser Absicht abgefaßt. Ich schrieb alles nur so nieder, wie es sich seiner Zeit ereignete. Wenn Sie jedoch glauben, oder vielmehr wenn Sophie, die einzige Person, die sie gelesen hat, glaubt, sie gäben einen richtigen Einblick in den Gang der Ereignisse, so will ich meine Bedenken überwinden und sie Ihnen zur Einsicht geben. Der Gedanke an eine Veröffentlichung der Briefe noch bei meinem Leben erfüllt mich stets mit Angst und Scheu . . . Tritt die Erkenntnis einmal an mich heran, meine Pflicht gegen Niembsch erheische eine solche [Herausgabe], so werde ich in dieser Überzeugung schon den Mut finden." Diese Worte schrieb Marie zu einer Zeit, wo — wie aus einem andern Aktenstück von ihr hervorgeht — sie abermals viel über einen Toten gehört hatte, was sie recht betrübte, besonders daß er stets so hart beurteilt würde und daß nie ein Freund für ihn auf- und eingetreten wäre. Das Urteil ist nun zwar in dieser Bedingungslosigkeit nicht zutreffend. Wenn Lenau auch hier und da eine Verkennung seiner reinsten Motive fand, wenn gewisse moralsüchtige Verketzerer auch ihr Anathem auf diesen Häretiker schleuderten, und sich nicht entblödeten, das Andenken des Toten bei der Nachwelt zu verunglimpfen, eine Ehre, auf die so ziemlich jeder Geist, der aus den Bahnen spießbürgerlicher Alltäglichkeit hinausdrängt, ein ihm — man möchte fast sagen: gesetzlich gewährleistetes Recht besitzt, so waren ihm doch ebenso verständnisvolle Freunde als tüchtige Biographen erstanden. Es ist überhaupt zu bezweifeln, daß Marie Behrends die meisten der noch zu ihren Lebzeiten erschienenen Veröffentlichungen über ihren Bräutigam kannte. In ihrem Tagebuch sagt sie an einer Stelle, daß sie seiner Zeit nur Emma Niendorfs Buch „Lenau in Schwaben" gelesen an einer andern später (Ende 1875) hinzugefügten, daß sie 1874 die Lenau-Biographien von Grün und Frankl kennen gelernt habe, die manches sie Betreffende ungenau darstellten. Daß sie übrigens ihre Scheu vor allen Lenau-Publikationen selbst

als eine Schwäche ihres Wesens erkannt hat, sagt eine Stelle aus ihrem Briefe vom 2. Mai 1875 an Sophie Weisser: „Überhaupt sehe ich jetzt ein, wie verkehrt es von uns war, in früheren Zeiten alles, was über Niembsch geschrieben wurde, zu ignorieren. Freilich wir hätten nichts daran ändern können, aber doch wenigstens damals die Wahrheit erfahren von denen, die von allem genau unterrichtet waren und die jetzt nicht mehr sind." Diese Ängstlichkeit ist zeit ihres Lebens nicht von ihr gewichen, sondern hat sich mit den Jahren noch vertieft. So liest man in einem aus dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens stammenden Briefe die kurze, vielsagende Äußerung: „Abends kam eine Dame zum Thee, die mich kennen lernen wollte, was mich immer so verlegen macht." (2. September 1877). Geradezu in Harnisch geriet die milde Marie, als ein gewisser Berliner Held der Feder bei ihr anfragte, ob sie unter die berühmten Frauen aufgenommen werden wollte? Sie schrieb diesem „Kerl", der in solcher Litteratur machte, die richtige Antwort. Alles Scheinen und Prunken war ihrem Wesen verhaßt.

Wie sie es wünschte, still und von der großen Menge unbeachtet, ist Marie am 6. September 1889 weltvergessen in ihrer Vaterstadt aus dem Leben geschieden.

Marie Behrends wird jedem feiner fühlenden Menschen ein Bild der tiefsten Rührung sein. In ihrer mittelgroßen, zarten, anmutigen Gestalt, das von einem — man möchte sagen: madonnenhaften ovalen Antlitz gekrönt wurde, aus dem die Augen hell und milde herausleuchteten, wohnte eine schöne, große Seele, die den feinsinnigen Dichter sofort fesselte. Ein „Sturm der Sehnsucht" erfaßte den müden Erdengast, als er sich ihr genähert. In „berauschtem Sturmesflug" eilte er nach Frankfurt: „in der Freude Sturmeswogen unaufhaltsam fortgezogen". Vor der Urgewalt seiner Liebe hielt kein Bedenken stand: die Wiener Fessel wollte er mit einem Ruck abschütteln, seine finanziellen Verhältnisse regeln und selbst den Glauben wechseln, falls es nötig wäre. Und auch hierin verstand ihn Marie. Sie sagt in ihren Aufzeichnungen: „Auf seine Frage, ob es mir leid wäre, daß er katholisch sei, antwortete ich entschieden: nein; wir haben doch wohl eine Religion; wir glauben beide an einen Gott, die Unsterblichkeit unserer Seelen, ein besseres

Leben, einen Himmel! nicht ohne Dich, setzte ich kaum hörbar hinzu.“ Liest man dieses Bekenntnis, so wird man unwillkürlich an Lenaus Wort aus seinem „Savonarola“ erinnert:

„Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

— — — — — — — — — — — —

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.“

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben.

„Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen
Und in den schalen, herben Erdentagen
Rasch eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde floh, und still will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verlustes bebte.“

Die einzig schönen Stunden in Frankfurt entflohen, und als er aus Wien nach Stuttgart zurückkam mit schmerzdurchwühltem Herzen und irren Gedanken, da hatte Emilie Reinbeck wohl Recht zu schreiben: „Verschwunden war die frohe Zuversicht, mit der er behauptet hatte: er werde mit seiner Marie eine Musterehe führen. Ihre schönen lieben Augen sollen nie eine Thräne über ihn vergießen! Einen reichen Frühling wolle er durch seine Liebe um seine junge Gattin zaubern, ihr alle Opfer der Kindesliebe und versäumten Jugend tausendfach vergüten u. s. w. Ach und wie bald haben sich diese lieben schönen Augen fast blind um ihn geweint! — Bei ihm war diese Liebe nur eine schöne (flüchtige) Rührung, die wie eine sanfte Melodie verklang, vor dem wilden Rauschen ungebändigter Leidenschaft. Bei ihr war's aber der unauslöschlich tiefe Eindruck der ersten Liebe, mit dem Entzücken einer

kindlich reinen, bescheidenen Seele, sich durch die Liebe und das Vertrauen eines so ausgezeichneten edlen Geistes, so geehrt und so gehoben zu sehen, daß er sie gerade unter der großen Menge ihres Geschlechts zu seiner Gattin wählte. — Wie kurz hat ihre Seligkeit gedauert, und wie teuer muß nun das arme, unschuldige Herz sein kurzes Glück bezahlen?"

Ja, Marie hat die paar kargen Glückesstunden, die das Schicksal ihr vergönnt, mit einem Leben voll Schmerz und Gram ausgleichen müssen. Wohl mag in ihrer stillen Einsamkeit ihr zuweilen der leise Wunsch gekommen sein, sich „rastend in die Grube zu schmiegen", da sie zu jenen weiblichen Wesen gehörte, über deren Seele sich in Zeiten stürmischer Erregung eine Starrheit lähmend breitet, die nicht das erlösende Wort findet, weibliche Wesen, die ein reges Innenleben führen und darum das Schmerzvolle ihres Daseins um so tiefer auskosten müssen.

Das geistige Bild dieser edlen Gestalt würde nicht treu sein, wenn wir einen Zug unerwähnt ließen, der diesem Wesen erst den Stempel wahrer Seelengröße giebt. Gegen den Schluß ihres Tagebuches wirft sie selbst die Frage auf, nachdem sie zuvor flüchtig Lenaus Verhältnis zu Sophie Löwenthal angedeutet: „Unter den vielen deutschen Frauen und Mädchen, welche die Beschreibung seiner Leiden und seiner Kämpfe lesen, wird manche entrüstet fragen: und suchte die Braut nicht durch freiwilliges Zurücktreten ihn zu erleichtern, seine Seelenpein zu lindern, um ihn zu retten? Für alle, an deren Urteil mir etwas liegt, habe ich obige Bemerkung gemacht*), wie ich viel später die näheren Umstände erfahren, und muß hinzufügen, daß Frau von Reinbeck vieles anders darstellte, als es in biographischen Schilderungen der Fall war . . ."

In einer Aufrichtigkeit, der man nach alledem schon glaubt, fügt sie zum Schluß hinzu: „Ich will mich nicht stärker und besser hinstellen, als ich bin: damals hätte ich weder Frau v. Reinbeck, noch meiner Mutter geglaubt, er habe mich zu seinem Glücke nicht

*) Daß sie nämlich erst im Sommer 1845, nachdem Lenau also fast ein Jahr bereits in Winnenthal war, sein Verhältnis zu der Wiener Frau vollständig kennen lernte.

mehr nötig. Nur er selbst hätte diese Überzeugung mir geben können. Aber einmal davon überzeugt, hege ich die feste Zuversicht, daß Gott mir die Kraft geschenkt hätte, mein Glück dem seinigen zum Opfer zu bringen, ohne ihn die Größe dieses Opfers ahnen zu lassen."

Mit diesen Worten wollen wir von Marie Behrends, die am Ausgange von Lenaus Leben steht, Abschied nehmen. Rein und hoch ragt diese Lichtgestalt in unserer Erinnerung auf: ein Bild schmerzgeweihter Entsagung.

Anhang.

1.

Folgende kurze Notizen mögen eine Ahnung von jenen wertvollen Traditionen und denkwürdigen Erinnerungen geben, die sich an das Elternhaus August von Hartmanns knüpften. Johann Kaspar Schiller stieg, wenn er von der Solitude nach Stuttgart kam, bei Johann Hartmann ab. August Hartmann redigierte dem alten Schiller ein Buch über Obstbaumzucht, für welchen Zweig der Hortoagrikultur Johann Kaspar bekanntlich großes Interesse besaß, weshalb er sich von Schwäbisch-Gmünd nach Ludwigsburg zurückversetzen ließ, um dort auf einem gemieteten größeren Stück Land der Obstbaumzucht obzuliegen. Wie Hartmann an dem geistigen Streben des alten Schiller Anteil nahm, so wurden auch eben durch des Vaters Vermittlung die litterarischen Erzeugnisse seines großen Sohnes im Hartmannschen Hause bekannt; mit dem regsten Interesse verfolgte man hier den aufstrebenden Lebens- und Werdegang Friedrich Schillers. Als dieser nach jahrelanger Abwesenheit zum ersten Male wieder (1793) den Boden seiner teuren Heimat betrat und nach der schwäbischen Hauptstadt kam, war es wiederum das Hartmannsche Haus, das durch seinen Besuch zuerst ausgezeichnet wurde. Die Familienmitteilungen erzählen, daß August Hartmann ihm eine Wohnung besorgte, daß der Bruder Heinrich ihn auf die Solitude begleitete, da Schiller des Weges dahin nicht mehr völlig sicher war. Man wird es Heinrich Hartmann nachfühlen, wenn er später noch oft versicherte, wie unver-

geßlich angenehm ihm dieser Spaziergang und wie wonnevoll das Wiedersehen von Sohn und Eltern und Geschwistern gewesen sei.

Von den übrigen Dichtern, die in diesem gastlichen Hause geweilt, sei ferner Goethe erwähnt, der, als er zum erstenmal mit dem Herzog Karl August Stuttgart besuchte, Dezember 1779, täglich zu Hartmann kam. Großen Genuß bereitete dem vornehmen Gaste der Vortrag Henriettens, Augusts Schwester, die mit ihrer einschmeichelnden Stimme dem Dichter ein ihm damals neues Lied auf Werthers Tod: „Ausgelitten hast Du, ausgerungen" wiederholt vorsang. Von Herzog Karl Eugen bekam Johann Georg Hartmann den Auftrag, dem hohen Fremden Cicerone zu sein; als Anerkennung empfing er von Karl August eine goldene Tabatière.

Zu nennen ist ferner noch Christian Friedrich Daniel Schubart, der unglückliche Gefangene auf dem Hohenasperg bei Ludwigsburg, jener berüchtigten Festung, hinter deren öden Kerkermauern so manches blühende Leben hat verwelken müssen. Auch Theobald Kerner, der Sohn unseres unvergeßlichen Justinus, hat hier einst (in den fünfziger Jahren) als politischer Gefangener gesessen, weil er — wie er sagt — die Freiheit allzu lieb hatte*). Schubart liebte das Hartmannsche Haus von ganzer Seele, und man kam dem Leidgebeugten und dem der Teilnahme Entwöhnten hier mit doppelter Liebe entgegen. Manchen Nachmittag hat er in diesem ihm vertrauten Kreise zugebracht, meisterhaft Klavier spielend und mit seiner schönen Baßstimme ergreifende Lieder singend, von denen namentlich Schlachtenlieder in der Erinnerung Hartmanns haften blieben. Nicht selten empfing Schubart, wenn Hartmann ihn besuchte, ihn mit den Worten: „Ach, Hartmännle, Du kommst mir gerade recht: sei doch so gut, und schreib' mir da etwas!" Und sans façon drückte er den Besucher sanft vor den Schreibtisch nieder und diktierte ihm.

Wenn ich den Mitteilungen der Nachkommen dieser denkwürdigen Familie noch entnehme, daß Lavater, Jung-Stilling,

*) Vergl. das Vorwort zu „Prinzessin Klatschrose. Ein Blumen-Bilderbuch für Kinder." Von Theobald Kerner. Stuttgart.

Matthisson, Schlosser (Goethes Schwager), von Wangenheim, Herder, Minister von Lerchenfeld, Graf Reinhardt in mehr oder minder innige Beziehungen zu diesem Hause und seinen Mitgliedern traten, so wird man daraus unschwer die Bedeutung dieses geistigen Mittelpunktes erkennen.

2.

Nicht unwillkommen dürfte dem Leser die folgende Charakteristik dieses großen Humoristen aus der Feder Emiliens sein, die in einem Briefe 13. Juli 1819 schreibt: „Jean Paul Friedrich Richter ist 56 Jahre alt, von großer korpulenter Statur, hat braune, lange, etwas gelockte Haare, eine große Glatze, blaue Augen, wovon das eine etwas schielt, rundes, volles, etwas rötliches Gesicht, mittlere Nase und Mund, ein feines und ein hartes Ohr. Ein sehr artiger weißer Pudelhund ist immer mit ihm, façons sind keine an ihm zu bemerken. Er hat etwas sehr Einfaches, Natürliches in seinem Benehmen, das nicht leicht den großen Dichter in ihm ahnen läßt, er ist treuherzig, gutmütig und läßt in seinem Gespräch oft den feinsten Witz leuchten. Er wohnt ganz in unserer Nachbarschaft im Hause des Kaufmanns Mohl und wird sich mehrere Wochen hier aufhalten."

In ihren Jahresbetrachtungen, in denen sie um die Jahreswende einen Rückblick auf den verflossenen Zeitraum zu werfen pflegte, findet sich (1819) noch folgender Passus über den großen Humoristen: „Gegen Ende Juni kam Jean Paul auf mehrere Wochen hierher; er wohnte uns gegenüber und war oft unser Gast beim einfachsten Mittagessen, wie er es eben fand, wenn er ungeladen, aber stets herzlich willkommen, sich dabei einfand. Ich erkannte gleich ein gar reines liebevolles Gemüt in ihm, und darum stund mir diesmal meine Schüchternheit nicht so sehr im Wege, wie gewöhnlich, wenn ich ausgezeichnete bedeutende Menschen vor mir habe; ich gewann mir bald einen warmen Freund in ihm, ob er es mir bleiben wird? — ich glaube nicht. Sein Gedächtnis ist mit zu viel glänzenden Gegenständen angefüllt, als daß der schwache Schimmer meines Andenkens durchdringen könnte; eben wenn er einmal von außen her sollte wieder an mich erinnert werden, so

wird er gewiß wohlwollend und freundlich meiner gedenken.“ Diese Selbstschätzung Emiliens spricht beredt genug für ihre persönliche Bescheidenheit.

3.

Über Kreutzer schreibt Emilie in ihrer Jahresbetrachtung 1821: „Im November kam Kapellmeister Kreutzer für einige Wochen hierher, dessen Kunst und Freundschaft wir manche genußreiche Stunde verdanken; besonders wird mir die Komposition des Orest unvergeßlich sein, die er uns einen Abend vortrug und die in ihrer gefühlvollen Einfachheit und Wahrheit dem Dichter und Komponisteur gleiche Ehre machen.“

4.

Jung-Stilling hatte — ein rührend schlichter Beweis für seine warme Freundschaft zu Hartmann — dem Vater Emiliens eine Kappe, deren Schnitt unserm Jung-Stilling, dem ehemaligen Meister von Nadel und Zwirn, offenbar nicht gefiel, eigenhändig mit seinem wieder hervorgesuchten Schneiderhandwerkszeug zurechtgenäht. Hartmann hielt diese Kappe als eine Reliquie in hohen Ehren, bis sie ihm, vermutlich von einem sammelwütigen Individuum, gestohlen wurde.

5.

Vergleiche u. a. Lenaus Briefe an Reinbecks vom 27. März 1835, vom 15. Oktober 1835 („Gestern sagte mir Hofrätin Kleyle, sie habe 300 Gulden C. M. beisammen fürs Denkmal. Hier seh ich Dein vergnügtes Schmunzeln.), vom 5. Februar 1836, vom 22. Februar 1836. Am 5. Mai 1835 schreibt Lenau in einem in Nr. 235 der Sonntagsbeilage des „Schwäbischen Merkurs“ 1880 erschienenen Briefe an Reinbeck: „Lieber Freund! — Ich habe die Hofrätin Kleyle schillerisch gestupft; die Hofrätin Kleyle hat den Erzherzog Karl schillerisch gerupft, und der Erzherzog Karl hat höchst großmütig 400 Gulden C. M. für das Denkmal bestimmt. Das ist sehr ehrenvoll und wird Nachahmung finden. Die Hofrätin hat mir den glücklichen Erfolg ihrer Verwendung neulich mit

größter Freude erzählt, als ich zum Mittageſſen bei ihr in Penzing war. Der Erzherzog Karl iſt ein großer Ehrenmann, das beweiſt er bei jeder Gelegenheit. Ferner hat auf Betrieb dieſer guten Frau der General Graf Grün (wohl: Grünne?) 40 Gulden C. M., der Hofrat Kleyle 10 Gulden C. M. gegeben. Überdies hat ſie mit dem liebenswürdigſten Eifer eine Subſkription eröffnet, auf deren Wege gewiß eine namhafte Summe zuſammenkommen wird. Ich bin voll Freude, Dir ſolche Nachrichten geben zu können. Die Gelder werden durch Arnſtein und Eskeles an die Stuttgarter Hofbank angewieſen werden."

6.

In den „Mayer-Hartmannſchen Erinnerungen" 1885 leſen wir über ſie (S. 50): „Julie, ... die treue Hausverwalterin ihres Vaters nach dem Tode der verehrten Mutter (1832), nach des Vaters Hingang mit einer treuen Dienerin unten im Reinbeck-Hartmannſchen Haus in geſchäftiger Ruhe lebend, war uns Jungen, die von ihren freundſchaftlichen Beziehungen zu den Dichtern Kerner und Rückert etwas vernommen, ſchon darum eine intereſſante Erſcheinung, wurde uns aber mehr und mehr eine liebe und werte dadurch, daß ſie, ihrem Vater höchſt ähnlich, in Schlichtheit und Geradheit imponierte, und wenn ſie auch häufig über kleinere und größere Leiden, Familien- und andere Dinge zu klagen hatte, die Wärme und Güte ſelber blieb. Ihre behaglichen Räume mit der alten, für unſern Maßſtab vornehmen, geheimrätlichen Ausſtattung, Bildern von Onkel Ferdinand, Emilie Reinbeck ꝛc. ausgeſtattet, durchwehte ein feiner Geiſt, etwas wie Nachklänge jener Zeit, welche für die deutſche Politik unfruchtbar und verderblich geweſen ſein mag, für unſeres Ländchens innere Entwicklung höchſt bedeutend, an geiſtigen Größen und Charaktern reich, in Wertſchätzung der Litteratur und Kunſt, Pflege der Freundſchaft und edleren Geſelligkeit die Glanzzeit der ſchwäbiſchen Hauptſtadt geweſen iſt."

7.

Schurz ſchreibt (II 266) vom 29. November 1844: „Als Zeller wiedergekehrt war, trug uns Lenau ein Gedicht auswendig

vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München nachts auf dem rollenden Eilwagen und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Es war dasselbe eigentlich in sein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht „Don Juan" nachträglich bestimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewiesen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte seines Nachlasses aufgenommen ward. Zeller schrieb es ihm mit der Bleifeder sogleich nach. Tiefe Wehmut und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieser wahrhaften, sinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigentümlichen Reiz besitzt aber diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängnis nach das allerletzte von Lenaus Gedichten ist, dann, daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mitteilte. Würde er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, so wäre dasselbe ganz spurlos von der Welt verschwunden; denn es fand sich nicht schriftlich vor; ja, es wußte sogar nicht einmal jemand von seiner Existenz. Es ist dasselbe solcherweise ein höchst seltenes Geschenk einer schönen Stunde im Wahnsinn."

Personenverzeichnis.

Adelheid (Lenaus angebl. Tochter) 36. 38. 39. 48.
Alexander, Graf von Württemberg, 50. 51. 105. 113. 164. 252. 326. 343.
Auerbach, B., 186.
Auersperg, s. Anastasius Grün

Baggesen, 132.
Bauernfeld, Eduard von, 217. 380. 381.
Baumann, Alexander, 250.
Bawr, Charlotte von, 138.
Bayer, 279. 280.
Beethoven, Ludwig van, 52. 56. 57. 58. 60. 61. 109. 113. 246. 251. 313. 343.
Behrends, Frau A., 189. 207. 279. 344. 345. 347. 349. 350. 351. 352. 353. 355. 357. 369. 372. 374. 375. 380. 381. 383. 384. 385. 387. 391. 392.
Behrends, Dr. Adolf, 338. 347. 353. 354. 357. 367.
Behrends, Johann Konrad, 338. 355.
Behrends, Marie, 53. 81. 87. 186. 187. 189. 197. 204. 207. 242. 258. 260. 261. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 270. 271. 272. 274. 275. 277. 279. 280. 281. 288. 337 ff.
Behrends, Philipp, 338. 353.
Bettina, 58.
Braun von Braunthal, Carl Johann, 59.
Buff, Amtmann, 53.
Buff, Charlotte, 53.
Büffon, 161.

Challier, Ernst, 94.
Chamisso, Adalbert von, 53.
Claudius, Matthias, 292.
Cotta, 50. 59. 60. 141. 174. 187. 254. 345. 346. 347. 351. 353. 356. 360,

Dannenberger, Anna Marietta, 132.
Dannenberger, Hofrat, 132.
Deinhardstein, 217.
Devrient, 315.
Dittenhofer, Kupferstecher, 132.

Evers, Karl, Komponist, 172. 175. 330. 335.

Ferdinand III, 132.
Ferdinand (Diener) 193. 194.
Feuchtersleben, Freiherr von, 217.
Finkenstein, Henriette von, 322.
Fouque, 101.
Franck, Gustav Ritter von, 246.
Frankl, Ludwig August, 32. 57. 78. 213. 214. 215. 218. 219. 220. 251. 252. 254. 256. 292. 315. 394
Freiligrath, Ferdinand, 87.

Geibel, Emanuel, 95.
Gerok, Karl, 139. 141. 144.
Gervinus, G. G., 132.
Geßner, 136.
Gmelin, Charlotte Henriette (Schilflottchen), 41. 49 ff. 105. 107. 113. 114. 115. 117. 121. 123. 126. 127. 133. 147. 148. 179. 238. 242. 338.
Gmelin, Christian Gottlieb, 101.
Gmelin, Dr. Christian Heinrich, 53.
Görgen (Irrenarzt), 129. 217. 291. 292. 385.
Goethe, Johann Wolfgang von, 4. 11. 83. 101. 133. 140. 145. 316. 400.
Grillparzer, Franz, 217. 220.
Großmann, Agnes von (Calatin), 252. 328.
Gruber, Joseph, 3.
Grün, Anastasius, 4. 19. 43. 94. 217. 289. 290. 297. 336. 381. 394.
Grün, Graf (General), 403.
Grüneisen, Karl, 100. 132.
Guarnerius, Josef, 282. 357.
Gutzkow, Karl, 98. 297.

Haanen, R. van (Maler), 152.
Hallberger (Verlagsbuchhändler), 254.
Hammer-Purgstall, Josef Freiherr von, 220.
Hartmann, Johann Georg August von, Geheimrat, 55. 131. 132. 133. 134. 135. 138. 144. 145. 148. 159. 165. 166. 167. 169. 176. 180. 188. 193. 210. 218. 222. 348. 368. 399. 400. 401. 402. 403.
Hartmann (-Dannenberger), Anna Mariette von, 132. 133. 148.
Hartmann, Charlotte von, 78. 133. 148. 327.
Hartmann, Ernst (Pfarrer), 80.
Hartmann, Dr. Ernst, 79.
Hartmann, Ferdinand, 137. 138. 403.
Hartmann, Heinrich, 399.
Hartmann, Henriette, 400.
Hartmann, Hermann, 80.
Hartmann, Julie von, 133. 145. 146. 148. 210. 369.
Hartmann, Karl, 80.
Hartmann, Leopold, 80.
Hartmann, Luise Mariette von, 133. 148. 193.
Hauer, Bertha, 30 ff., 48. 58. 59. 73. 82. 159 159. 263.
Hauff, Wilhelm, 132.
Haug, Friedrich, 139.
Hehl, Nicolaus, 3.
Heine, Heinrich, 277. 278. 286. 287.
Heinrich (Madame), 172.
Helwig, Generalin von. 138.
Herder, Emil, 135.
Herder, Johann Gottfried von, 275. 401.
Herder, Luise von, 132.
Heuß, Julie, 80.
Heussenstamm, Theodor Graf von, 313.
Hiller, 345.
Hölderlin, Friedrich, 130.
Holtei, Karl von, 217.
Homer, 179.
Huber, Philipp, 217. 218.
Huber, Therese von, 132. 135.

Jäger, Marie, 54. 339. 340. 341. 342. 343. 350.
Jean Paul, siehe Paul.
Jerome, 139.

Johannes der Täufer, 126. 161.
Joseph, Fürst zu Fürstenberg, 132.

Kalb, Charlotte von, 43.
Karl, Erzherzog von Österreich, 129. 216. 402. 403.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar, 400.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg, 400.
Katharina, Königin von Württemberg, 131. 132.
Kellersberg, Katharina Freiin von, 6.
Kerner, Friederike, 51.
Kerner, Justinus, 24. 50. 67. 73. 74. 75. 105. 122. 124. 126. 132. 145.
Kerner, Theobald, 24. 177. 400.
Kielmaier, Charlotte, 112. 118.
Kielmaier, Marie, 112. 118.
Kleist, Heinrich von, 87.
Kleist, Ulrike von, 87
Klemm, Joseph, 32. 65. 66. 70.
Kleyle, Franz Joachim, Ritter von, Hofrat, 213, 214. 216. 219. 245 403.
Kleyle, Fritz, 21. 31. 34. 35. 36. 39. 40. 45. 213. 243.
Kleyle, Rosalie, 318. 328.
Klüpfel, Karl, 100. 102.
Koch, Professor Dr. Max, 85. 87. 94. 309.
Köchel, Ludwig, Ritter von, 216. 217.
Köstlin, 61. 109. 114. 199.
Kövesdy, Joseph von, 60.
Kolb, Gustav, Redakteur, 192.
Kreutzer, Konradin, 52. 132. 402.
Kruse, 132.
Kurz, Hermann, 132.

Lavater, 400.
Lederer (Baron von), 122.
Lengefeld, Charlotte von, 53.
Lerchenfeld, von, Minister, 401.
Lewald, August, 186. 339.
Leibnitz (Fräulein), 172.
Lobkowitz, 2.
Löwenthal, Arthur, 293.
Löwenthal, Ernst, 292.
Löwenthal, Maximilian von, 147. 174. 216. 217. 218. 219. 220. 223. 235. 242. 243. 244. 297. 329.
Löwenthal, Sophie von, 24. 43. 44. 57. 77. 78. 81. 87. 117. 127. 147. 171. 172. 173. 174. 179. 183. 187. 189. 191. 195. 207. 213 ff. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 327. 328. 329. 331. 332. 333. 336. 337. 349. 350. 357. 363. 380. 397.
Löwenthal, Zoë, 292.
Ludwig, W. S., Dr, Staatsrat; 190. 194. 195. 196. 198. 199. 201.
Luise, Fürstin von Anhalt-Dessau, 134.

Maigraber, Franz, 1.
Maigraber, Magdalena, 2.
Margarete (Hauer), 33. 35.
Marie, Gräfin von Württemberg, 51.
Marie, Prinzessin von Württemberg, 132. 153.
Märklin, 123.
Matthisson, 132. 134. 135. 149. 401.
Matuschinsky, Johann, 122.
Mayer, Karl, 23. 50. 64. 67. 69. 70. 83. 105. 119. 137. 150. 162. 164. 166. 387. 403.
Mayer, Louis, 150.
Mendelssohn-Bartholdy, Fel., 93. 114. 345.
Mendelssohn, Moses, 114.
Meier, H. H., 61.
Meier, Lucie, 61. 63. 74. 104. 106. 115. 117. 122. 124. 126.
Menzel, 142.
Mikschik, 235.
Mina (Minna), 32.
Mohl (Kaufmann), 401.
Mohl (Kommissionär), 122.

Moſes, 281.
Mozart, 314.
Müller, Ernſt, 387.
Müller, Johann Friedrich W., 54.
Müller, Johann G., 54.
Müller, Wilhelmine Chr. R., 54.

Nagler, G. K., 139.
Neipperg, Marie Gräfin von, 132.
Niembſch, Franz, Edler von Strehlenau, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 81. 82. 115. 116. 206.
Niembſch, Oberſt, 8. 20
Niembſch, Leni, 9.
Niembſch, Magdalena, 2. 3.
Niembſch, Thereſia Anna. 2.
Niembſch, Thereſe von, 1 ff. 39. 58. 61. 81. 108. 111. 115. 116. 133. 206. 229. 315.
Niembſch-Schurz, Thereſe, 9. 15. 53. 61. 85. 108. 148. 152. 163. 164. 165. 171. 187. 280. 288. 291. 344. 355. 357. 387. 389. 390.
Niki, ſ. Nikolaus Lenau.
Niendorf, Emma, 51. 78. 86. 116. 128. 132. 176. 178. 204. 208. 246. 252. 264. 394.
Nietzſche, 296.
Novalis, 74.

Ockel, Johanna, 235.
Ockel, Karoline von, 204. 216. 402.
Öhlenſchläger, 132.

Pallant, Freiin von, 142.
Panowka, 186.
Pappenheim, Fernanda, Gräfin, 252. 328.
Paul, Jean (Friedrich Richter), 132. 149. 401.
Peſtalozzi, Heinrich, 135.
Pfizer, 66. 100. 103. 104. 110. 123. 132. 192. 196. 197. 198. 201. 368. 375. 378.
Phaëton, 84.
Pindar, 98.
Platen, 211.
Plato, 229.
Porbeck, Freiherr von, Geſandter, 196. 197. 198. 271.
Poſt, Heinrich von, 124.
Poſt, Henriette von, 124, 125.
Pröhle, H., 98.
Puchelt, Profeſſor, 108.

Raimund, 217.
Reinbeck, Emilie von, 48. 50. 52. 55. 56. 77. 78 124. 126. 131 ff. 204. 212. 218. 219. 222. 242. 246. 256. 265. 266. 267. 268. 275. 277. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 326. 327. 330. 345. 346. 347. 349. 352. 355. 357. 361. 362. 363. 365. 366. 367. 369. 370. 374. 375. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 386. 396. 397. 401. 402. 403.
Reinbeck, Georg von, Hofrat, 48. 55. 77. 124. 126. 138. 139 ff. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 148. 149. 159. 162. 165. 169. 171. 172. 176. 177. 180. 186. 187. 190. 199. 204. 208. 210. 222. 256. 280. 348. 355 362. 363. 375. 376. 379. 402.
Reinbeck, Sigismund, 139.
Reinhardt, Graf, 401.
Richter, Ludwig, 58.
Ronconi, 314.
Rückert, Friedrich, 132. 145. 149. 171.

Sabatier, François, 332. 336.
Sachſenheimer, 385.
Schelling, Dr. Karl, 188. 190. 192. 193. 194. 198. 199. 269. 279. 282. 288. 352. 387.
Schelling (Philoſoph), 132.
Scherr, Johannes, 1. 7. 41.
Schiedmayer, 105.
Schilflottchen, ſiehe: Charlotte Gmelin.
Schiller, Friedrich von, 53. 83. 113. 140. 141 142. 399.
Schiller, Johann Kaſpar, 399.

Schlönbach, C. A., 180.
Schloſſer (Goethes Schwager), 401.
Schönſtein, 328.
Schopenhauer, Johanna, 132.
Schott (Prokurator), 383.
Schott, Chriſtine Eliſabeth, 101.
Schröder (Schauſpielerin), 322.
Schubert, 313.
Schubart, Chriſtian Friedrich Daniel, 400.
Schurz, Anton Xaver, 5. 17, 19. 23. 33. 34. 41. 46. 48. 51. 55. 56. 59. 69. 75. 85. 86. 106. 127. 146. 147. 151. 163. 166. 187. 190. 192. 199. 204. 211. 218. 220. 251. 252. 286. 288. 291. 292. 294. 323. 324. 325. 326. 327. 331. 355. 357. 370. 371. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 385. 386. 388. 389. 390. 403.
Schurz, Thereſe, ſiehe: Thereſe Niembſch-Schurz.
Schwab, Charlotte, 101.
Schwab, Chriſtoph, 129.
Schwab, Chriſtoph Theodor, 125.
Schwab, Guſtav, 50. 51. 52. 53. 55. 59. 61. 64. 66. 77. 83. 94. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 106. 108. 109. 110. 112. 115. 117. 119. 120. 121. 123. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 132. 210.
Schwab, Henriette, geb. v. Poſt, 124. 125.
Schwab, Ludwig, 107, 121.
Schwab, Sophie, 50. 52. 53. 61. 63. 74. 98 ff.
Schwab, Sophie jun., 51. 52. 112.
Schwind, Moritz von, 337.
Shakeſpeare 57. 128.
Seidl, 38. 217.
Seume, 56.
Sommaruga, Luiſe von, 57.
Sophie, Königin der Niederlande, 132.
Spielhagen, Friedrich, 333.
Spindler, K., 43.
Spinoza, 73.
Sukow, ſiehe: Emma Niendorf.
Staub, Andreas, Maler, 215.
Stein, Charlotte von, 53.
Steinkopf, Gottlob Friedrich, Maler, 137. 138. 165.
Stilling, Jung-Stilling, 132. 134. 400. 402.
Stoll, 41. 71.

Thereſe (Freundin von Lenaus Schweſter), 32.
Thorwaldſen, Albert, 142.
Tieck, Joh. Ludwig, 132. 149. 322. 323. 330.
Tiedge, 101.
Tollen (Kapitän), 76.

Uhland, Ludwig, 50. 103. 105. 123. 126.
Ullmann, 101.
Ullrich, 194.
Unger, Karoline, 87. 174. 179. 247. 251. 253. 254. 258. 275. 312 ff.

Vogel, Dr. Karl (Stiefvater Lenaus), 7. 8. 9.
Vogel, Maler, 136.
Vogl, 217.
Voltaire, 18.
Voß, 132.

Wackernagel, 140.
Walther, Leo, ſiehe Maximilian Löwenthal.
Wangenheim, Karl Auguſt Freiherr von, 132. 135. 210. 401.
Weiſſer, Charlotte, ſiehe auch Charlotte Hartmann, 386. 390. 391.
Weiſſer, Karl Friedrich von, 78. 133. 327. 386. 387. 388.
Weiſſer, Paul von, 338. 393. 394.
Weiſſer, Sophie, 391. 392. 393. 394. 395.
Werner, Profeſſor Dr. Richard Maria, 98.

Wetzel, Hofrat, 338.
Wilhelm I., König von Württemberg, 132. 153.
Wilhelm, Herzog von Württemberg, 105.
Wolzogen, Charlotte von, 53.

Zedlitz, 217. 220.
Zeller, Dr. Albert, Hofrat, 199. 201. 204. 207. 208. 211. 283. 288. 370. 371. 372. 373. 375. 376. 377. 378. 379. 382. 383. 384. 385. 386. 392. 403. 404.
Zinkgreff, Julius Wilhelm, 113. 172.
Zöppritz, Henry, 133.
Zöppritz, Mariette, 389.
Zumsteeg, 113. 172.

Schriften von Adolf Wilhelm Ernst:

Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen, sowie dem Bildnis Leutholds. Zweite Auflage. 11 Bg. gr. 8°. Mk. 2,50. Blätter für litt. Unterh.: „Es ist der Schatten eines hochgeschätzten Dichters, welchen die biographische, stilsichere Kunst A. W. Ernsts zu geschichtlichem Leben weckt, derart, daß an seinem Werke keine künftige Litteraturgeschichte vorübergehen wird, ohne das hier mit liebevollem Bedachte ausgeführte Dichterportrait in ihren Annalen zu verewigen."

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit 10 Bildnissen. 320 S. Lexikon-Format. Mk. 4.—. Vossische Zeitung: „Ernst versteht es, litter. Wissenschaftlichkeit mit volkstümlicher Darstellung zu verbinden." Deutscher Reichsanzeiger: „In der That bringt Ernst eine schöne Gabe mit, die in der modernen Litteraturgeschichte selten geworden ist: er kann anmutig, künstlerisch, ohne Pedanterie, schlicht, warm und fesselnd erzählen." (Das Buch enthält: Körner — Chamisso — H. v. Kleist — Lessing — Goethe — Schiller — Uhland — Lenau — Reuter — Gerok.)

Goethes Religion. Eine Studie. 4 Bg. Mk. 1.—. Basler Nachr.: „Die Schrift ist mit anerkennenswerter Objektivität durchgeführt und erfreut durch ihren gedankenreichen Inhalt wie durch ihre schöne Form."

Empor! Gedichte. 128 S. Mk. 2.—. Der verstorbene Adolf Pichler schreibt in der Tiroler Wochenschrift: „Tiefe Empfindung, männliche Kraft, schöne Bilder aus Natur und Leben."

Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt.

Mit 49 Originalübersetzungen und mit litterarhistor. Aufsätzen Leutholds. 126 S. Mk. 2.—.

Hermann von Gilm. Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang enthalt. Gilms Novelle.

Reizende Miniaturausgaben

in Liebhabereinband.

Goethes Gedichte.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband
2 Bände M. 6.—

Goethes Faust.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Heines Buch der Lieder.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Heines neue u. letzte Gedichte.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Schillers Gedichte.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Schillers Wallenstein.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Rückerts Liebesfrühling.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Uhlands Gedichte.
Miniaturausgabe.
In Liebhabereinband M. 3.—

Die „Deutsche Rundschau" schreibt: Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese Miniaturausgaben, die trotz ihrer zierlichen Gestalt dennoch in schönen, klaren Typen gedruckt sind, auf festem, weißem Papier, ohne Goldschnitt (wofür wir dem Verleger besonders dankbar sind), aber in vorzüglichem Einband, der ebenso geschmackvoll ist, wie er dauerhaft scheint. Der Leser wird durch Inhaltsverzeichnis und Register der Anfangszeilen sehr wohl orientiert, so daß als Geschenklitteratur oder etwa zur Begleitung auf Reisen diese anmutigen Bändchen, einzeln oder zusammen, warm empfohlen zu werden verdienen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Lenaus

Gedichte.

Miniaturausgabe. 30 Bogen.

In Liebhaber-Einband 3 Mark.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Schillers
Frauengestalten

von **Julius Burggraf.**

2. Aufl. 6.—10. Tausend. 30 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—,
in Halbfranz M. 7.—.

Goethes
Frauengestalten

von **Dr. Louis Lewes.**

2. Auflage. 6.—10. Tausend. 30 Bogen 8°.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—,
in Halbfranz M. 7.—.

Shakespeares
Frauengestalten

von **Dr. Louis Lewes.**

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—,
in Halbfranz M. 7.—.

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.

Von **Justinus Kerner.**

27 Bogen 8°, geh. M. 4.50. in Halbfranz geb. M. 6.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.